Ec.H
K91s

Staatswirthschaft

von

Christian Jacob Kraus,

öffentlichem Lehrer der praktischen Philosophie, und der Cameralwissenschaften auf der Königsbergschen Universität.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

geheimem Ober-Finanzrathe, ostpreußischem Kammerpräsidenten, Curator der Königsbergschen Universität und Ritter des rothen Adlerordens.

H Prack

Erster Theil.

Königsberg,
bei Friedrich Nicolovius.
1808.

88249
16/6

Vorbericht.

Da die Geschichte eines Buches viel zu seiner richtigen Beurtheilung beitragen kann, so werden einige Nachrichten über die hier erscheinende Staatswirthschaft wohl nicht überflüßig gefunden werden.

Ihr Verfasser hatte seit vielen Jahren Vorlesungen über die Staatswirthschaft gehalten, deren gute Früchte sich, bei der hin und wieder davon gemachten Anwendung so merklich äußerten, daß der

Chef des ostpreußischen Finanzdepartements, Staatsminister Freiherr von Schrötter, es allen Studirenden, die in diesem Fach angestellt zu werden wünschten, zur Pflicht machte, sich durch Krausens Zeugnisse zu legitimiren, daß sie seine Vorlesungen mit Nutzen angehört hätten.

Kraus, der einen natürlichen Hang hatte, alles mögliche zur Beförderung eigener und fremder Kenntnisse beizutragen, wurde nun, obwohl weniger durch jene Anordnung, die seiner Ansicht über Lehr- und Lernfreiheit nicht zusprach, als den selbst ihm, bei dem Besuch von Zuhörern aus allen Ständen, augenscheinlich gewordenen allgemeinen Beifall, so wie durch seines Freundes, des Kriegsraths Scheffner, und mein unabläßiges Zureden aufgemuntert und *angetrieben*, seine Vorlesungen in ein förmliches Lehrbuch zu verwandeln, das den Liebhabern der staatswirth-

schaftlichen Wissenschaften wenigstens den Gebrauch des Adam Smith erleichtern könnte.

Bei seiner unglaublich weit gehenden Abneigung gegen das Autorwesen konnte er indessen doch lange nicht zu einem festen Entschluß kommen, bis endlich einer seiner Zuhörer auftrat, und sehr fleißig nachgeschriebene Vorlesungen über die Staatswirthschaft dem jetzigen Verleger zum Druck anbot: diesen Umstand benutzten seine Freunde, um ihm vorzustellen, wie es wahre staatsbürgerliche Pflicht sey, dem schwächern Theile seiner Zuhörer dadurch zu helfen, daß er:

ihnen zur Vorbereitung auf den mündlichen Vortrag wenigstens eine ganz richtige Nachschrift in die Hände brächte:

sie des vielen Selbstnachkritzelns überhöbe:

ihnen Muße schaffte, auf das Wort des Professors, der, wenn er ein so rechtschaffener Lehrer ist, wie Kraus es war, jeden Cursus mit neuen Ideen und Erfahrungen bereichert, ungestörter Acht zu haben:

besonders aber ihnen auch das Wiederhohlen und Nachtragen zu Hause erleichterte;

So ward er endlich bestimmt, seine Hefte genau zu revidiren, zu vervollständigen, und zur allgemeinen Bekanntmachung geeigneter zu machen.

Die mit diesem Geschäfte verknüpften Schwierigkeiten überzeugten ihn aber bald, daß dadurch doch nichts zu Stande kommen würde; was ihn selbst zufrieden stellen könnte; er entschloß sich also zur Ausarbeitung eines Werks über die Staatswirthschaft, in welches er alles, was im A. Smith für das Vaterland nützlich und

brauchbar wäre, aufzunehmen, und welches er durch das, was eignes Nachdenken, eigne Erfahrung, und Unterhaltung mit verständigen Geschäftsmännern, ihm als anwendbar bestätigt hatten, zu vervollständigen sich vorsetzte. Je weiter er inzwischen in dieser Arbeit vorrückte, je mehr klagte er über die Fesseln, die er sich selbst dadurch, daß er der smithschen Form treu blieb, angelegt hätte, und versicherte, daß dieser Zwang seinem eignen Ideengange eine unnatürliche Richtung gäbe, ihn nicht mit Wohlgefallen an seinem Werke arbeiten, und ihn fühlen ließe, daß er nichts Eminentes leisten würde. Indessen setzte er aus großer Gefälligkeit für das Andringen seiner Freunde und mit der Aussicht, bei Ausarbeitung des angewandten Theils der Staatswirthschaft sich freiern Spielraum verschaffen zu können, seine Arbeit doch fort. Nach Verlauf von ein paar Jahren

hatte er endlich sein Werk bis auf den eben erwähnten Theil beendigt, und sein Manuscript zur Besorgung des Abschreibens nach und nach an mich ausgeliefert. Nun mußte ihm aber, auf sein unwiderstehliches Verlangen, das Manuscript, in welchem er, während der ersten Abschreibung, schon manche bereits ins Reine geschriebene Kapitel wieder ganz umgearbeitet hatte, zur nochmaligen Revision, die er für durchaus nothwendig erklärte, zurückgegeben werden, obgleich seine endlose Unzufriedenheit mit allen seinen Aufsätzen besorgen ließ, daß er diese angeblich noch nöthige Revision, zur Vermeidung des Druckes bei seinem Leben, dem er bei seiner höchstschwächlichen Leibesbeschaffenheit keine lange Dauer versprach, benutzen würde.

Der Erfolg hat die Richtigkeit dieser Besorgniß erwiesen; denn nach seinem Tode fand man das ihm zurückgegebene Exem-

plar, ohne Spur einer von ihm wiederhohlten Durchsicht.

Das fünfte Buch, das die Vorlesungshefte über die angewandte Staatswirthschaft enthält, und das reichste an eignen, durch Erfahrung geprüften, und bestätigten Ideen seyn möchte, macht das Werk vollständig und es wird der Welt gegeben, wie es vorgefunden worden, doch fest überzeugt, daß jeder Leser etwas, mancher sehr vieles daraus werde lernen können, zumal die von dem Amtsnachfolger des Verstorbenen, dem Professor Hoffmann, mit vieler Sorgfalt ausgearbeitete Inhaltsanzeige seinen Gebrauch sehr erleichtern wird.

Außer Krausens Autorschaftshaß, läßt sich als Ursache seiner wiederaufgelebten Abneigung gegen den Druck dieses Werkes, und der daher unterbliebenen letzten Durchsicht desselben, vermuthen, daß ihn, entweder das an vielen Orten merkliche Durch-

schimmern der Heft- und Vorlesungsmanier verdrossen habe: oder daß er Willens gewesen seyn mag, einige smithsche Grundsätze gegen die lauderdalsche Theorie, die ihm vor vollendeter Ausarbeitung seines Werkes nicht bekannt geworden war, zu vertheidigen, indem ihm Lauderdals Angriffe zwar nicht unwichtig, aber doch auch nicht geeignet schienen, die Wahrheit des smithschen System wankend zu machen.

Sollte der Styl des Verfassers nicht jedem behagen; so muß ich zur Entschuldigung anführen, daß die Peinlichkeit, mit der Kraus aufs Deutlichwerden, und auf Sachreichthum dachte, ihn oft die schwerfällige Gedrängtheit im Ausdruck, die ihm in seinen mündlichen äußerst lebhaften Vorträgen, durch die er seine Zuhörer an sich fesselte, gar nicht eigen war, übersehen ließ, ob er gleich Say's ächtfranzösische Stylsleichtigkeit fühlte, und diesen fast des-

halb beneidete. Wer wollte aber, bei einem so wichtigen Werke, an einer etwas schweren Schreibart Anstoß nehmen, und sich nicht lieber von einer gedrängten Schreibart zum bessern Nachdenken nöthigen, als von einem leichten Styl zum flüchtigen Lesen verleiten lassen?

Die Vorlesungshefte über die mit diesem Werke verwandte Finanz- und Handlungswissenschaften, so wie über die Landwirthschaft und Technologie, werden von einigen seiner ältern Zöglinge, zu denen er ein besonderes achtungsvolles Vertrauen geäußert, durchgesehen, geordnet, und wenn sie zum Druck geeignet befunden werden sollten, diesem Werke folgen.

Da eine ausführliche Biographie erst der Sammlung vermischter Schriften des Verstorbenen, über welche ihr Vorbericht Auskunft giebt, beigefügt werden kann, so glaube ich diese Vorrede zur Zufriedenheit

der Leser dieses Werkes, die eine nähere Bekanntschaft mit der Persönlichkeit seines Verfassers wünschen, am besten durch Mittheilung zweier kleinen Aufsätze zu beschließen, die seinen Tod in der Königsbergschen und Berlinschen Zeitung bekannt machen.

Der Herausgeber.

Königsberg, den 3. Sept. 1807.

Am 25. August erlitt unsere Stadt und Universität einen schwer zu verschmerzenden Verlust durch den Tod des Professors der praktischen Philosophie und der Staatswirthschaft, Christian Jacob Kraus, eines der geistreichsten, gelehrtesten, gemeinnützigsten und wohlwollendsten Männer. Geboren zu Osterode den 27. July 1753 begann er 1770 seine Studien auf der hiesigen Universität, wo er bald mit Kant in Verbindung kam, so wie er in der Folge dessen Freund und vieljähriger Tischgenosse wurde. Außer diesem und seinem Onkel, dem Kirchenrath Buchholz, hatte noch der verstorbene Johann George Hamann bedeutenden, ihm selbst in beständig gutem und dankbarem Andenken gebliebenen Einfluß auf seine Bildung. Von seinem Plane Theologie zu studieren, ging er früh ab, widmete sich mit beispiellosem Eifer den humanistischen, mathematischen und philosophischen Studien und ward hierauf Hauslehrer, unter andern im Hause des Grafen von Kayserling, wo er

Youngs politische Arithmetik übersetzte, die 1777 mit Anmerkungen gedruckt wurde, welche schon viel von ihm erwarten ließen. 1778 ging er nach Berlin, und zog damals die Aufmerksamkeit des bekannten Ministers von Zedlitz auf sich. Von dort begab er sich wieder als Führer eines studirenden Jünglings nach Göttingen, wo Heyne und Schlözer nicht allein seine Lehrer, sondern auch seine Vorbilder wurden, und seinem Geiste eine entschiedene Richtung auf Litteratur und Geschichte gaben, der er sehr getreu blieb. Er promovirte sodann in Halle, und ward 1781 als Professor bei der hiesigen Universität angestellt. Die Summe des Nützlichen und Treflichen, das er auf diesem Standpunkte würkte, läßt sich nicht berechnen. In den ersten Jahren hielt er Vorlesungen über praktische Philosophie und außerdem auch über griechische Schriftsteller, Geschichte und Mathematik, welche letztere sein Lieblingsstudium war. Sein Hörsaal war nicht nur von Jünglingen der angefülltesten, sondern ward auch in spätern Jahren von reifern und angesehenen Dienstmännern häufig besucht, besonders als er, den Umfang seiner Würksamkeit enger steckend, sich mehr mit Darstellung und Erweiterung der

Staatswirthschaft beschäftigte. Nicht minder würkte Kraus durch die magische Kraft, die er besaß, jedes Talent, das ihn berührte, jede Lernlust, die sich ihm zeigte, zu wecken, zu spornen, zu lenken, zu begeistern.

Wie mancher gute Kopf verdankt ihm Selbsterkenntniß und Fortschritte! Einheimisch fast in jedem Felde menschlichen Wissens und Würkens war er ein ächter Polyhistor, weil er mit allem Gelernten eigenthümlichen Scharfsinn und blühende Einbildungskraft verband; daher sein Vortrag auch so sachreich, so wortkarg, so lebendig, so hinreißend war. Ganz den Wissenschaften, mit fast sträflichem Fleiße, lebend, war er nichts weniger als ungesellig, sondern nützte durch seinen Umgang, den er mehr mit vorzüglichen Geschäftsmännern und ausgezeichneten Mitgliedern gebildeter Stände, als mit Professionsverwandten unterhielt, vielleicht eben soviel als vom Katheder. Auf litterarische Celebrität ging er wahrlich nicht aus; darum ist nur wenig von ihm durch den Druck bekannt geworden: aber auch dieses Wenige, unter dem wir nur die Zugabe zu seiner neuen Uebersetzung von Humens politischen Versuchen (Königsberg 1800.) erwähnen, und wozu einige wichtige Recensio-

nen in der allgemeinen Litteraturzeitung gehören, zeigt die Vielseitigkeit seines Wissens und die Tiefe seines Eindringens. — Sein handschriftlicher Nachlaß ist, nach seinem im Leben oft geäußerten Wunsche, jetzt in den Händen seines innigsten Freundes, des Geheimen Finanzraths v. Auerswald und es werden aus selbigem eine, auf unabläßiges Andringen seiner Freunde, seit einigen Jahren ausgearbeitete Staatswirthschaft, an der er aber, um dem Publikum etwas Vollendetes zu liefern, immer noch mit ängstlicher Sorgfalt feilte, so wie andre staatswirthschaftliche, philosophische und mathematische Aufsätze dem Druck übergeben werden. — Wohlthun und zwar im Stillen, reichlich und nicht auf gemeine Weise, war ihm Bedürfniß des Herzens. Gewissenhaft bis zur Aengstlichkeit, uneigennützig im höchsten Grad opferte er Kraft und Mühe, wo sie irgend gefordert wurden und er schien erst dann in seinem rechten Wesen zu seyn, wenn er für Andre mit Aufopferung würken konnte. Diesem Enthusiasmus, für fremdes Wohl und fremdes Bedürfniß thätig zu seyn, verdanken Unzählige, Unzähliges. — Was er auch in höhern Würkungskreisen dem Vaterlande zu seyn wünschte, und oft würklich war, wurde

de gewiß nicht durch ihn bekannt, blieb aber weder ganz unbekannt noch unerkannt. Nur die Kabinetsordre unsres Monarchen vom 23. August, durch die Se. Excellenz der Herr Staatsminister von Schrötter den Auftrag erhielt, dem Verstorbenen für sein gründliches Gutachten über einen ihm vorgelegten staatswirthschaftlichen Gegenstand, im Nahmen Sr. Majestät zu danken, ging erst an seinem Todestage ein, um auf seinen Sarg gelegt zu werden. —

Berliner Zeitung vom 10. September 1807. No. 109.

Berlin vom 10. September.

Einen sehr schmerzhaften Verlust haben die Wissenschaften im Preußischen Staat, und besonders die Universität Königsberg am 25. August erlitten, durch den Tod des dortigen Professors Christian Jacob Kraus. Er gehörte in die Reihe der universellen Geister, wie sein Landsmann und Freund Kant. Diesen übertraf er noch von Seiten der Gelehrsamkeit, und der ausgebreitetesten Sprachkenntniß; seine gründliche ausführliche Rezension des Russischen Glossariums in der alten allgemeinen Litteraturzeitung ist bewunderungswerth. Kraus hatte alle Tiefen der Mathematik und der peculativen Philosophie durchwandert, schien aber sich der scharfsinnigen und feinen Untersuchungen des praktischen Theils, vornehmlich der Moral und der Psychologie, widmen zu wollen, wie seine vortreflichen Dissertationen zeigen. Hierauf wählte dieser große Geist, dem alle Gebiete des Wissens offen standen, wie es scheint aus edlem

Eifer für sein Vaterland und für die Wissenschaft, das Fach der Staatswirthschaft im höhern edlern Sinne dieses Worts. Schon früh, als ein 23jähriger Jüngling, begleitete er seine Uebersetzung von Arth. Youngs Politischer Arithmetik mit Anmerkungen, die einem erfahrnen und denkenden Finanzminister Ehre gemacht haben würden. Er schrieb sehr wenig, weil er seinem selbstgewählten Berufe des Lehrens treu bleiben wollte. Nicht der Schatz gesammelter Kenntnisse, noch der grose Reichthum eigener Ideen, weder die häufigen Anforderungen seiner Freunde, noch die seltsamen Produkte vorlauten Selbstdünkels und verkehrten Sinnes, die ihm oft Unwillen, oft Lachen erregten, konnten ihn vermögen, die Legion der Schriftsteller zu vermehren. Dafür aber hatte die Jugend den treuesten, bereitwilligsten, vielseitigsten, Führer und Rathgeber an ihm. Sein lichtvoller, sachreicher Vortrag ward auch von Anderen benutzt: die edelsten, angesehnsten Männer der Stadt und des Landes beeiferten sich von ihm zu lernen; die großen, würdigen, bessern Grundsätze der Wissenschaft wurden durch ihn verbreitet, und fanden nach und nach Anwendung. — Vor 20 Jahren entlarvte er einen

betrügerischen Abentheurer, der sich der Religion wegen verfolgt nannte, Freiherrn von Mortezinne; und 1800 lieferte er des scharfsinnigen Hume politische Versuche, mit einer Zugabe. Mit seinem Nahmen sind bloß die zwei lateinischen Abhandlungen, welche er als Magister und Professor schreiben mußte, bezeichnet. Die deutsche Welt hat wohl nur wenig solche Wisser und Denker, wie er war, gehabt, und noch wenigere, die, wie er, um litterarischen Ruhm unbekümmert, ihre große Geistesthätigkeit bloß dahin richteten, nützlich zu seyn. — Ein so erhellter, durch hohe Wissenschaften ausgebildeter Geist, war bei ihm mit dem reinsten Gemüth verbunden, mit einem wahrhaft kindlichen Sinn, mit der schönsten, sanftesten, zartesten Seele. Es leben in unserm Staate überall, und nahmentlich auch in Berlin, Viele, die den edlen Mann mit herzlicher Liebe Freund nannten, u. s. w. Sein Leichenbegängniß war sehr feierlich.

Inhalt des ersten Bandes.

I. Einleitung. S. 1.

1. Zweck der Staatswirthschaft. das.

A. Staatswirthschaft im engern Sinne, beabsichtigt der Nation ein reichliches Einkommen zu schaffen; das.

B. Finanzwissenschaft bezweckt den Staat mit Einkünften zu versorgen. das.

2. Nur erstre soll hier abgehandelt werden. Dabei kommt es darauf an:

A. den Ursprung und das Wesen des Nationaleinkommens zu entwickeln; 4.

B. diese Erkenntniß auf die übliche Wirthschaft der Staaten anzuwenden. das.

3. Der Ertrag der Arbeit ist der Fonds, woraus die Nation

A. ihre Bedürfnisse bestreitet, 5.

B. Verlag sammelt, 7.

a. Verlag ist aufgesparter Arbeitsertrag, Naturfonds alles von Arbeit unabhängig vorhandene. 7.

b. Der Naturfonds kann aber auch nur durch Arbeit benutzt werden; 8.

c. und der Ertrag dieser Benutzung wird vermehrt durch Verwendung von Verlag. 9.

C. Der Wirthschaftsbetrag ist die Summe des Einkommens und Verbrauchs, 10. die Wirthschaftsbalanz das gegenseitige Verhältniß derselben. 11.

4. Arbeit ist dem Ertrage nach

A. produktiv, wenn sie etwas erzeugt, wodurch die Arbeit bezahlt werden kann: 13.

a. durch Produktion im engern Sinne, nehmlich

aa. entweder durch Gewinnung freiwilliger Naturerzeugnisse, 14.

bb. oder durch künstliche Erzeugung roher Stoffe; 15.

b. durch Fabrikation, indem sie

aa. den Werth des rohen Stoffs erhöht, 16.

bb. die Arbeit der Producenten durch Verschaffung von Werkzeugen erleichtert, 17.

cc. das Interesse zur Produktion durch Vermehrung der Brauchbarkeit der rohen Stoffe erhöht; das.

c. durch Handel, welcher den Nutzungswerth der Produkte erhöht, 17.

aa. unmittelbar für die Konsumenten, 18.

bb. mittelbar für den Producenten und Fabrikanten, indem er ihnen

aaa. die Beschwerde des Tausches abnimmt, 19.

bbb. einen weitern Markt eröffnet, das.

ccc. Unterricht ertheilt durch Vorlegung von Mustern, das.

ddd. Aufmunterung giebt durch Darreichung von Vorschüssen; 20.

B. inproduktiv, wenn sie nichts erzeugt, wodurch Arbeit bezahlt werden kann. 21.

5. Nur produktive Arbeit giebt einen reellen Ertrag, 23. und dieser

A. kommt zu statten

a. als ursprüngliches Einkommen

aa. den Arbeitern, als Arbeitslohn, 26.

bb. den Verlegern, als Verlagsprofit, 26.
cc. den Grundeignern, als Bodenrente; daſ.
b. als abgeleitetes Einkommen
aa. den Rentenierern, als Zinſen von Darlehnen, 27.
bb. den Beſoldeten, als Vergeltung von unproduktiver Arbeit, daſ.
cc. den Freizehrern, als freie Gabe; daſ.
B. und wird vertheilt durch die Konkurrenz aller, die ihren Zuſtand zu verbeſſern ſtreben. 28.
II. Erſtes Buch. Von demjenigen, was ſich auf die Würkſamkeit der Nationalbeſchäftigung bezieht. 35.
1. Erſter Abſchnitt. Von der Arbeitstheilung, 36.
A. Erſtes Kapitel. Wie das Theilen der Arbeit den Ertrag derſelben vermehren hilft. daſ.
a. Daß die Theilung der Arbeiter den Ertrag derſelben würklich vermehre, zeigt die Erfahrung
aa. unmittelbar, 36.
aaa. ganz klar bei Fabriken, wo ein Arbeiter derſelben Werkſtätte dem andern in die Hand arbeitet; 37.
bbb. aber auch bei Betrachtung der Gewerbe, wo die verſchiednen Arbeiter nicht in einer Werkſtätte vereinigt ſind: 38.
bb. mittelbar, indem
aaa. nur die Bemerkung, daß die Theilung der Arbeit den Ertrag vermehre, dieſe Theilung veranlaßt haben kann, 41.
bbb. auch bei den kultivirteſten Nationen eben
α. die Arbeiten am mehreſten getheilt, 42.
β. und die dergeſtalt getheilt arbeitenden Volksklaſſen am wohlhabendſten ſind. daſ.
b. Auch muß die Theilung der Arbeiten nothwendig den Ertrag vermehren; inſofern ſie

aa. die Zeit erspart, die durch den Uebergang von einer Arbeit zur andern verloren wird, 44.

bb. die Fertigkeit der Arbeiter vermehrt, indem sie die Arbeit jedes Einzelnen vereinfacht, 45.

cc. die Erfindung arbeitsparender Maschinen und chemischer Operationen veranlaßt, indem sie die Aufmerksamkeit mehr auf die einzelnen Theile der Arbeiten lenkt. 47.

B. Zweites Kapitel. Schranken der Arbeitstheilung, 52.

a. in der Natur der Arbeit selbst; das.

aa. besonders bei der Landwirthschaft, weil die einzelnen Arbeiten von den Jahreszeiten abhängen, und daher einen Arbeiter nicht unausgesetzt beschäftigen können, das.

bb. Aber eben deswegen sind auch sehr kultivirte Nationen minder kultivirten weniger in der Landwirthschaft als in Fabrikarbeit überlegen. 54.

b. in der Möglichkeit des Absatzes. 54.

aa. Daher die Unvollkommenheit der Gewerbe in den kleinen Städten, auf dem Lande, in schwach bevölkerten Gegenden; 55.

bb. und die Vollkommenheit derselben, wo der wohlfeile Wassertransport die Aufsuchung entlegner Märkte erleichtert. 56. Eben darum

aaa. wurden in der alten Welt Aegypten, Griechenland, Ostindien und China so früh kultivirt, vorzugsweise vor Mittelasien und dem innern Afrika, 58.

bbb. und auch in der neuen Welt folgten die Ansiedelungen den schiffbaren Gewässern. 61.

C. Drittes Kapitel. Vom Ursprunge und Gebrauche des Geldes, als Folge der Arbeitstheilung. 61.

a. Die nothwendige Folge der Arbeitstheilung ist Tausch, der aber unmittelbar sehr lästig wird, 62.

aa. denn es ist schwer, den aufzufinden, der grade ein einzelnes Bedürfniß gegen eine einzelne Waare ablassen will; 62.

bb. und noch schwieriger ist es, für ein einzelnes Stück Waare grade nur so viel von verschiednen Bedürfnissen, als man braucht, einzutauschen. das.

b. Daher wurde zeitig die Nothwendigkeit eines allgemeinen Tauschmittels fühlbar, das alle Nationen mit dem Fortgange der Kultur nach mancherlei Versuchen zuletzt in Metallen, und vorzüglich in den edlen Metallen fanden. 64.

c. Der Grund dieser Uebereinkunft liegt in den Eigenschaften der edlen Metalle. 65.

aa. denn ein allgemeines Tauschmittel muß seyn

aaa. überall gleichartig, 66.

bbb. ohne Verlust theilbar, das.

ccc. bequem aufzubewahren, das.

ddd. leicht zu übergeben. das.

bb. Die edlen Metalle besitzen

aaa. die erstern beiden dieser Eigenschaften ausschließlich im höchsten Maaße; 67.

bbb. die dritte haben sie mit den kostbaren Steinen gemein; 69.

ccc. aber bei der vierten zeigten sich Schwierigkeiten, da nur erforscht werden kann

α. die Qualität durch einen chemischen Scheidungsprozeß, 70.

β. die Quantität durch mühsames und genaues Wägen. das.

ddd. Allein den letztern Schwierigkeiten half die Prägbarkeit der Metalle ab. Mittelst derselben verbürgte man

α. zunächst die Qualität oder Feinheit durch Stempelung, 71.

β. später auch die Quantität oder das Gewicht durch ein das ganze Stück überdeckendes Gepräge. das.

ββ. Daher haben viel Münzen ihre Benennung von Gewichten; 72.

ββ. aber sie enthalten nirgends diese Gewichte mehr, da man in der Folge betrüglich ein geringhaltigeres Ausprägen eingeführt hat. 73.

d. Was so entstand, ist eigentlich Münze. Aber Geld ist jedes Handelsinstrument. 75.

e. Geld befördert die Arbeitstheilung nur in so fern, als es den Tausch erleichtert, und also den Markt erweitert. 77.

D. Viertes Kapitel. Von dem wesentlichen und dem nahmentlichen Tauschwerthe der Waaren, oder von ihrem Sach- und Geldpreiße. 78.

a. Vorerinnerungen. das.

aa. Der Geldpreiß einer Waare ist das Quantum reines Gold oder Silber, dem dieselbe im Tausche gleich geschätzt wird. 78. Derselbe ist entweder

aaa. Marktpreiß, welcher sich auf die allgemeinste Schätzung beziehet, 80. oder

bbb. Naturpreiß, für den sie noch eben anhaltend zu Markte gebracht werden kann. das.

bb. Der Sachpreiß einer Waare ist ihr Werth nach einem unveränderlichen Maaßstabe geschätzt. Da der Werth von Gold und Silber selbst veränderlich ist; so sind diese Metalle kein solcher Maaßstab, und mithin Geld- und Sachpreiß etwas verschiednes. 82.

b. Erste Abtheilung. Vom Sachpreiße. 83.

aa. Der unabänderliche Maaßstab des Werths aller Waaren ist die Freiheit und Ruhe, die aufgeopfert, und die Mühe und Beschwerde, die übernommen werden muß, um eine gegebne Arbeit zu vollbringen. 83.

aaa. Dieß Maaß ist am leichtesten an Arbeit von der gemeinsten Art zu erkennen. 84.

bbb. Den Werth der Arbeit bestimmt die Uebereinkunft der Urtheile des Arbeiters, und dessen, der ihn beschäftigt: daher macht die individuelle Ansicht des Arbeiters dieß Maaß nicht unsicher. 85.

ccc. Sobald der Sachpreiß des Silbers durch Vergleichung mit gemeiner Arbeit ausgemittelt ist, kann der Geldpreiß aller Waaren auf den Sachpreiß reducirt werden. 86.

bb. Das Verhältniß des Silbers zu gemeiner Arbeit ist aber für entfernte Zeiten schwer aufzufinden: denn

aaa. die gemeinen Arbeiter waren selten freie Leute, 91.

bbb. sie empfingen ihren Lohn gemeinhin zum Theil in Naturalien, daß.

ccc. die ältern Schriftsteller haben wenig Nachrichten über den Geldlohn aufbewahrt. 92.

cc. Insoweit der Preiß der Arbeit durch den Preiß der gemeinsten Nahrungsmittel bestimmt wird, könnte man versuchen, den Geldpreiß des Brodgetreides zu Ausmittelung des Sachpreißes des Silbers zu brauchen. 92.

aaa. Dabei wird aber vorausgesetzt:

α. daß der Geldpreiß des Brodgetreides bloß von der Beschaffenheit der Erndten, der Handlungskonjunkturen und des Sachpreißes des Silbers abhänge; 93.

β. daß in zwei Perioden von einer Reihe von Jahren sich die Abwechselungen des Getreidepreißes, welche durch die Verschiedenheit der Erndten und Handelskonjunkturen entstehn, gleichförmig kompensiren; daß.

γ. und daß man daher durch vieljährige Durchschnitte die Würkung der Verschiedenheit der Erndten und Handelskonjunkturen absondern,

und also die Würkung der Veränderlichkeit des Silberwerths rein übrig behalten könne. 94.

bbb. Führen solche Durchschnitte würklich auf Verschiedenheiten des Verhältnisses zwischen Getreide und Silber; so bleibt es immer weit wahrscheinlicher, daß sich der Sachpreiß des Silbers, als daß sich der Sachpreiß des Getreides geändert habe; weil gleich viel Arbeit viel näher gleich viel Getreide, als gleich viel Metall hervorbringt. 96.

dd. Aber der Preiß der Arbeit hat nur so lange einerlei Verhältniß zu dem mittlern Geldpreiße des Getreides, als sich der Gang der Nationalindustrie nicht ändert: denn nur so lange bleibt das Auskommen, das der Arbeiter in seinem Lohne erhält, dasselbe. Dieses Auskommen ändert sich

aaa. nicht, wenn der Arbeiter mehr oder weniger Geldlohn erhält, 100.

bbb. aber wohl, wenn der Arbeiter für den Geldlohn sich mehr oder weniger Genüsse verschaffen kann. 104.

c. Zweite Abtheilung. Vom Geldpreiße. 105.

aa. Der Tauschwerth der edlen Metalle

aaa. ist abhängig

α. von den Hervorbringungskosten, 105.

β. und von der Nachfrage, die durch den Verbrauch erzeugt wird. das.

bbb. minder abhängig von zeitlichen und örtlichen Verhältnissen, als der Tauschwerth der unedlen Metalle, weil die edlen Metalle

α. höchst dauerhaft, 108.

β. und höchst transportabel sind. 109.

ccc. Aendert sich daher

α. der Ertrag der Gold- und Silberminen, so wird,

αα. wenn er steigt, für jede Waare verhältnißmäßig mehr; 113.

ββ. wenn er fällt, für jede Waare verhältnißmäßig weniger edles Metall gegeben; 115.

β. der Ertrag der Arbeit, so wird

αα. wenn er steigt, für jede Waare verhältnißmäßig weniger; 118.

ββ. wenn er fällt, für jede Waare verhältnißmäßig mehr edles Metall gegeben: daß.

γ. und es bestimmt daher nur das Verhältniß des jederzeit Käuflichen gegen die gleichzeitig vorhandne Menge der edlen Metalle den Tauschwerth derselben. 119.

bb. Auch der Tauschwerth jeder andern Sache bestimmt sich

aaa. durch die Hervorbringungskosten, indem dieselbe nur so lange anhaltend zum Verkaufe angeboten werden kann, als

α. die darauf verwandte Arbeit so hoch belohnt, 121. und

β. der darauf verwandte Verlag mit so hohem Profite erstattet wird, als dieß verhältnißmäßig bei andern Anwendungen von Arbeit und Verlag gewöhnlich ist. 122.

bbb. durch die Nachfrage, die da abhängt

α. vom Stande der Bodenkultur, so daß alle Waaren steigen, die bei fortschreitender Kultur nur mit mehr Arbeit und Verlag erzeugt werden; 122.

β. vom Stande des Gewerbfleißes, so daß alle Waaren fallen, die bei fortschreitender Industrie mit weniger Arbeit und Verlag erzeugt werden. 123.

cc. Aenderungen im Tauschwerthe

aaa. der edlen Metalle ändern die Preiße aller übrigen Käuflichkeiten gleichförmig; 126.

bbb. andrer Waaren ändern nur den Preiß derselben allein. daß.

d. Dritte Abtheilung. Anwendungen. Der Unterschied zwischen Geld- und Sachpreiß ist

aa. ohne Nutzen für die täglichen Kaufgeschäfte, weil beide an einerlei Orte für einerlei Zeit in allen Waaren einerlei Verhältnisse haben. 128.

bb. aber wichtig; 129.

aaa. Wenn es darauf ankommt, immerwährende jährliche Leistungen so zu bestimmen, daß ihr Werth unveränderlich bleibe. 130.

α. Dabei ist zu berücksichtigen

αα. der veränderliche Nominalwerth der Münzen, 130.

ββ. der veränderliche Sachpreiß der edlen Metalle. das.

β. Daher muß die Leistung

αα. in einer bestimmten Menge reines Goldes oder Silbers bedungen, 133.

ββ. die periodische Abänderung dieser Quantität nach Verhältniß des Werths der edlen Metalle vorbehalten werden; das. wobei

ααα. die Perioden, worin die Abänderung statt finden soll, wohl kürzer, aber nicht länger angenommen werden können, als die Perioden, aus deren Durchschnitte der Metallwerth bestimmt wird. 134.

βββ. in den nördlichen Gegenden bei Bestimmung des Metallwerths nicht bloß auf die Roggenpreiße, sondern auch auf die Gerstenpreiße zu achten ist; 135.

γγγ. bei Ermittelung der Durchschnittspreiße jede Einwürkung ausgeschlossen werden muß, die nicht periodisch wiederkehrt. 137.

γ. Unauflößlich bleibt die Schwierigkeit, daß in jeder Periode nicht der in derselben herrschende Metallwerth, sondern der in der nächstvorhergehenden statt findende den Betrag der Leistung bestimmt. 139.

αα. Dieß benachtheiligt

aaa. nicht den Empfänger des Kanons, in so fern er eine moralische unsterbliche Person ist, 139.

βββ. aber wohl den sterblichen Pächter; 140.

ββ. und es ist daher nöthig, den Kanon überhaupt nicht zu hoch anzunehmen, das.

bbb. Wenn ein vor langen Jahren übergebnes Inventarium nach einer Geldsorte zurückgeliefert werden soll; 141.

ccc. Um den jetzigen Werth eines alten Gelddarlehns zu schätzen; 143.

ddd. Um aus alten Geldpreißen die jetzigen Realwerthe der Waaren zu finden; 144.

eee. Um gleichzeitige Preiße auf sehr weit entlegnen Märkten zu vergleichen. 145.

2. **Zweiter Abschnitt.** Von der Ordnung, wornach der jährliche Ertrag der Arbeit eines Landes sich unter die Bewohner desselben vertheilt. 147.

A. Erstes Kapitel. Von den Bestandtheilen des Preißes der Waaren. 149.

a. Der Preiß der Waaren hängt ab

aa. von der darauf verwandten Arbeit, und zwar

aaa. von der Zeit, wie lange gearbeitet wird, 149.

bbb. und von der Beschaffenheit der Arbeit, je nachdem sie nehmlich

α. größre Beschwerde verursacht, das.

β. oder größre Kunstfertigkeit voraussetzt. das.

bb. von dem darauf verwandten Verlage, und zwar

aaa. von der Größe desselben unter übrigens gleichen Umständen; 150.

bbb. jedoch ist der Lohn für Inspektions- und Direktionsarbeiten sorgfältig von dem Profite vom Verlage zu unterscheiden. 151.

cc. von der Bodenrente, die statt findet, sobald der Boden Eigenthum geworden ist. 154.

dd. Es giebt aber noch immer einige Waaren, deren Preiß bloß aus Lohn, oder bloß aus Lohn und Profit, oder bloß aus Lohn und Bodenrente besteht. 155.

ee. Bei Waaren, die stufenweise veredelt werden, wächst der Verlag, mithin auch der Profit mit jeder Stufe der Veredelung. 157.

b. Alles Einkommen

aa. besteht zwar nur

aaa. unmittelbar aus Lohn, Profit oder Rente, 159.

bbb. oder es ist doch mittelbar daraus hergeleitet: das.

bb. aber der Sprachgebrauch verwechselt oft die Benennungen, besonders wenn einer Person Einkommen aus mehreren Erwerbsquellen zufließt. 160.

c. Der jährliche Ertrag der Arbeit muß nicht nur das Arbeitslohn, sondern auch den Profit und die Bodenrente einbringen: 161.

aa. folglich kostet die Erzeugung von Arbeit weniger, als sie einbringt. 162.

bb. Es könnte daher mit jedem Jahre ein größrer Verlag auf Arbeit verwendet, also der Arbeitsertrag vermehrt werden; das.

cc. aber es wird nirgend aller Arbeitsertrag wieder produktiv verwendet, sondern ein Theil davon geht durch unproduktive Arbeit verloren; das.

dd. und von dem Verhältnisse dieses Theils zu dem ganzen Ueberschusse des Arbeits-

erträges hängt der Fortschritt, Stillstand oder Rückgang des Nationalreichthums ab. 162.

B. Zweites Kapitel. Von den Veränderungen des Marktpreißes, und wie die Bestandtheile desselben in ihrem Verhältnisse gegen einander dadurch verändert werden. 163.

a. Der Preiß der Waaren ist

aa. ein Naturpreiß, in so fern er die üblichen Lohn-, Profit- und Rentensätze — den gewöhnlichen Profit des Kaufmanns, der die Waare zu Markte bringt, mit eingeschlossen — erstattet; 164.

bb. ein Marktpreiß, in so fern er derjenige ist, um welchen die Waare gemeinhin verkauft wird. das.

b. Der Marktpreiß

aa. bestimmt sich zwar aus der Nachfrage, 165. und geht

aaa. über den Naturpreiß, wenn mehr von der Waare verlangt als feil gestellt wird; 166.

bbb. unter den Naturpreiß im entgegengesetzten Falle. das.

bb. überhaupt aber sucht die Konkurrenz den Marktpreiß dem Naturpreiße gleichzustellen, und zwar in Rücksicht

aaa. der Käufer, indem Theurung den Verbrauch mindert, Wohlfeilheit ihn vermehrt; 169.

bbb. der Verkäufer, indem hohe Preiße eine größere, niedrige eine geringere Erzeugung der Waare verursachen. 171.

c. Die Abweichungen des Marktpreißes vom Naturpreiße sind

aa. theils gelegentlich, besonders abhängig von der Witterung, die vieler Erzeugnisse Quantität abändert, oder sonst doch nicht vorherzu-

sehen, und rein zufällig. 173. Die daher entstehenden Preißveränderungen haben

aaa. wenig Einfluß auf die Bodenrente; 174.

bbb. mehr Einfluß aber

α. auf den Profit, wenn sie schon fertige Waaren treffen; 175.

β. auf den Arbeitslohn, wenn sie noch zu fertigende Arbeit treffen. daſ.

bb. theils bleibender,

aaa. wenn die Erzeugung mancher Produkte auf Boden seltner Art eingeschränkt ist, wodurch die Bodenrente erhöht wird; 177.

bbb. oder wenn selten persönliche Kenntnisse in Betrieb gesetzt werden,

α. bei Handelsgeheimnissen, die den Profit erhöhen, 178.

β. bei Fabrikgeheimnissen, die mehr Arbeitslohn abwerfen; 179.

ccc. oder wenn Polizeieintrichtungen die Konkurrenz hemmen. Dahin gehören

α. Monopole, die den höchstmöglichen Marktpreiß gestatten, 180.

β. Zunftverfassungen, die wie Monopole, jedoch milder würken. 181.

d. Der Marktpreiß kann sich halten

aa. lange über dem Naturpreiße; 182.

aaa. denn die im Boden liegenden Ursachen der Preißerhöhung sind oft unbänderlich; daſ.

bbb. Handels- und Fabrikgeheimnisse bleiben mehr oder minder lange verborgen, je nachdem ihre Natur es gestattet. daſ.

ccc. die Dauer der Monopole und Zunftverfassungen hängt bloß von der Dauer der poli-

zeitlichen Einsichtungen ab, wodurch sie eingeführt werden: 182.

bb. aber nicht lange unter dem Naturpreiße; 183.

aaa. denn Land, Verlag und Arbeit entziehn sich bald dem minder lohnenden Erzeugnisse, das.

bbb. und selbst der Zwang, durch welchen Zunftgesetze die Arbeiter bei irgend einem minder lohnenden Gewerbe zurückhalten, kann nur würken, so lange die zeitige Generation der Arbeiter lebt. das.

C. Drittes Kapitel. Von den Veränderungen, denen der Naturpreiß unterworfen ist, und ihrem Einflusse auf die Vertheilung des gesammten Wirthschaftsertrages der Nation. 184.

a. Vorerinnerungen. Die Veränderungen des Naturpreißes hängen ab von dem Gange der Nationalwirthschaft. 184.

aa. Die Bilanz der Nationalwirthschaft

aaa. wird vortheilhafter,

α. wenn der Ertrag der Produktion, Fabrikation und des Handels im Ganzen zunimmt, 186.

β. wenn die Anzahl der mit Gewerben beschäftigten Hände wächst, 188.

γ. wenn das Arbeitslohn steigt. 189.

bbb. Dagegen sind keine sichre Merkmale ihrer Verbesserung

α. die vermehrte Ausfuhr, 189.

αα. weil nicht sie allein, sondern auch der innere Verkehr hier entscheidet, das.

ββ. weil nur die Ausfuhr, wofür das Land wieder Valuta erhält, seinen Wohlstand vermehrt, 190.

γγ. weil die Vergleichung höchst unsicher wird, wenn man nur Geldwerthe der Ausfuhr aus verschiednen Zeiten vor sich hat. 190.

δδ. Die Vermehrung der Masse des umlaufenden Geldes, welche auch durch das Sinken des Werths der edlen Metalle verursacht werden kann. daſ.

bb. Der Ertrag der Nationalwirthſchaft wird vermehrt

aaa. durch weſentliche Urſachen:

α. vermehrte Freiheit des Gebrauchs der Kräfte und Fähigkeiten, 192.

β. erweiterte Kenntniſſe, 193.

γ. vergrößerte Einträglichkeit der Gewerbe, daſ.

δ. anwachſendes Kapital. daſ.

bbb. durch zufällige Urſachen:

α. reiche Ernten, 194.

β. günſtige Konjunkturen, 195.

γ. neue Erwerbungen. 196.

b. Erſte Abtheilung. Von den Urſachen und Folgen des Steigens des Arbeitslohnes. 197.

aa. Der Begriff von Arbeitslohn muß ſcharf beſtimmt, und daher

aaa. Alle Rente und Profit, welche dieſelbe Perſon zugleich bezieht, abgeſondert, 200.

bbb. aber auch alles, was der Arbeiter in Geld oder Naturalien der Arbeit wegen empfängt, zugerechnet werden. 201.

bb. Den Arbeitslohn beſtimmt,

aaa. zunächſt ein Kontrakt zwiſchen Lohnherr und Arbeiter, 204.

α. wobei die Lohnherrn zwar im Vortheile ſind,

αα. weil ſie ſich leichter gegen die Arbeiter vereinigen können, daſ.

ββ. auch die Arbeiter aus Vereinigungen gegen die Lohnherrn keinen Vortheil ziehn; 205.

β. jedoch aber beschränkt sind durch die Nothwendigkeit, den Arbeitern einen solchen Lohn zuzugestehn, daß der zu Bestreitung der erforderlichen Arbeiten nöthige Stamm von Arbeitern erhalten werde. 207.

bbb. Die Nachfrage nach Arbeitern, denn sie

α. erhöht den Arbeitslohn, wenn sie die vorhandne Arbeiterzahl übersteigt; 214.

β. sie bringt den Arbeitslohn auf das Minimum, wobei noch eben der Arbeiterstamm erhalten werden kann, wenn sie der vorhandnen Arbeiterzahl eben gleich ist; 216.

γ. und senkt den Arbeitslohn unter dieses Minimum, bis die Noth die überflüßigen Arbeiter weggerafft hat, und sie geringer wird, als die vorhandne Arbeiterzahl. 217.

ccc. Ueberdieß haben auf den Arbeitslohn Einfluß

α. Verminderung der Arbeiter durch Pest, Krieg und Auswanderung, 219.

β. Vermehrung derselben durch außerordentliche Ereigniße. 220.

cc. Ob der Arbeitslohn über dem zu Erhaltung des Arbeiterstamms erforderlichen Minimum stehe, läßt sich ausmitteln

aaa. theils durch Vergleichung des Sommer- und Winterlohns, indem, wenn der Sommerlohn den Winterlohn übersteigt, jener wahrscheinlich höher seyn muß, als das Minimum. 221.

bbb. theils durch Vergleichung des Arbeitslohns mit den Preißen der Lebensmittel

α. in verschiednen Orten, 223.

β. zu verschiednen Zeiten. 224.

dd. Hoher Lohn

naa. ist der Vermehrung des Nationalreichthums förderlich, da er

α. die Bevölkerung durch Vermehrung der Arbeiter vermehrt, 225.

β. die Wirksamkeit der Arbeiter erhöht, 227.

γ. das entgegengesetzte Vorgeben der Lohnherrn ungegründet ist, 228.

δ. und die Erscheinung, daß in theuren Jahren die Arbeiter williger sind, eher aus der alsdann verminderten Nachfrage nach Arbeit, als aus einer nachtheiligen Würkung des hohen Lohns erklärt werden kann. 231.

bbb. ist der Fabrikation nicht nachtheilig: das.

α. denn er erhöht nicht nothwendig den Preiß der Waaren, weil die Vermehrung des Verlags, die hoher Lohn erzeugt, dagegen hinstrebt, das.

αα. die Arbeit durch Vertheilung und Maschinerie wohlfeiler zu machen, 239.

ββ. den Profit vom Verlage herabzusetzen. das.

β. Selbst wenn hoher Lohn die Waarenpreiße erhöhte, würde die Fabrikation dadurch nicht leiden. Denn die Wohlhabenheit der Arbeiter erweitert den inländischen Verkehr, der weit wichtiger ist, als der auswärtige, 240.

αα. weil sein Betrag an sich größer ist, das.

ββ. dabei nicht nur die Waaren, sondern auch die Valuta dafür der Nation gehören, daſ.

γγ. und er auch sichrer ist. 241.

ccc. Auch in dem unwahrscheinlichen Falle, daß der Lohn allzuhoch werden könne,

α. ist es billig dem Arbeiter den Vortheil günstiger Konjunkturen nicht zu entziehn, den in andern Fällen der Lohnherr ungekürzt genießt, 242.

β. und Lohntaxen, die den Veränderungen der Nachfrage und des Anerbietens nicht folgen können, sind,

αα. entweder unnütz, wenn sie elidirt werden, 244.

ββ. oder schädlich, indem sie, wenn streng darauf gehalten wird, die Arbeiterklasse vermindern. 245.

γ. Eben den nachtheiligen Erfolg hat der Dienstzwang. 247.

c. Zweite Abtheilung. Von den Ursachen des Steigens und Fallens des Verlagsprofits. 249.

aa. Zuerst ist der Begriff des Profits genau zu bestimmen. 249.

aaa. Profit ist der Antheil des Verlegers an dem durch seinen Verlag hervorgebrachten Einkommen, ohne Rücksicht, ob er vielleicht einen Theil davon als Zinsen von erborgtem Verlage abgeben muß. daſ.

bbb. Der Betrag des Profits ist seine absolute Quantität; der Satz desselben sein Verhältniß zu dem angewandten Kapitale. 242.

ccc. Der rohe Profit enthält auch, was zu Vergütung des übernommenen Risiko ge-

wonnen werden muß; bei dem reinen Profit ist dieß abgesondert. 243.

bb. Die Höhe des Profits läßt sich nur nach dem üblichen Zinssatze schätzen; 253.

aaa. es kommt aber dabei nicht auf den gesetzlichen, sondern auf den würklich bezahlten Zinssatz an; 254.

bbb. ferner auf Zinssätze bei gleicher Sicherheit des Kapitals. 255.

ccc. Der Geldzins ist immer niedriger, als der reine Profit; 256.

ddd. aber wie viel der Ueberschuß des letztern betrage, läßt sich allgemein nicht bestimmen. 257.

eee. Landeskalamitäten erhöhen den Zinssatz auch deswegen, weil sie den Profitsatz erhöhen. 258.

cc. Der Profitsatz beruht auf dem Verhältnisse zwischen vorräthigem Verlag, und der Gelegenheit ihn anzulegen. 259.

aaa. Der Profitsatz wird daher in Bezug auf die Menge des vorhandnen Verlags

α. niedriger, wenn der Verlag sich mehrt,

αα. weil der Arbeitslohn durch die Nachfrage nach mehr Arbeit gesteigert wird; 260.

ββ. weil die Konkurrenz der Verleger sie theurer einzukaufen und wohlfeiler zu verkaufen nöthigt; daß.

β. höher, wenn der Verlag sich mindert,

αα. weil alsdann die Nachfrage nach Arbeit, 261.

ββ. und die Konkurrenz der Verleger vermindert wird, 262.

bbb. Dagegen wird der Profitsaz in Bezug auf die Gelegenheiten Verlag anzulegen

α. höher, wenn mehr Gelegenheit zum Erwerbe eröffnet wird, 262.

αα. weil die vorhandnen Kapitale alsdann nur in den lohnendsten Erwerbszweigen angelegt werden, 263.

ββ. und daher auch in den minder lohnenden die Konkurrenz vermindert wird. das.

β. niedriger, wenn die Gelegenheiten zum Erwerbe sich mindern, und folglich die Konkurrenz der Gehalte sich mehrt. das.

dd. Folgerungen aus dem Profitsatze in Verbindung mit dem Satze des Arbeitslohns,

aaa. für Staaten, welche im Steigen oder Sinken sind:

α. England. 265.

β. Bengalen. 266.

γ. Die nordamerikanischen Freistaaten. 267.

δ. Rußland. 270.

ε. Preußen. 271.

bbb. für Staaten im Beharrungszustande, 273.

α. Bei Unsicherheit des Eigenthums, wie in China und Japan. 274.

β. bei größter Sicherheit und Freiheit, welches in der Würklichkeit noch nicht vorgekommen ist. das.

ee. Würkungen des Profitsatzes auf den Nationalwohlstand. 275.

aaa. Bei niedrigem Profite kann doch der Nationalwohlstand sehr schnell wachsen. 276.

bbb. Hoher Profit vertheuert die Waaren mehr, als hohes Arbeitslohn. 277.

ccc. Niedriger Profit nöthigt jeden ein Gewerbe zu treiben. 279.

ddd. Hoher Profit zehrt die Landrente, das ist, die Grundlage der Bodenkultur auf. das.

Staatswirthschaft.

Erster Theil.

Einleitung.

Staatswirthschaft, als ein Zweig von der Wissenschaft eines Gesetzgebers oder Staatsmannes betrachtet, setzt sich zwei besondere Zwecke vor: erstens, der Nation reichliches Einkommen zu verschaffen, oder sie vielmehr in den Stand zu setzen, daß sie es sich selbst verschaffe, und zweitens, die Regierung mit hinlänglichen Einkünften zur Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse zu versorgen: sie setzt sich vor, die Nation sowohl als die Regierung, das heißt den Staat zu bereichern. Denn Staat ist eine regierte Nation, wenn man, (wie wir hier immer thun werden,) das Aggregat der einzelnen Menschen, die zusammen eine bürgerliche Gesellschaft ausmachen, Nation, und das gesellschaftliche System, wozu jene Menschen vereinigt sind, Regierung nennt.

In Hinsicht auf jenen doppelten Zweck bedarf der Staatswirth einer genauen und vollständigen Kenntniß der bestehenden Einrichtungen seines Staats, denn bei jeder Maasregel, die er ergreifen will, muß er sich erinnern, daß der Staat einem lebendigen Körper gleicht, wo keine Veränderung in dem geringsten Theile vorgehen kann, ohne daß die Würkung davon sich dem Ganzen mehr oder weniger mittheilt. Ueberdem bedarf er in der Ausführung der Maasregeln, die er ergriffen haben mag, wenn sie gelingen sollen, oftmals einer eigenen Kunst, um ihnen durch zweckmäßige Mittel, sey es Eingang zu schaffen, oder Nachdruck zu geben, kurz würkliche Befolgung zuzusichern, die, ohne die rechte Wahl solcher Mittel, selbst den besten Anordnungen nicht selten abgeht. —

Aber neben solcher Kenntniß und Kunst, muß für ihn doch helle Einsicht in alles dasjenige, was seinen eigentlichen Zweck, die Staatsbereicherung, angeht, die Hauptsache seyn. Und in diesem Betracht kann ihm eine richtige Theorie der Staatswirthschaft, wenn sie aus der unter allen noch so verschiedenen Staatseinrichtungen sich immer gleich bleibenden Natur des Menschen und der Dinge geschöpft, und in wissenschaftlicher

Form klar und gründlich dargestellt ist, mehr als einen Dienst leisten. Sie kann ihm leitende Ideen zur Erfindung und sichere Principien zur Beurtheilung dessen, was sich auf seinen Gegenstand bezieht, an die Hand geben; oder sie kann ihm wenigstens zur leichtern Entwickelung seiner eigenen Ideen, und zur schärfern Prüfung seiner eigenen Pläne behülflich seyn, und sie kann auf jeden Fall ihn vor den Täuschungen bewahren, denen er von Seiten falscher oft überaus scheinbarer und verführerischer Theorien ausgesetzt seyn mag.

Aber auch abgesehen von allem Gebrauch, welchen der würkliche Staatswirth davon machen kann, bleibt sie für jeden, der die Ursachen vom verschiedenen Vermögensstande der Staaten alter und neuer Zeit erforschen will, zu dieser Absicht ein unentbehrliches Mittel. —

Nach dem erwähnten doppelten Zwecke, worauf die Staatswirthschaft gerichtet ist, zerfällt sie natürlich in zwei Theile. — Der erste, welcher die Bereicherung der Nation zur Absicht hat, heißt Staatswirthschaft im engern Sinne; der andere Theil, der sich auf die Bedürfnisse der Regierung bezieht, heißt Finanzwirthschaft; — dieser letztere bleibt

einer künftigen Bearbeitung vorbehalten, jener erstere ist es, mit welchem wir uns hier beschäftigen werden.

Die Hauptaufgabe der Theorie dieser so bestimmten Staatswirthschaft ist, das Wesen und den Ursprung des Nationalvermögens zu enthüllen, oder zu erklären, theils, worin das Einkommen einer Nation, und ihr daraus erwachsendes Vermögen eigentlich bestehe; theils, welches die nothwendige und allgemeine Bedingung sey, wovon beides überall und immer abhängt, unangesehen der mancherlei zufälligen und besondern Umstände, die darauf Einfluß haben können; wie z. B. Klima, Boden, Lage, wie Staatsverfassung und Nationalsitten, wie Reichthum oder Armuth des benachbarten und entfernten Auslandes, mit welchem die Nation im Verkehr steht, und dergleichen. —

Bei der Auflösung dieses Problems gilt es keinesweges blos um Entwickelungen von Begriffen, sondern hauptsächlich um Erforschung der (wenn man sie so nennen darf) Naturgesetze, welchen der verschiedene Gang der Nationalwirthschaft unterworfen ist.

Auch muß die Theorie, wenn sie schon in ihren Untersuchungen sich über die Praxis erheben darf, bestimmten Anwendungen auf

die würkliche Welt nicht ausweichen, vielmehr gehört eine genaue Betrachtung und Prüfung solcher staatswirthschaftlichen Einrichtungen, welche fast allgemein in allen verschiedenen Ländern unsres Welttheils Statt haben, ganz eigentlich in ihren Plan; — gleich der mathematischen Theorie der Bewegung, die nur darum zu den einfachsten Ideen aufsteigt, und unter beständigen Abstractionen zu den zusammengesetzteren Fällen herabgeht, damit es ihr gelinge, die Bewegungen der würklichen Welt desto genauer erklären und berechnen zu können, soll auch die Theorie der Staatswirthschaft, indem sie das Nationalvermögen in seine Elemente zerlegt, und die Beschaffenheit und die Ursachen desselben in ihrer einfachsten Gestalt aufzufassen sucht, dabei immer auf den Zweck hinaussehen, daß sie uns in den Stand setze, die vorliegenden Erfahrungen, betreffend den würklichen Vermögenszustand der verschiedenen Länder, desto besser einzusehen, und gegebene staatswirthschaftliche Maasregeln desto richtiger zu beurtheilen.

Der Ertrag der alljährlichen Arbeit einer Nation ist der ursprüngliche Fonds, aus welchem sie alljährlich, sowohl ihre unmittelbaren Bedürfnisse bestreitet, als auch ihre Wirth-

schaftsanstalten unterhält. Denn alles, was sie zu diesem doppelten Zwecke braucht, kann in nichts anderm bestehen, als in Dingen, welche sie entweder selbst durch ihre Arbeit hervorgebracht, oder welche sie für jene von andern Nationen eingetauscht hat. So besteht dasjenige, was wir Preußen alljährlich auf unsre Consumtion sowohl, als auf Unterhaltung unsrer Gewerbe verwenden, dem größern Theile nach in Dingen, die unmittelbar Erzeugnisse unsrer Arbeit sind, einem beträchtlichen Theile nach aber in solchen, welche wir für jene im Auslande eintauschen; sowohl zur Consumtion, wie z. B. Weine, Specereien und mancherlei Manufacturwaaren; als auch zu unsern Gewerben, wie verschiedene Werkzeuge und Materialien, und darunter nächst andern Metallen, auch Silber und Gold zu Geräthen sowohl, als zu Münzen.

Freilich ist der Ertrag unsrer gesammten Nationalarbeit nicht in allen Jahren gleich; weder an Größe, die bei der wichtigsten Arbeit, der Landwirthschaft, von der Witterung abhängt; noch an Tauschwerth, der unter dem Einflusse von wechselseitigen Handelsconjuncturen steht. Eben so ist auch unser Aufwand oder Verbrauch nicht alle Jahre

gleich; — aber wenn schon der Ertrag eines Jahres nicht in demselben Jahre verbraucht wird, sondern für das folgende und oft für eine lange Reihe von Jahren fortdauert; und eben so auch die Consumtion eines Jahres manchmal in den gesammelten Vorrath von vergangenen Jahren eingreift, wohl gar bisweilen zum Theil den Ertrag eines künftigen Jahres zum voraus in Anspruch nimmt: so kann man gleichwohl den Ertrag der fortgehenden Nationalarbeit sowohl, als der fortgehenden Nationalconsumtion sich in jährliche Zeitabschnitte getheilt vorstellen.

So wie von der jährlichen Arbeit einer Nation ihr jährliches Einkommen ursprünglich abhängt, so hängt auch von dem aus ihrem Einkommen ersammelten Verlage wieder ihre Arbeit ab. — Um dies deutlicher einzusehen, ist es nöthig, den Verlag einer Nation, das heißt, den Inbegriff alles desjenigen Eigenthums der einzelnen zur Staatsgesellschaft gehörigen Menschen, welches irgend ein Resultat ihrer Arbeit, nehmlich von ihnen erzielt, verfertigt, gesammelt, herbeigeschafft ist, von dem rohen Naturfonds zu unterscheiden, worunter wir dasjenige zusammen fassen, was, abgesehen von aller Menschenarbeit, als bloßes Werk der sich selbst gelasse-

nen Natur, sich in dem Lande findet, wie der rohe Grund und Boden mit allem, was auf und in ihm und in seinen Gewässern von selbst vorhanden ist; welcher Naturfonds zwar, sofern er Eigenthum ist, zum Vermögen, aber nicht zum Verlage gerechnet werden soll. —

Wie nun auch immer der Naturfonds in einem Lande beschaffen seyn mag; so kann das Einkommen der Bewohner solches Landes doch nicht anders zunehmen, als wenn ihre Arbeit an Menge sowohl, als an Würksamkeit zunimmt: diese Zunahme ihrer Arbeit aber kann nicht anders Statt finden, als nach Maasgabe der Zunahme ihres Verlages. Denn nur, sofern ein Vorrath von Lebensmitteln vorhanden ist, der über den Bedarf derjenigen, welche ihn hervorgebracht haben, hinausreicht, kann die Zahl der arbeitenden Hände, und sonach die Menge der Arbeit sich vermehren: und nur, sofern diese Hände sich in verschiedene Arten von Arbeit theilen, und jeder in dem besondern Beruf, dem er sich mehr oder weniger ausschlüßlich widmet, eben dadurch eine größere Gewandheit und Einsicht erlangt, und mancherlei vortheilhafte Verfahrungsarten und Werkzeuge erfindet, kann die Würksamkeit der Arbeit sich verstär-

ken; nehmlich, kann mit gleicher Arbeit in gleicher Zeit ein größerer Ertrag geliefert werden. —

Die nothwendige und allgemeine Bedingung also, wovon in jedem Lande die Zunahme des Einkommens seiner Bewohner abhängt, ist ihr zunehmender Verlag, insonderheit ihr zunehmender Vorrath von Lebensmitteln, Materialien und Werkzeugen, der zur Beschäftigung der Arbeiter dient. — So wie dieser anwächst, kann ihre Arbeit sowohl an Menge größer, als an Würksamkeit stärker werden; und so wie der Ertrag der auf solche Weise vermehrten und verstärkten Arbeit zunimmt, kann jener Vorrath und überhaupt der Landesverlag zunehmen. —

Was seit noch nicht einem Menschenalter am Kentuckystrohm in Nordamerika, und an der Botanybay in Neusüdwallis vorgegangen ist, kann zur Erläuterung dessen, was hier gesagt ist, dienen, und kann zugleich einiges Licht über den Gang der Dinge geben, durch welchen die Bewohner des zu Tacitus Zeiten mit Wäldern und Sümpfen bedeckten Deutschlandes, und des vor noch nicht sechs Jahrhunderten diesem Bilde ganz ähnlichen Preussens, in den Zustand gekommen sind, in welchem sie sich jetzt befinden. —

Aber was geschehen kann, geschieht nicht immer. Der vorher erwähnte Fortschritt einer Nation zu Wohlstand und zu Reichthum setzt eine gute Wirthschaft voraus, und es kann auch eine schlechte geben. —

Hierüber wird es genug seyn, vorläufig nur folgendes anzuführen. Bei jeder Wirthschaft überhaupt, welche in der Einrichtung der auf das Einkommen und dessen Anwendung unmittelbar sich beziehenden Geschäfte besteht, sind zwei Stücke zu unterscheiden.

Das erste ist die Größe des jährlichen Einkommens sowohl, als Aufwandes, jede für sich betrachtet, und allenfalls zu bequemerer Vergleichung in den ihnen an Werth gleichen Geldsummen ausgedrückt. Durch sie bestimmt sich, was man den Betrag der Wirthschaft nennen kann. Es hat solcher, in Absicht einer einzelnen Person, sein Minimum, welches sich durch die zu ihrem jährlichen Unterhalt schlechterdings nothwendige Quantität von Bedürfnissen abmißt; kann aber dies Minimum unbestimmbar weit übersteigen. Eben so ist es mit ganzen Nationen. Und nachdem das Einkommen einer Nation mehr oder weniger groß im Verhältniß zu der Anzahl von Menschen ist, die davon leben sollen, werden diese mehr oder weniger reich-

lich mit den mancherlei Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Genüssen des Lebens versehen seyn.

Das zweite Stück ist der Unterschied zwischen dem jährlichen Einkommen und dem jährlichen Aufwande, wie klein oder groß sie für sich betrachtet seyn mögen; das heißt, die Wirthschaftsbalanz. Nachdem das jährliche Einkommen den jährlichen Aufwand entweder übertrifft, oder von ihm übertroffen wird, oder ihm gleicht, fällt diese Balanz entweder positiv, oder negativ, oder null aus; und wird die Wirthschaft entweder fortschreiten, oder zurückgehen, oder im Beharrungsstande bleiben. *) Auch in Absicht dieses Punkts ist es mit Nationen, wie mit einzelnen Menschen bewandt: indem Nationalwirthschaft nichts anders ist, als der Inbegriff aller Privatwirthschaften der einzelnen zur Nation gehörigen Menschen. Nach

*) Denkt man sich unter a den zum jährlichen Unterhalt einer erwachsenen Person erforderlichen kleinstmöglichen Aufwand, und unter e das diesem Zwecke entsprechende jährliche Einkommen, (welches, wegen allerlei zufälliger und unvermeidlicher Abgänge, doch wohl etwas größer als a seyn muß) und läßt man x und z jede Zahl bedeuten, die größer als Eins ist; so hat man in e. z = a. x einen allgemeinen Ausdruck für den Belauf sowohl als für die Balanz jeder Wirthschaft.

Maasgabe wie daher das jährliche Einkommen einer Nation gegen ihren jährlichen Aufwand entweder überschüßt, oder zu kurz fällt, oder eben hinlangt, wird die Nation sich an Vermögen entweder aufnehmen oder schwächen, oder gleich erhalten.

Zufälligkeiten abgerechnet, kann sie ihren Vermögensstand nicht anders verbessern, als wenn sie fortwährend nach einem Ueberschusse ihres Erwerbs über ihren Verbrauch, das heißt, einer günstigen Balanz in ihrer Wirthschaft strebt, dadurch ihren Verlag verstärkt, und mittelst des wachsenden Verlages den Ertrag ihrer Arbeit vergrößert. Erwerben, Sparen, und das Ersparniß zu neuem Erwerb benutzen, sind die Schritte, wodurch eine Nation, so wie ein einzelner Mensch, zu Wohlstand und zu Reichthum gelangt. —

In welcher Art nun der Verlag einer Nation aus ihrer Arbeit erwächst, und ihre Arbeit wiederum durch ihren wachsenden Verlag, an Würksamkeit sowohl, als an Menge zunimmt, das soll umständlich in der Folge gezeigt werden. Dagegen ist es schon hier nöthig, daß wir zwei Gattungen der Arbeit von einander unterscheiden, und daß wir die Ordnung, nach welcher der Ertrag der Arbeit gleich bei seiner Entstehung sich unter gewisse

Klassen der Nation vertheilt, zum voraus angeben, um den Plan für die folgenden Untersuchungen desto faßlicher darlegen zu können.

Es giebt eine Gattung von Arbeit, die dem Dinge, woran sie gewandt wird, einen Werth zusetzt; und es giebt eine, die das nicht thut. Die erstere, da sie einen Werth hervorbringt, kann man productive, die andere dagegen unproductive Arbeit nennen. — So z. B. setzt eines Handwerksgesellen-Arbeit den Materialien, woran sie gewandt wird, gemeiniglich den Werth von seinem Unterhalte sowohl, als von dem Profit seines Meisters zu: wogegen eines Bedienten Arbeit keinen Werth irgend einem Dinge zusetzt. Jener kostet dem Meister, von welchem er seinen Lohn empfängt, im Grunde nichts; weil er den Betrag dieses Lohns sammt einem Profit in dem vermehrten Werthe dessen, was er verfertigt hat, wieder erstattet. Seine Arbeit heftet und verkörpert sich gleichsam an und mit einem verkäuflichen Werke, das, wenn die Arbeit vorbei ist, fortdauert, und das gleichsam einen gesammelten Vorrath von Arbeit vorstellt, die nöthigenfalls bei einer andern Gelegenheit wieder angewandt werden kann. — Denn jenes Werk,

oder, was auf eins hinausläuft, deſſen Preis kann in der Folge, wenn es nöthig iſt, eben ſo viel Arbeit wieder in Gang ſetzen, als urſprünglich auf daſſelbe verwandt worden war. Daher iſt die Arbeit ſolches Geſellen productiv; — des Bedienten Arbeit hingegen, ob zwar ſie auch ihren Werth hat, und ihren Lohn verdient, heftet und verkörpert ſich an und mit keinem verkäuflichen Werke. Seine Dienſte verſchwinden gemeiniglich, ſo wie ſie geſchehen, und laſſen keinen Werth zurück, wofür nachgehends eben ſo viel Dienſte wieder geſchafft werden könnten. Daher iſt ſeine Arbeit unproductiv. —

Alle productive Arbeiten laſſen ſich in drei Arten ordnen, nachdem ſie entweder Gewinnung von Naturalien, oder Verfertigung von Fabrikaten, oder Umſatz und Vertrieb der einen ſowohl, als der andern, d. i. Handel zum Gegenſtande haben. —

Die Arbeiten, welche zur erſten Art gehören, ſind auf einen doppelten Zweck gerichtet; — Erſtens, was der rohe Naturfonds irgend Brauchbares enthalten mag, denſelben abzugewinnen: wie z. B. Mineralſtoffe durch Bergbau, Waſſerproducte durch Fiſcherei, von ſelbſt vorhandene Thiere durch Jagd, und Gewächſe, durch Weidenutzung, Abhöl-

zung u. s. w. Zweitens, die lebendige Natur in ihren eigentlichen Erzeugungen mit Kunst zu leiten und zu unterstützen; — vornehmlich geschieht dieß, wenn solche nützliche Arten von Gewächsen und Thieren, welche das Land ursprünglich nicht hat, dahin verpflanzt, und diese sowohl, als die bessern von denjenigen, welche ursprünglich einheimisch sind, nicht nur vermehrt, sondern auch veredelt d. i. so gezogen werden, daß sie in höherem Grade die Eigenschaften gewinnen, die man an ihnen verlangt. Was bleibt von Gewächsen und Thieren z. B. in unserm Preußen übrig, wenn man die von anderswo hieher verpflanzten Arten wegdenkt? Wie klein würde das Quantum von Lebensmitteln seyn, das, abgesehen von menschlicher Kunst und Arbeit, sich hier jährlich von selbst vorfände? Und wie weit würden selbst die, welche sich noch fänden, an Güte den jetzigen nachstehen? —

Die Arbeiten dieser ersten Art verdienen den Nahmen der productiven vorzugsweise; theils sofern sie überhaupt Substanzen liefern, statt, daß durch die Arbeiten der andern Arten die Substanzen nur umgebildet und umgesetzt werden; theils sofern sie wahre Schöpfungen von Gewächsen und Thieren veranlassen, die das Land gar nicht, oder doch

weder in der Menge, noch von der Güte erzeugen würde. — Auch werden daher die mit solchen Arbeiten beschäftigten Menschen vorzugsweise Producenten genannt.

Die productiven Arbeiten der zweiten Art sind damit beschäftigt, den rohen Naturerzeugnissen die Form zu geben, in welcher sie zur Befriedigung der mancherlei Bedürfnisse der Menschen brauchbar werden; wir fassen alle diese Arbeiten unter dem Nahmen der Fabrikation zusammen; sie mögen noch so gemein und einfach, wie z. B. das Besenbinden, und Kohlenbrennen, oder noch so künstlich und zusammengesetzt seyn; sie mögen zum Selbstbedarf oder zum Verkauf dienen; und sie mögen von einzelnen unabhängig für sich selbst arbeitenden, oder von mehrern durch einen Unternehmer gemeinschaftlich beschäftigten Menschen betrieben werden.

Die Fabrikationsarbeit, ob zwar sie nicht mit der schöpferischen Naturkraft, welche im Pflanzen- und Thierreiche wahre Erzeugungen bewürkt, sondern bloß mit den mechanischen und chemischen Kräften zu thun hat, ist gleichwohl productiv, sofern sie den rohen Stoffen, an die sie gewandt wird, einen Werth zusetzt, der wenigstens soviel beträgt, als dasjenige, was von dem Arbeiter an

Unterhalt

Unterhalt während seiner Beschäftigung verbraucht wird. Sie ist selbst mittelbarer Weise productiv, sofern sie die vorher erwähnten eigentlichen Producenten, den Bergmann, den Jäger, den Fischer, den Landwirth, mit zweckmäßigen Werkzeugen und Maschinen versiehet, und sie dadurch in den Stand setzt, mit einer gleichen Quantität Arbeit, eine größere Quantität von Ertrag zu liefern, als es ihnen sonst möglich wäre. Dazu kommt, daß sie die Menschen überhaupt zum Gewerbfleiße mächtig reizt, indem sie das Gefühl von neuen Bedürfnissen der Bequemlichkeit und des Genusses in ihnen dadurch erweckt, daß sie ihnen die Mittel zur Befriedigung derselben vorhält. Die Fabrikanten sind die Haupterfinder der immer neuen Moden, nach welchen das Verlangen unter andern Folgen gewiß auch die hat, daß es einen starken Antrieb zur Thätigkeit denen giebt, welche die Aussicht haben, sich die Befriedigung ihres Wunsches durch ihren Fleiß verschaffen zu können.

Grade die Arbeiten der dritten Art beziehen sich auf den Handel, oder auf das Gewerbe desjenigen Einkaufs, welcher in der Absicht geschieht, wieder zu verkaufen, und durch solchen Umsatz zu gewinnen. Denn Käufe, die nicht in dieser Absicht geschehen,

so wie Verkäufe, die nicht solche Sachen betreffen, die zum Verkauf angeschafft worden sind, gehören nicht zum eigentlichen Begriffe des Handels. Wohl aber gehört dahin aller Eintausch zum Wiedervertauschen, indem ja Kauf nichts anders ist, als eine besondere Art des Tausches, nehmlich von Waare gegen Geld, das heißt, gegen Metall.

Den Handel muß man zu den productiven Arbeiten zählen, sofern er den Waaren, die er zusammenschaft, und für jedermanns Nachfrage bereit hält, einen Werth zusetzt, welcher wenigstens dem Werthe der Bemühungen gleicht, die auf diesen Zweck verwandt worden sind, und die jeder Käufer eben darum, weil man ihn solcher Bemühungen überhoben hat, bereitwillig wieder ersetzt. Eine Schiffsladung französischen Weines in Königsberg hat zu dem Werthe, welchen sie in Bourdeaux haben mogte, einen Zusatz gewonnen, der wenigstens dem vollen Betrage desselben gleicht, was die Mühe und Arbeit des Besorgens der auf diese Ladung sich beziehenden Correspondenz, Fracht und Auslagen aller Art werth sind: so wie jede kleine Portion, z. B. ein Quartier, dieses Weines, die man von Weinschänken nach Belieben jederzeit bekommen kann, zu dem Werthe, welchen

sie nach Verhältniß ihrer Größe zur Größe der ganzen Ladung hat, einen Zusatz gewinnt, der wenigstens dem Betrage dessen gleicht, was die Bemühung des für den Käufer so bequemen Bereithaltens und Ausschänkens solcher kleinen Quantitäten, vertheilt auf eine solche einzelne Portion, werth ist.

Hauptsächlich ist der Handel mittelbar productiv, sofern er die Producenten und Fabrikanten in den Stand setzt, den Ertrag ihrer Arbeit zu vergrößern: und dieß thut er auf dreifache Weise. Erstens, er erleichtert ihnen den Absatz ihrer Erzeugnisse, indem er ihnen nicht nur die Beschwerlichkeit und den Zeitverlust, die Consumenten derselben aufzusuchen, abnimmt; sondern auch früher, als der Verbrauch derselben statt finden kann, ihnen den Werth dafür giebt. Zweitens, er erweitert den Absatz, indem er für jene Natur- und Kunsterzeugnisse in aller Welt Abnehmer sucht und findet, wo die Producenten und Fabrikanten selbst solche wohl nie gefunden hätten. Schwerlich würden ohne ihn Nordamerikaner mit preußischen Federposen schreiben, oder Westindische Neger in Hemden gehen, wozu das Garn im Ermlande gesponnen ist. — Drittens, sofern er den Fabrikanten ihr Material bequemer schafft, als

sie es sich selbst schaffen könnten, sofern er sie durch Vorlegung von Mustern fremder Waaren unterrichtet, wie sie ihre Waaren machen müssen, damit solche auf entfernteren Märkten Eingang gewinnen mögen, und so fern er sie mit Vorschüssen unterstützt; kann er nicht nur zur Aufnahme schon bestehender Gewerbe, sondern selbst zur Gründung ganz neuer beitragen: wie z. B. Hamburger Kaufleute, unter welchen besonders einer, Nahmens Voght, genannt wird, die schlesische Leinenfabrikation durch Vorlegung von Mustern und durch Darreichung von Vorschüssen zuerst dahin gebracht haben, Waaren für den Markt der neuen Welt zu liefern; und wie vermuthlich holländische Kaufleute die Hauptbeförderer des Flors gewesen sind, zu welchem sich die Metallfabrikation im Sauerlande erhoben hat. Leichter, schneller und größer also macht der Handel den Absatz der Natur- und Kunsterzeugnisse, welche die Producenten und Fabrikanten liefern, und bewürkt eben dadurch die zunehmende Hervorbringung dieser Erzeugnisse selbst. —

Auch die verschiedenen Hülfsgeschäfte des Handels, sie betreffen den Kauf und Verkauf selbst, wie das Mäklergeschäfte, sammt dem Messen, Wägen und Packen, oder den Trans-

port der Handelsgüter, wie das Fuhrwesen und die Rhederey, sammt dem an diese sich anschließenden Assekuranzgeschäfte, gehören zu den productiven Arbeiten; indem ihr Werth an den Gütern, auf welche sie sich beziehen, haftet und fortdauert.

Schwerlich wird man eine productive Arbeit nennen können, die nicht zu einer oder der andern dieser drei Arten gehörte.

Was die zweite Gattung der Arbeiten betrifft; so wird man es nicht befremdend finden, wenn in dem rein-staatswirthschaftlichen Sinne, welchen der oben aufgestellte Begriff angiebt, die Berufsgeschäfte mancher der ehrwürdigsten Stände der bürgerlichen Gesellschaft für unproductiv erklärt werden. So gehört die höchste Landesregierung selbst mit allen ihren verschiedenen Diensthierarchien oder Offiziantensystemen, nehmlich mit dem ganzen Personale, welches bei dem Militair, bei der Justiz, der Policei, den Finanzen u. s. w. angestellt ist, zu den unproductiven Arbeitern, und was oben von Privatbedienten gesagt ist, gilt auch von diesen Staatsbedienten. Auch sie werden durch einen Theil dessen, was andrer Leute Fleiß hervorbringt, unterhalten. Ihre Dienste, wie ehrenvoll, wie heilsam, und wie nothwendig sie immer

seyn mögen, bringen nichts hervor, womit, wenn sie vorbei sind, nachgehends eben so viel Dienste wieder geschafft werden könnten. Der Schutz und die Sicherheit des Gemeinwesens, z. B. welche das Resultat der dießjährigen Militair-, Justiz- und Policeiverrichtungen sind, können nicht den Schutz und die Sicherheit desselben Gemeinwesens für das kommende Jahr erkaufen.

Eine gleiche Bewandniß hat es mit den Berufsgeschäften mancher der wichtigsten sowohl als der frivolsten Professionen, z. B. der Sachwalter, Aerzte, Gelehrten aller Art, (wenn man die Schriftstellerarbeit ausnimmt,) eben sowohl als der Tonkünstler, Schauspieler, Operntänzer u. s. w. Alle diese Arbeiten verdienen ihren Lohn, aber die edelste und nützlichste derselben bringt so wenig als die geringste und unnützeste etwas hervor, wofür sich, wenn sie vorbei ist, nachgehends eben so viel Arbeit wieder erkaufen ließe. Des Sachwalters Arbeit z. B. erzeugt keinen neuen Werth. Das Recht, was er für Jemanden erstreitet, bezieht sich entweder auf schon vorhandene Sachen, die nur den Besitzer wechseln, oder auf Sachen, die noch erst hervorgebracht werden sollen oder dürfen, und zu deren Hervorbringung ganz andre als des

Sachwalters Arbeit nöthig ist. Eben so sind die Gesundheit, wozu der Arzt, und die Wissenschaft, wozu der Lehrer Jemanden verhilft, erstere eine körperliche, letztere eine geistige Kraft, die allenfalls auch zu productiven Arbeiten angewandt werden kann: abgesehen von dieser Anwendung aber, und als bloße Resultate der Bemühungen des Arztes und Lehrers betrachtet, sind sie nichts, als Möglichkeiten, die sich unmittelbar nicht hingeben lassen, um dafür eben so viel Arbeit wieder zu bekommen, als der Arzt und der Lehrer verwendet hatten. In dieser Rücksicht also sind die Geschäfte der erwähnten nützlichen und edeln Berufsarten unproductiv, so gut wie die Arbeit des Virtuosen, dessen Musik vergeht, indem sie gemacht wird, und nichts als die Erinnerung an das gehabte Vergnügen zurückläßt.

Die jährliche Nationalarbeit also von der productiven Gattung, angewandt auf den verschiedenen Wegen der Gewinnung von Naturalien, der Verfertigung von Fabrikaten und des Handels ist es, deren Ertrag ursprünglich den Fonds von alle dem abgiebt, was die Nation jährlich zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse sowohl, als zur Unterhaltung ihres Wirthschaftsverlages braucht. Da nun alle

Bewohner eines Landes, sie mögen productiv oder unproductiv, oder gar nicht beschäftigt seyn, von dem jährlichen Ertrage der productiven Nationalarbeit ihr jährliches Einkommen ziehen; so entsteht natürlich die Frage, in welcher Art dieser Ertrag zunächst unter die Bewohner des Landes vertheilt werde? Eine Frage, die genauer gefaßt in folgende zwei zerfällt; erstens: unter welche verschiedene Classen oder Stände wird jener Ertrag zunächst bei seiner Entstehung vertheilt? und zweitens: nach welchen natürlichen Regeln geschieht diese Vertheilung?

Alle Personen, welche bei den productiven Gewerben auf irgend eine Weise mitwürken, und unter welche daher auch der Ertrag dieser Gewerbe sich zunächst vertheilt, können in drei Classen unterschieden werden: in die Classe der Arbeiter, in die Classe der Verleger, und in die Classe der Bodeneigner. — Verleger wollen wir diejenigen nennen, welche ihren Vorrath von aufgesammeltem Einkommen zur Beschäftigung productiver Arbeiter anwenden; — Sie begehren dafür einen Antheil an dem Ertrage der durch ihren Vorschub in Gang gesetzten Arbeit, welcher Antheil ihr Profit heißt, und welcher ihnen zukommt, weil sie sonst kein

Interesse hätten, ihren Verlag zu Beschäftigung solcher Arbeit anzuwenden. —

Mit den Bodeneignern hat es eine ähnliche Bewandniß. Sogar wenn sie auf ihrem wüsten Lande Jemanden etwas zu sammeln oder zu bauen gestatten, pflegen sie von dem Ertrage der Arbeit, welche dieser mittelst seines eigenen Verlages anwendet, gleichwohl einen Antheil zu fordern, welcher Bodenrente heißt, und welcher ihnen allemal bewilligt werden muß, wenn jener Ertrag mehr werth ist, als der Lohn für die zu dessen Erlangung nöthige Arbeit, sammt dem Profit von dem dazu erforderlichen Verlage. Denn in solchem Fall werden die Bodeneigner nicht umsonst einem Andern etwas einräumen wollen, was ihnen Vortheil brächte, wenn auf eben die Art, wie er, sie selbst es für sich benutzten.

Zwar kann es seyn, daß Jemand Verleger und Arbeiter zugleich ist, wie der Fabrikant, der in seiner eigenen Werkstatt bei Verarbeitung seiner eigenen Materialien selbst mit Hand anlegt, oder sein Gewerbe wohl gar, ohne fremde Gehülfen, für sich allein treibt, oder wie der Rheder, der auf seinem eigenen Schiffe selbst als Capitain fährt. — Nicht weniger kann Jemand sein eigenes Grundstück, durch seinen eigenen Verlag mit

seinen und seiner Familie Händen bauen, und sonach Bodeneigner, Verleger und Arbeiter zugleich seyn. Aber wenn gleich einzelne Gewerbleute zu mehr als einer der gedachten Classen gehören können: so ist es doch nöthig, daß jede dieser Classen besonders betrachtet werde; theils darum, weil in jedem cultivirten Lande viele Menschen würklich blos zu einer Classe, wie z. B. gerade die meisten zu der ersten, allein gehören; theils vornehmlich darum, weil der Antheil, welcher von dem Ertrage der productiven Nationalarbeit, auf jede von jenen Classen kommt, sich nach besondern Regeln richtet. —

Der gesammte Ertrag der jährlichen productiven Nationalarbeit vertheilt sich sonach bei seiner Entstehung zunächst als Lohn unter die Arbeiter, als Profit unter die Verleger und als Grundrente unter die Bodeneigner.

Von dem Einkommen der genannten drei Classen von Personen, welche die drei wesentlichen Bestandtheile jeder Staatsgesellschaft ausmachen, fließt allen übrigen Gliedern solcher Gesellschaft ihr Einkommen zu. — Es läßt sich nehmlich das Einkommen aller einzelnen Glieder einer Nation in Ursprüngliches und Abgeleitetes unterscheiden. Ersteres entspringt aus den ersten drei Quellen,

und besteht in Arbeitslohn, Verlagsprofit und Bodenrente. Letzteres ist aus demselben abgeleitet, indem es als Zins von Darlehnen den Rentenierern, als Vergeltung für unproductive Dienste den sogenannten Salarirten oder Staats- und Privatbedienten, und als freye Gabe den Pensionisten und öffentlichen sowohl als privaten Pfleglingen, die man Freyzehrer nennen könnte, zufließt.

Was die natürlichen Regeln betrifft, nach welchen sich die Antheile der erwähnten drei Classen an dem jährlichen Ertrage der productiven Nationalbetriebsamkeit richten; oder mit andern Worten, nach welchen sich die Sätze des Lohns und des Profits und der Rente bei den verschiedenen Anwendungen der Arbeit und des Verlages und des Bodens in einem gegebenen Lande und zu einer gegebenen Zeit bestimmen, so hängt der höhere oder niedrigere Stand jedes dieser verschiedenen Sätze, theils von kurz vorübergehenden, theils von länger anhaltenden Ursachen ab, in deren genauere Betrachtung hinein zu gehen hier nicht nöthig ist.

Aber wohl verdient schon hier vorläufig ein Princip berührt zu werden, das, weil es auf der Natur des Menschen beruht, durch die ganze Staatswirthschaft herrschend ist.

Jedermann nehmlich wird durch den angebohrnen Wunsch, seinen Zustand zu verbessern, so weit er irgend weiß, darf und kann, natürlicherweise bestimmt, diejenige Anwendung seiner Arbeit, seines Verlages, und seines Bodens vorzuziehen, von welcher er sich in Betracht aller seiner Umstände den größten Vortheil glaubt versprechen zu können. Indem nun alle Glieder der Gesellschaft von demselben Wunsche belebt einer eben solchen Wahl, so weit es in ihrer Macht steht, nachgehen; so streben natürlich die Löhne aller Arten von Arbeit, die Profite bei allen Verlagsanwendungen, und die Renten von allen Benutzungen des Bodens sich in ein Gleichgewicht zu stellen; ein Gleichgewicht, welches zwar, nach Maasgabe des im Gange der Nationalwirthschaft vorgehenden Wechsels von Umständen, immer anders, und wieder anders sich bestimmen muß, aber darum nicht weniger gleichsam das beständige Ziel ist, wornach die Betriebsamkeit der Menschen, ohne daß sie es sich vorsetzen oder auch nur davon wissen, unabläßig hinstrebt. —

Nach diesen, vorläufigen Erörterungen, durch deren Hülfe man sich in den folgenden Untersuchungen leichter wird orientiren können, kommt es darauf an, den Plan für

den Gang dieser Untersuchungen zu bestimmen.

Der Wirthschaftszustand einer Nation, oder das Verhältniß des jährlichen Ertrages ihrer productiven Arbeit zu der Anzahl der Menschen, die davon ihre Bedürfnisse jährlich bestreiten sollen, hängt nothwendig von zwei verschiedenen Stücken ab: erstens, von der Würksamkeit jener Arbeit; und zweitens, von der Menge derselben: das heißt, erstens, von der Einsicht, Kunst und Gewandheit, womit die Nation ihre productiven Gewerbe treibt; und zweitens, von der Anzahl ihrer Glieder, welche productiv arbeiten, in Vergleichung gegen die, welche nicht productiv oder gar nicht beschäftigt sind. In welcher Lage eine Nation, was ihren Boden, Himmelsstrich und Gebietsumfang betrifft, auch immer seyn mag; so muß in jeder solchen Lage doch allemal ihre jährliche Versorgung reichlicher oder dürftiger ausfallen, nachdem ihre jährliche Arbeit an Würksamkeit stärker, und an Menge größer ist. Sogar scheint auf den ersten dieser Umstände mehr anzukommen, als auf den zweiten. Denn während unter wilden, von Jagd und Fischfang lebenden Völkerschaften Jedermann vollauf beschäftigt ist, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse

für sich und für diejenigen unter den Seinigen zu schaffen, die sich nicht selbst helfen können; sind gleichwohl diese Völkerschaften so jämmerlich arm, daß sie nicht selten in den Fall gerathen, aus Noth ihre Kinder, ihre Alten und ihre Kranken zu tödten, oder umkommen zu lassen. Wogegen unter gebildeten Nationen eine Menge Menschen gar nicht arbeitet, deren viele den Ertrag von zehnmal und wohl von hundertmal so viel Arbeit verzehren, als die meisten unter den Arbeitern selbst; und doch ist der Ertrag der gesammten Arbeit einer solchen Nation so groß, daß oft alle ihre Glieder reichlich versorgt sind, und daß ein Arbeiter von der niedrigsten Classe, wenn er fleißig und sparsam ist, mehr Lebensgenuß hat, als irgend ein Wilder erarbeiten kann.

Was sich auf die Würksamkeit der productiven Nationalbeschäftigung bezieht, macht den Gegenstand des ersten Buches aus. Da diese Würksamkeit zunimmt, nach Maasgabe, wie die Arbeit mehr und mehr getheilt wird; so untersuchen wir zuvörderst, was die Theilung der Arbeit für Folgen nach sich zieht. Und da der Ertrag der Arbeit bei seiner Entstehung zunächst sich unter die vorher erwähnten drei Hauptclassen jeder bürgerlichen

Gesellschaft, unter die Arbeiter, Verleger und Bodeneigner, vertheilt; so betrachten wir die Sätze des Arbeitslohns, des Verlagsprofits und der Bodenrenten, sowohl in Hinsicht auf die natürlichen Ursachen, durch welche sie sich bestimmen, als in Hinsicht auf die Würkungen, welche ihr höherer oder niedrigerer Stand in dem Gange der Nationalwirthschaft hervorbringt. —

Was sich auf die Menge der productiven Arbeit einer Nation, oder auf das Verhältniß zwischen der Anzahl derjenigen von ihren Gliedern, die productiv beschäftigt, und der Anzahl derer, die nicht so beschäftigt sind, bezieht, macht den Gegenstand des zweiten Buches aus. Die Anzahl der productiv beschäftigten Menschen in jedem Lande aber richtet sich überall, erstens nach der Größe des Verlages, der angewandt wird, Arbeit in Gang zu setzen; und zweitens, nach den verschiedenen Arten der Anwendung, die von dem Verlage zu solchem Zwecke gemacht, oder nach der verschiedenen Beschaffenheit der Gewerbe, zu deren Betriebe der Verlag benutzt wird. Wir betrachten also zuerst den Verlag selbst nach seinem Wesen und seinen Bestandtheilen in wirthschaftlicher Hinsicht, und suchen die Bedingungen auf, von welchen sein

Anwachs und sonach seine Größe nothwendig abhängt. Sodann gehen wir die verschiedenen möglichen Anwendungsarten des Verlages durch, und untersuchen, wiefern jede derselben bei gleich großem Verlage, mehr oder weniger Arbeit unter dem Volk veranlasse, und einen größern oder geringern Zusatz zu dem gesammten jährlichen Nationaleinkommen hervorbringe.

Ob zwar es immer der auf Landwirthschaft, Manufacturen und Handel angewandte Fleiß und Verlag der Nationen ist, wovon ihre Bereicherung abhängt, so können doch diese drei großen Gewerbarten nach verschiedener Ordnung in Gang gesetzt werden. Es kann Landwirthschaft vor Manufacturen und Handel, es können auch umgekehrt Handel vor Manufacturen, und beide vor Landwirthschaft den Vortritt haben, und einen verhältnißmäßig größern Theil der Arbeit und des Verlages einer Nation an sich ziehen. Bei so verschiedenem Gange, den die Gewerbsamkeit nehmen kann, sind auch die Fortschritte, welche sich in Erwerbung von Reichthum machen lassen, sehr verschieden. In dem dritten Buche wird daher zuvörderst untersucht, welches der natürliche Gang der Gewerbsamkeit, das heißt, derjenige sei, welchen sie in einem

freien

freien Zustande der Dinge von selbst nimmt, und bei welchem die Fortschritte zu Reichthum am sichersten und schnellsten sind; und da fast in allen europäischen Staaten seit ihrer Entstehung ein ganz andrer Gang statt gefunden hat, so betrachten wir sowohl die Ursachen, wodurch solcher veranlaßt worden, als die Folgen, welche er nach sich gezogen hat.

Eben dieser verschiedene Gang der Gewerbsamkeit in verschiedenen Ländern und Zeitaltern hat Anlaß zu verschiedenen staatswirthschaftlichen Systemen gegeben, deren einige dem städtischen Gewerbfleiße, das ist, dem mit Manufacturen und Handel beschäftigten, andere dagegen dem ländlichen den Vorzug geben. — Diese Systeme, da sie nicht blos auf die Meinungen gelehrter Männer, sondern selbst auf die Gesetzgebung von Landesregenten Einfluß gehabt haben, verdienen vollständig dargestellt, und umständlich geprüft zu werden: und dazu ist das vierte Buch bestimmt.

Nachdem wir die allgemeine Theorie der Staatswirthschaft nach diesem Plane werden durchgegangen seyn, wollen wir versuchen die darin entwickelten Ideen und Grundsätze auf die drei großen Gewerbarten der Production,

der Fabrikation, und des Handels anzuwenden, und die verschiedenen Einrichtungen, welche in Absicht derselben statt finden können, nach dem vortheilhaften oder nachtheiligen Einflusse, den sie auf jede dieser Gewerbarten haben, im Einzelnen genau zu erforschen. Diese Untersuchungen stellen zusammen einen besondern oder angewandten Theil der Staatswirthschaft vor.

Erstes Buch.

Von demjenigen, was sich auf die Würksamkeit der Nationalbeschäftigung bezieht.

Die productiven Arbeitskräfte können verstärkt werden, so, daß eine gleiche Anzahl von Händen ein größeres Quantum von Erzeugnissen in derselben Zeit hervorzubringen vermag. Eine wesentliche Bedingung, wovon dieser Erfolg abhängt, ist, daß die Arbeit getheilt werde, oder daß verschiedene Personen sich verschiedenen Verrichtungen unterziehen, und mehr oder weniger ausschließlich widmen. Wie solche Theilung der Arbeit den hervorbringenden Kräften derselben aufhelfe, welche Schranken sie habe, und was für weitere Folgen sie nach sich ziehe, wird im ersten Abschnitt gezeigt werden.

Schon beym Anfange der bürgerlichen Gesellschaft scheiden sich, zufolge der Ungleichheit des Vermögens und Kraft des eingeführ-

ten Bodeneigenthums die Menschen, von denen die jährliche Hervorbringung des gesammten Nationaleinkommens unmittelbar abhängt, in die drei Classen, der Arbeiter, Verleger und Bodeneigner; und unter diese Classen wird der Totalertrag der productiven Nationalarbeit bei seinem Entstehen zuerst vertheilt. In welcher Ordnung, oder nach welchen Regeln diese Vertheilung natürlicherweise vor sich geht, wird im zweiten Abschnitt erklärt werden.

Erster Abschnitt.

Von der Arbeitstheilung und ihren Schranken und Folgen.

Erstes Kapitel.

Wie das Theilen der Arbeit den Ertrag derselben vermehren hilft.

Wir betrachten erst die Thatsache selbst, und suchen sodann den Grund davon auf.

Zieht das Theilen der Arbeit eine Vermehrung des Ertrages derselben natürlicherweise nach sich; so muß diese Würkung sich

in jedem besondern Falle desto sichtbarer zeigen, je weiter in demselben das Theilen der Arbeit getrieben wird. Und in der That ist es so. Das unbedeutende Geschäfte des Stecknadelmachens z. B. soll von dem fertigen Drath an gerechnet, sich in ungefähr achtzehnerlei verschiedene Verrichtungen zerlegen lassen. Wer zu diesem Geschäfte, woraus die Arbeitstheilung einen besondern Beruf gemacht hat, nicht erzogen ist, und den Gebrauch der darin angewandten Maschinerie, zu deren Erfindung wahrscheinlich dieselbe Arbeitstheilung Anlaß gegeben hat, nicht kennt, wird gewiß nicht zwanzig Nadeln in einem Tage machen können. Dagegen hat man gefunden, daß bloß zehn Arbeiter, deren einige sonach zwei oder drei von jenen achtzehn Verrichtungen übernehmen mußten, und die mit der nöthigen Maschinerie nicht einmal aufs beste versehen waren, in einer Werkstätte vereint, zusammen an 48000 Nadeln in einem Tage verfertigen konnten. Jeder von ihnen war folglich so anzusehen, als ob er den zehnten Theil oder 4800 Nadeln des Tages machte. Hätten sie aber von einander getrennt, und ohne wechselseitige Beyhülfe gearbeitet, und wäre vollends keiner von ihnen zu diesem Beruf erzogen gewesen, so könnten jeder gewiß

im ersten Fall nicht tausend, und im andern nicht zwanzig, das heißt, im ersten Fall nicht den vierten, und im andern nicht den zweihundert und vierzigsten Theil dessen verfertigt haben, was sie mittelst einer schicklichen Zerlegung und Aneinanderreihung ihrer verschiedenen Operationen zu leisten vermochten. Schon der auffallend niedrige Preiß mancher Waare, verglichen mit ihrer Künstlichkeit, beweiset klar genug, welch einen vergrößerten Ertrag die Arbeit zu liefern, durch Theilung fähig gemacht werden kann. Für weniger als einen englischen Schilling (acht gute Groschen) ist in dem theuern England ein ganzes Dutzend Taschenmesser von der gemeinsten Sorte zu haben; ein Preiß, der, wenn man ihn mit der Waare vergleicht, nur durch die wunderbare Würkung der getheilten Arbeit begreiflich wird.

Es kann Theilung der Arbeit in hohem Grade statt finden, ohne doch leicht bemerkt zu werden, wenn nehmlich die verschiedenen, einander in die Hand arbeitenden Personen nicht unter einem Dache beisammen, sondern in getrennten Wohnungen oder zerstreuten Plätzen beschäftigt sind; sey es, weil jeder verschiedene Zweig der Arbeit eine so große Menge von Händen erfordert, daß kein Werk-

haus füglich mehrere solcher Zweige in sich aufnehmen kann; oder sey es, weil die einzelnen Verrichtungen ihrer Natur nach zu heterogen sind, als daß sie mit einander verbunden werden könnten. Das erste ist der Fall beynahe in allen jenen großen Gewerben, die dem gesammten Volke seine großen Bedürfnisse liefern. So z. B. sind die Schuster gegen die Gerber, die Spinner gegen die Weber, und diese gegen die Bleicher, Färber, und Tuchbereiter viel zu zahlreich, um nicht gemeiniglich von einander getrennt zu seyn. Das zweite aber ist der Fall in fast jedem Gewerbe, wie man bald gewahr wird, wenn man alle die Materialien und Werkzeuge, deren ein Gewerbe zur Hervorbringung seiner Waaren bedarf, einzeln ihrer Entstehung nach betrachtet. Man frage sich z. B., aus wie vielerley Arbeiten die Verfertigung eines in Halbfranz gebundenen Buches (abgesehen von seinem Inhalt) zusammen gesetzt ist. Der Buchbinder braucht Leim, Alaun, Zwirn, Leder, Minium, Goldblatt u. s. w., von welchen Erfordernissen jedes durch eine mehr oder weniger lange Reihe getheilter Arbeiten hervorgebracht wird. Zum Buchdrucken sind Ruß und Oel und Papier und Lettern nöthig. Das Rußbrennen erfordert, vom Material

nichts zu sagen, einen Rauchfang, dessen Aufführung von Maurer- und Zieglerarbeit abhängt. Das Oelschlagen und Papiermachen geschieht durch Mühlwerke, deren Bau, so wie die Gewinnung des Saamens, woraus Oel gepreßt, und die Bereitung des Leinens, woraus am Ende Papier gemacht wird, eine Menge verschiedener Arbeiter voraussetzt. Der Schriftgießer braucht Kohlen und Metall, welches letztere mit den Arbeiten des Bergbaues und Hüttenwesens zusammenhängt. Kommt vollends eins oder das andere der gedachten Materialien, oder auch der hier nicht einmal erwähnten Werkzeuge, die bey allen jenen Arbeiten gebraucht werden, über See, so tritt noch ein ganzes System von getheilten Arbeiten hinzu, die bei der Seefahrt und dem Schiffbau und der Schiffsausrüstung statt finden. Und doch hat vielleicht an dem Halbfranzbande, den man in der Hand hält, von allen diesen Arbeiten keine gefehlt. Es ist natürlich, daß in jenen beiden Fällen, wo von den verschiedenen Arbeitszweigen, die zur Verfertigung einer gewissen Waare zusammen gehören, selten mehr als ein einzelner auf einmal geschehen wird, die dabei würklich statt habende Vertheilung der Arbeit weniger in die Augen fällt, und daher weni-

ger bemerkt, und eben deshalb vielleicht für geringer gehalten wird, als sie würklich ist.

Aber wie verschieden auch immer die Theilung der Arbeit in den mancherlei Künsten und Gewerben seyn mag; so sind doch die Würkungen, welche sie in allen, und in der gesammten Nationalgeschäftigkeit überhaupt hervorbringt, ganz ähnlich denjenigen, welche sie bei der oben erwähnten Verfertigung kleinerer Metallwaaren so sichtbar äußert. Ueberall, so weit sie nur eingeführt werden kann, veranlaßt sie einen verhältnißmäßigen Anwachs der productiven Arbeitskräfte, und sonach des Ertrages derselben. Folgende Bemerkungen werden diese Wahrheit in helleres Licht setzen.

a) Die Absonderung der verschiedenen Gewerbe kann ursprünglich durch nichts anderes veranlaßt worden seyn, als eben durch die Erfahrung, die man machte, mit gleicher Arbeit einer gewissen Art, wenn man sich ihr allein widmete, mehr erwerben zu können, als wenn man sich mit mehrerlei Arten von Arbeit zugleich abgab. Wer z. B. im ersten Anfange der gesellschaftlichen Cultur mehr oder weniger ausschließlich Schmiedearbeit trieb, that es darum, weil er fand, daß er auf diesem Wege mehr Lebensmittel erlangen

könne, als wenn er sich unmittelbar mit deren Gewinnung befaßt hätte. Und woher gelang ihm das? Weil Jedermann, der von ihm Schmiedewaaren eintauschte, fand, daß er solche wohlfeiler und besser von ihm bekam, als wenn er selbst sich mit deren Verfertigung neben seinen andern Arbeiten abgeben wollte.

b) Nach Maaßgabe, wie eine Nation an Betriebsamkeit und Geistescultur zunimmt, das heißt nach Maaßgabe, wie sie eifriger nach Vergrößerung des Ertrages ihrer Arbeit strebt, und die rechten Mittel dazu besser zu beurtheilen versteht, treibt sie das Theilen der Arbeit und das Absondern der verschiedenen Gewerbe immer weiter. Was in ihrem rohern Zustande das Werk Eines Mannes war, wird alsdann das Werk verschiedener Hände. Der Landwirth beschränkt sich mehr und mehr auf seine Landwirthschaft, der Handwerker auf sein Handwerk, und die zur Hervorbringung einer vollständigen Manufacturwaare nöthigen Geschäfte werden fast immer unter eine Menge von Händen vertheilt. Warum? Weil man findet, daß auf solchem Wege der Ertrag der Arbeit vergrößert wird.

c) Auch ist jene allgemeine Wohlhabenheit, welche sich in einer gut regierten Staatsgesellschaft bis auf die niedrigsten Volksclassen

erstreckt, ein augenscheinlicher Beweis von dem Erfolge, welchen das Theilen der Arbeit hat, die productiven Kräfte derselben zu verstärken, und ihren Ertrag zu vervielfältigen. Nimm die Lebenseinrichtung des gemeinsten Mannes in einem gebildeten und blühenden Lande, und zergliedere an seiner Wohnung, seinem Anzuge, seinen Geräthschaften, Speisen und Getränken Stück für Stück, so wie wir oben die Verfertigung eines Buches zergliedert haben; und du wirst finden, daß die Menge der Hände, von deren Arbeit ein Theil, wenn schon nur ein kleiner, angewandt worden ist, ihm diese Lebenseinrichtung zu schaffen, alle Berechnung übersteigt. Unmöglich könnten ihm alle diese Dinge, die er würklich gebraucht und genießt, jemals zu Theil geworden seyn, wenn sie nicht eben dadurch, daß ihre Hervorbringung unter so viel Hände getheilt ist, viel leichter, das heißt, in gleicher Menge mit viel weniger Arbeit, oder mit gleicher Arbeit in viel größerer Menge hervorgebracht würden. Diese durch das Theilen der Arbeit bewürkte große Vervielfältigung der Erzeugnisse von allen Künsten und Gewerben ist es, was jenen durchgängigen bis auf die gemeinste Volksclasse sich verbreitenden Wohlstand in gut regierten

Staaten nach sich zieht. Nehmlich jeder Werkmann hat von den Sachen, die er macht, außer dem, was er selbst davon braucht, eine große Quantität abzulassen; und da jeder andere Werkmann sich mit ihm in gleichem Falle befindet, so gelingt es ihm, eine große Quantität seiner Waare gegen eine große Quantität, oder, was einerlei ist, gegen den Preiß von einer großen Quantität ihrer Waare zu vertauschen. Indem er sie reichlich mit dem versieht, was sie bedürfen, versehen sie ihn eben so reichlich mit dem, was er bedarf: und so ergießt sich durch alle verschiedene Classen der Gesellschaft eine allgemeine Fülle.

Aber wie geht es zu, daß eine gleiche Menge Menschen, in verschiedene Verrichtungen getheilt, und jeder ausschließlich mit der seinigen beschäftigt, ein viel größeres Quantum von Erzeugnissen zu liefern fähig wird? Es kommt dieser Erfolg von drei verschiedenen Ursachen her.

Erstens von dem Ersparen der Zeit, die, wenn ein Mensch sich mit mehrerlei Arbeiten befaßt, bey dem Uebergange von der einen zur andern verlohren geht, nicht nur, wenn er die verschiedenen Arbeiten an verschiedenen Orten, sondern auch, wenn er

sie in derselben Werkstätte verrichtet. Z. B. wenn ein kleinstädtischer Tuchmacher, der etwas Ackerwirthschaft neben seinem Gewerbe treibt, ab und zu vom Webestuhl auf das Feld, und vom Felde an den Webestuhl geht, oder auch beim Mangel an Gehülfen, abwechselnd spulet und webt, auch wohl spinnt. Immer wird ein wenig gezaudert, wenn man von einer Beschäftigung aufsteht, um eine andere vorzunehmen. Man kommt bei der neuen gleich Anfangs nicht recht in Schwung, und eine gute Weile tändelt man mehr, als daß man sich herzhaft angreife; woraus am Ende Saumseligkeit und Unfleiß zur Angewohnheit werden. Die Dorfhandwerker, welche genöthigt sind, fast alle halbe Stunden ihre Verrichtungen und Werkzeuge zu wechseln, und in einem Tage wohl auf zwanzigerlei Art ihre Hände zu brauchen, werden dadurch mehrentheils langsam und träge, so daß sie, selbst bey dem dringendsten Anlasse sich selten recht angreifen können. Der Vortheil des Zeitersparens, welchen die Arbeitstheilung gewährt, ist würklich größer, als er beim ersten Anblicke scheint.

Die zweite der Ursachen, wovon der Erfolg der Arbeitstheilung herrührt, ist die Zunahme der Geschicklichkeit in jedem beson-

dern Arbeiter. So fern die Arbeitstheilung jeden Werkmann auf ein einfaches Geschäfte beschränkt, und dieß zum alleinigen Beruf seines Lebens macht, giebt sie ihm natürlich Anlaß, sich in Verrichtung desselben eine Leichtigkeit und Sicherheit zu erwerben, die unfehlbar einen vergrößerten Ertrag seiner Arbeit zur Folge hat. Die Schnelle, womit manche Operationen in gewissen Fabrikarbeiten, z. B. bei Verfertigung kleiner Metallwaaren, wie Knöpfe, Nadeln, Uhrketten, Schnallen u. s. w. verrichtet werden, übersteigt alles, was Jemand, der nie Zuschauer davon gewesen ist, der menschlichen Hand als möglich zutrauen könnte. Und nicht weniger bewundernswürdig, als die Gewandheit in allen Griffen und Bewegungen der Hand, ist die Sicherheit des Sinnengebrauchs, durch welchen der geübte Werkmann jeden auf das Wohlgelingen seiner Arbeit Einfluß habenden Umstand (wie z. B. der Färber die Veränderungen seiner Blauküpe durch den Geruch) zu beurtheilen weiß: eine Sicherheit, die, so fern sie Fehler vermeiden, und in allem richtig verfahren lehrt, eben so gut als jene Gewandheit den Arbeitsertrag vergrößern hilft, und die gleichfalls eine natürliche Frucht der Arbeitstheilung ist.

Die dritte und letzte Ursache liegt in der Erfindung von schicklichen Werkzeugen und Maschinen, und von vortheilhaften chemischen Operationen.

Jeder weiß, wie sehr Arbeit durch Maschinen erleichtert und abgekürzt werden kann, so fern dadurch Kräfte theils von Thieren und leblosen Dingen, wie Wasser, Wind und Dampf, theils von schwachen Personen, selbst Kindern und Greisen, theils endlich von kunstlosen Händen in den Stand gesetzt werden, das zu leisten, was sonst nur Menschen und starke Menschen, und kunsterfahrne Menschen, und auch wohl alle diese kaum würden leisten können. Wobei, was den letzten Umstand betrifft, klar ist, daß, wenn an Arbeitern eine Geschicklichkeit, deren Erlangung ihnen viele Zeit und Mühe kosten würde, (wie z. B. an den Buchdruckern das Schönschreiben) sich ersparen läßt, dieser Aufwand von Zeit und Mühe für andere Sachen benutzt werden kann.

Die Erfindung aller solcher Maschinen scheint ursprünglich durch das Theilen der Arbeit veranlaßt worden zu seyn. Leichtere und bequemere Mittel zur Erreichung eines gewissen Endzwecks ausfindig zu machen, gelingt Jemanden gewiß weit eher, wenn seine

ganze Aufmerksamkeit auf solchen einzelnen Gegenstand geheftet, als wenn sie unter mancherlei Dingen zerstreut ist. Zufolge der Arbeitstheilung aber wird Jedermanns Aufmerksamkeit ganz auf einen einfachen Gegenstand gerichtet. Natürlich also läßt sich erwarten, daß einer oder der andere von denen, die mit einem einfachen Arbeitszweige beschäftigt sind, leichtere und bequemere Mittel zur Verrichtung dessen, was er einzig treibt, entdecken werde. Auch sind manche recht sinnreiche Maschinen, die man in solchen Fabriken gebraucht, wo die Arbeit am meisten getheilt ist, ursprünglich von gemeinen Werkleuten erfunden worden, welche beschränkt auf irgend eine sehr einfache Operation natürlich darauf sannen, wie sich solche noch leichter und schneller verrichten ließe. Andere Maschinen und Werkzeuge, verbesserte sowohl, als neue, rühren von denen her, welche die Verfertigung derselben zu ihrem besondern Gewerbe machten, und sind in so fern ebenfalls Früchte der Arbeitstheilung. Noch andere verdankt man dem Nachsinnen derjenigen, die man überhaupt Spekulanten oder Philosophen nennen könnte, deren Beschäftigung es ist, nicht etwas zu verfertigen, sondern alles zu beobachten, und denen daher öfters glück-

liche

liche Kombinationen der verschiedenartigsten Kräfte gelingen: wovon man z. B. eine Probe an den Dampfmaschinen hat. Im Fortgange der Gesellschaft wird das Beobachten und Nachdenken, gleich jeder andern Beschäftigung, der vornehmste oder alleinige Beruf einer besondern Klasse von Bürgern. Auch theilt es sich in eine Menge verschiedener Zweige, durch welche Theilung in diesem so gut wie in jedem andern Beruf Gewandheit vermehrt, Zeit erspart, und der Ertrag der Bemühungen vergrößert wird.

Eine ähnliche Bewandniß, wie mit den Maschinen, hat es mit den Operationen chemischer Art, mittelst welcher in den Gewerben, denen sie angehören, eine gleiche Quantität Arbeit einen größern oder bessern Ertrag zu liefern fähig gemacht wird. Kann z. B. beim Hüttenwesen durch eine gewisse Behandlungsart des Erzes eine gleiche Anzahl Arbeiter eben so viel Metall, als sonst, aber mit weniger Verlust von Kohlen, oder, im Falle des Amalgamirens, von Quecksilber bereiten; so wird dadurch so gut Arbeit erspart, als wenn durch Maschinen weniger Hände fähig gemacht werden, dasselbe zu leisten, wozu sonst mehrere nöthig waren; denn in Kohlen und Quecksilber ist Arbeit enthalten. Auch

zu den Erfindungen und Entdeckungen dieser Art scheint ursprünglich das Theilen der Arbeit Anlaß gegeben zu haben. Sie rühren ebenfalls theils von Werkleuten her, theils von Spekulanten. Und wenn es letztern vorzüglich in unserm Zeitalter gelungen ist, die chemischen Gewerbe mit nützlichen Verbesserungen und neuen Entdeckungen zu bereichern; so hat man auch wohl diesen Erfolg hauptsächlich dem Umstande zu danken, daß eine größere Zahl von denkenden Köpfen, als je zuvor, sich in unserm Zeitalter Forschungen dieser Art ausschließlich gewidmet, und in die verschiednen dabei vorkommenden Geschäfte immer mehr getheilt hat.

Zwar pflegen Erfindungen und Entdeckungen mechanischer so wohl, als chemischer Art gemeiniglich dem Zufall oder dem Genie zugeschrieben zu werden. Aber der Zufall treibt gewiß sein Spiel vergebens, wenn der menschliche Geist es nicht aufzufassen und zu benutzen weiß. Und was das Genie betrifft, welches allerdings manche Erfindung und Entdeckung nicht nur auf dem Wege des planmäßigen Suchens zu machen, sondern freilich auch dem Zufall abzulernen weiß; so ist die Verschiedenheit angebohrner Talente in verschiednen Menschen, genau

betrachtet, viel geringer, als man sie anschlägt; und der sehr verschiedene Kopf, der sich an Menschen von verschiednem Beruf in ihrem reifen Alter zeigt, ist in vielen Fällen nicht so wohl die Ursache davon, daß sie sich jeder auf diesen seinen Beruf gelegt haben, als vielmehr eine Wirkung davon, oder eine Folge der getheilten Arbeit. Auf jeden Fall ist das Arbeitstheilen die allgemeine und nothwendige Bedingung, ohne welche selbst, was von verschiedenen angebohrnen Gaben in verschiedenen Menschen liegen mag, sich nimmer zweckmäßig würde äußern können. Treffen solche Gaben mit einer zum spekuliren gemächlichen Lage in irgend einem Unternehmer eines bestimmten Gewerbes zusammen; so gehen dann solche Erfindungen hervor, wie Delaßalle in der Seidenweberei, Ambrosius Didot in der Buchdruckerkunst,*) Bolton in der Metallfabrikation **), und Wedgwood in der Verfertigung von Thonwaaren gemacht haben.

*) Ueber beide siehe Hamburgische Adreß-Comtoir-Nachrichten, Stück 54 und 64 vom Jahre 1804.

**) S. Nemnichs Reise.

Zweites Kapitel.

Schranken der Arbeitstheilung.

Die Theilung der Arbeit hat zweierlei Schranken: sie wird begränzt, erstens, durch die verschiedene Natur der Arbeit selbst, und zweitens, durch die Möglichkeit des Absatzes.

In manchen Gewerben geht es nicht an, weder die Arbeit so vielfältig zu theilen, noch die verschiedenen dabei vorkommenden Verrichtungen so vollständig von einander abzusondern, als es in andern möglich ist. Die Ursache davon liegt in gewissen Eigenheiten bald des Materials, (z. B. des Glases, in Vergleichung mit Metall,) bald der Behandlungsart, z. B. des Gerbens in Vergleichung mit dem Weben.

Aus beiden Ursachen gestattet Landwirthschaft, weder eine so weit gehende Theilung der Arbeit, noch eine so vollständige Absonderung der verschiedenen Geschäfte von einander, als überhaupt Manufacturen gestatten. Die Geschäfte der Viehzucht und des Getreidebaues lassen sich unmöglich so ganz von einander absondern, als der Beruf des Zimmermanns von dem Berufe des Schmiedes. Während der Spinner fast allemal eine an-

dere Person ist, als der Weber, pflegt der, welcher das Feld pflügt, egget, besäet und aberndtet, oft dieselbe Person zu seyn. Denn diese verschiednen Arbeiten sind an besondre Zeitpunkte gebunden; daher keine derselben einen Menschen anhaltend beschäftigen kann. Diese Unmöglichkeit, alle verschiedne Zweige der landwirthschaftlichen Arbeit so vollständig und gänzlich von einander abzusondern, ist vielleicht der Grund davon, daß die Zunahme der productiven Arbeitskräfte in dem Ackerbau mit der Zunahme derselben in Manufacturen nicht immer Schritt hält. Das reichere Volk übertrifft zwar gemeiniglich alle seine Nachbarn an Ackerbau sowohl als an Manufacturen; aber gewöhnlich ist es ihnen doch weniger in jenem, als in diesen überlegen. Zwar bringen seine Ländereien, weil mehr Arbeit und Verlag darauf gewandt wird, einen nach Verhältniß ihres Umfanges, und ihrer natürlichen Fruchtbarkeit größern Ertrag hervor. Aber dieß Mehr an Ertrag pflegt fast immer nur proportional dem Mehr an Arbeit und Kosten zu seyn. Im Ackerbau ist die Arbeit des reicheren Volks nicht allemal viel productiver, als die Arbeit der ärmeren Völker; oder wenigstens ist sie darin nie so sehr viel productiver, als in

Manufacturen. Das Korn des reichern Landes pflegt daher nicht allemal wohlfeiler bei gleicher Güte zu Markt zu kommen, als das Korn der armen Länder. Niedersächsisches Getreide ist bei gleicher Güte nicht theurer, als englisches, ungeachtet der überlegenen Opulenz und Kultur Englands über Niedersachsen.

Aber wenn gleich das arme Land, trotz seiner geringern Bodenkultur mit dem reichen Lande in der Wohlfeilheit und Güte seines Getreides wetteifern kann; so kann es doch in seinen Manufacturen auf keine solche Mitbewerbung Anspruch machen; wenigstens dann nicht, wenn in Ansehung des Materials beide Länder auf gleichem Fuße stehen. Denn sonst kann allerdings der Vortheil, den ein armes Land in Ansehung des Materials hat, den anderweitigen Vortheil, den einem reichern Lande sein Reichthum giebt, überwiegen, und sonach z. B. Niedersachsen an Leinen- und Frankreich an Seidenwaaren den Britten überlegen seyn.

Die verschiedenen Arten der Arbeit mögen ihrer Natur nach noch so theilbar seyn; so kann doch die würkliche Theilung in keinem Falle weiter gehen, als die Möglichkeit des Absatzes reicht. Denn wer wird Muth oder Lust haben, sich gänzlich einer Beschäf-

tigung zu widmen, wenn er keine Möglichkeit vor sich siehet, den ganzen über seinen Selbst-Bedarf hinausreichenden Ueberschuß des Erzeugnisses seiner Arbeit gegen solche Erzeugnisse von anderer Leute Arbeit, als für ihn von einigem Gebrauche sind, auszutauschen? Der Umfang des Markts also, begränzt die Theilung der Arbeit, und die Absonderung der Gewerbe. Nur in dem Maaße, wie jener sich erweitert, können diese weiter gehen.

So sind Dorfhandwerker fast allerwärts genöthigt, sich auf alle die verschiedenen Gewerbzweige zu legen, die bloß in so fern verwandt sind, als ihr Material einerlei ist. Ein Landzimmermann giebt sich mit allem ab, was aus Holz gemacht wird; er ist gelegentlich Tischler, Drechsler, Wagner, selbst wohl Bildschnitzer. Eben so mannigfaltig sind die Beschäftigungen des Landschmiedes; er macht alles, was aus Eisen zu machen ist. Und selbst in mancher kleinen Stadt erhält sich kein Nagelschmied, weil er von den 300,000 Nägeln, die er jährlich, wenn man tausend auf einen Tag rechnet, verfertigen kann, an seinem Ort, und in der umliegenden Gegend vielleicht nicht die Hälfte abzusetzen Gelegenheit findet. Immer ist der

Mangel an sicherm Absatz der nächste Grund davon, daß in den, von der See entlegenen und schwach bewohnten Gegenden so vieler Länder, wie Rußland, Schweden, Schottland, Nordamerika, (von Neupreußen nichts zu sagen) die Gewerbscheidung wenig Fortgang gewinnt, und jede Familie fast alles, was sie selbst an Geräthschaften und Kleidungsstücken braucht, sich selbst verfertigt.

Die Erweiterung des Absatzes hängt davon ab, daß die Waare, wenn in der Nachbarschaft des Orts, wo sie hervorgebracht wird, ihre Abnehmer sich nicht vermehren, mit geringen Frachtkosten den Markt, welchen sie in der Nähe nicht findet, in weiterer Entfernung suchen könne.

Da Wasserfahrt durch die minder kostbare Fracht einen ausgedehntern Markt für jede Gattung von Gewerbsfleiß eröfnet, als der bequemste Landtransport jemals gewähren kann; so sind es natürlicherweise die Seeküsten und Ufer schiffbarer Ströhme, wo Gewerbsfleiß aller Art sich zu theilen und zu verbessern anfängt; und oft vergeht lange Zeit, bis diese Verbesserungen sich in die innern Gegenden des Landes verbreiten. Der Unterschied zwischen den Kosten der Landfracht, und der Wasserfracht wächst mit dem Abstande

der Plätze, zwischen welchen die Fahrt statt findet; er ist minder groß zwischen Königsberg und Danzig, als zwischen Königsberg und Stettin oder Emden. Fände kein anderes Verkehr, als zu Lande, zwischen jenen Plätzen statt; so würden sie, da nur solche Güter, deren Werth gegen ihr Gewicht sehr beträchtlich wäre, den Transport ertragen könnten, einen guten Theil des jetzt zwischen ihnen bestehenden Handels, und folglich einen guten Theil der Aufmunterung zum Gewerbfleiße, die sie jetzt einander geben, entbehren müssen. Zwischen entfernten Plätzen der verschiedenen Welttheile könnte vollends wenig oder gar kein Verkehr statt finden. Welche Waare ertrüge die Kosten der Landfracht zwischen Trankebar und Koppenhagen? Oder wenn es auch einige so kostbare gäbe, mit welcher Sicherheit könnten sie durch so vieler uncivilisirter Nationen Gebiete durchgeführt werden? Und doch besteht jetzt zwischen diesen zwei Plätzen ein nicht unbeträchtlicher Handel, und es wird dadurch, daß sie einander wechselseitig einen Markt gewähren, beider Gewerbfleiß nicht wenig ermuntert.

Natürlich also werden die ersten Gewerb- und Kunstverbesserungen dort aufkommen, wo Wasserfahrt eine ganze Welt zum

Markt für das Erzeugniß jeder Art von Arbeit eröfnet. Später werden sie sich nach den innern Gegenden des Landes verbreiten, weil diese für ihre meisten Waaren lange Zeit keinen andern Markt haben, als das längst der Seeküste, und den schiffbaren Ströhmen vor ihnen liegende Land, nach dessen Reichthum und Bevölkerung daher ihr Absatz lange Zeit sich richten, und dessen Aufnahme daher ihrer eigenen Aufnahme vorangehen muß.

Auch bestätigt sich dieß durch Geschichte und Erfahrung. Die Nationen, welche der bewährtesten Geschichte nach zuerst civilisirt worden sind, waren diejenigen, die rund um das mittelländische Meer wohnten: ein Meer, das wegen der Menge seiner Inseln, wegen der geringen Entfernung seiner Ufer von einander, und wegen seiner ruhigen Oberfläche, da es frei von Fluth und Ebbe keine anderen als Windwogen hat, ausnehmend günstig für die ersten Schifffahrtsversuche war, als man unbekannt mit dem Kompasse sich von dem Anblick der Küsten zu entfernen, und unerfahren in der Kunst des Schiffbaues sich dem brausenden Oceane anzuvertrauen, nicht wagen durfte. Und von allen Ländern an der Küste dieses Meeres

scheint Aegypten das erste gewesen zu seyn, in welchem Landbau und Manufacturen sich ausgebildet, und zu einem beträchtlichen Grade von Vollkommenheit erhoben haben. Oberägypten ist ein langes schmales Thal, welches der Nil durchströhmt, der in Unterägypten sich in eine Menge von Aermen theilt, die durch Hülfe von ein wenig Kunst eine Gemeinschaft durch Wasserfahrt nicht nur zwischen allen großen Städten, sondern auch zwischen allen beträchtlichen Dörfern, und selbst zwischen einzelnen Landhöfen scheinen gewährt zu haben; ungefähr auf eben die Art, wie es jetzt in Holland der Fall ist. Diese so weit gehende, und so bequeme inländische Schifffahrt war vermuthlich eine der Haupturſachen von Aegyptens früher Kultur. Die Busenreichen Küsten Griechenlands, und Kleinasiens, sammt dem zwischen ihnen liegenden Archipel, machen, durch die leichte Gemeinschaft, welche sie durch Wasserfahrt einander darbothen, ihre frühe Kultur eben so begreiflich. Auch scheinen, obgleich es durch keine Geschichte bewährt ist, der wir Europäer trauen können, Landbau und Manufacturen seit überaus alten Zeiten in den Gegenden Ostindiens, die der Ganges durchströhmt, und in den östlichen Provinzen

von China, wo sich die dortigen großen Ströhme münden, empor gekommen zu seyn: Gegenden, die, in Ansehung der Wassergemeinschaft, Aegypten ähnlich sind; und deren Bewohner, was merkwürdig ist, gleich den alten Aegyptern den auswärtigen Handel wenig geachtet, sondern ihren großen Reichthum ganz aus jener inländischen Schifffahrt gezogen zu haben scheinen.

Der über dem kaspischen Meere und über Indostan und China nordwärts hinliegende Theil von Asien dagegen, scheint zu allen Zeiten in dem unangebauten Zustande gewesen zu seyn, worin er jetzt ist. Kein Wunder! Seine großen Ströhme gehen in das Eismeer, das keine Schifffahrt zuläßt, und sind von einander allzu entfernt, um eine Handelsgemeinschaft abzugeben. Auch die Unkultur des innern Afrika's scheint mit dessen Mangel an Wassergemeinschaft zusammen zu hängen. Dieser Welttheil hat nichts von solchen Busen wie Südasien, und vollends wie Europa an seiner Ostsee, an dem mittelländischen, dem adriatischen, dem schwarzen, und dem weißen Meere hat; noch weniger sind seine großen Flüsse einander nahe genug, um den inländischen Verkehr zu erleichtern.

Ueberdem, selbst ein Fluß kann einer Nation wenig Handel gewähren, wenn er nicht in mehrere Aerme sich theilt, oder beträchtliche Nebenflüsse aufnimmt, oder wenn er vor seiner Mündung durch ein fremdes Gebieth läuft, wie es der Fall mit den von Rußland aus nach dem schwarzen Meere laufenden Ströhmen vormals war und mit der Donau noch ist.

Auch in der neuern Welt hat sich der Einfluß der Wasserfahrt, auf die Kultur sichtbar gezeigt. Ueberall, wo nicht Bergbau den Platz der neuen Ansiedelungen bestimmte, wie nahmentlich in Nordamerika, sind die Pflanzungen beständig der Seeküste, und den Ufern schiffbarer Ströhme gefolgt, und haben sich erst später allmälig von da nach innen verbreitet.

Drittes Kapitel.

Von dem Ursprunge und Gebrauche des Geldes, als einer Folge der Arbeitstheilung.

Wann einmal die Arbeitstheilung durchgängig eingeführt ist; so kann man durch seiner eigenen Hände Werk sich nur mit einem kleinen Theil seiner Bedürfnisse versehen.

Die zahlreichen andern schafft man sich dadurch, daß man von den Erzeugnissen seiner Arbeit dasjenige, was man selbst nicht braucht, gegen solche Erzeugnisse von anderer Menschen Arbeit, als man nöthig hat, vertauscht. Ja mancher Arbeiter kann von seiner Hände Werk gar nichts für sich selbst brauchen, und muß also seinen ganzen Lebensbedarf sich von andern durch Tausch verschaffen. Sonach lebt Jedermann durch Tausch, und die Nation wächst zu einer eigentlich handelnden Gesellschaft heran.

Aber mit dem Tauschen sind eigene Schwierigkeiten verknüpft, die den Fortgang desselben im ersten Anfange der Arbeitstheilung sehr müssen aufgehalten haben. Gesetzt, Jemand wollte für sein Schaaf Salz eintauschen. Er fand vielleicht Personen genug, die für sein Schaaf Eisen, Holz, Leder, und was sonst anzubiethen hatten, aber gerade Salz nicht. Er fand vielleicht auch mehrere, die ihm Salz ablassen wollten, aber nicht für das Schaaf, sondern für andre Sachen, die er nicht besaß, oder nicht missen konnte. Wünschte er vollends zwei- oder mehrerlei Waaren, z. B. Salz und Eisen zugleich für das Schaaf einzutauschen; so mochte er überaus oft in dem Fall seyn, für dasselbe nur

eine dieser Waaren allein, und nicht beide oder mehrere zugleich bekommen zu können; und sonach den Tausch unterlassen oder, gegen seinen Wunsch, von jeder Waare den ganzen Werth eines Schaafs auf einmal eintauschen zu müssen.

Die beiden ersten Schwierigkeiten, nehmlich, den zu finden, der für unsere Waare, die er verlangt, grade das zu geben hat, was wir begehren, und zweitens, der, indem er das hat, was wir begehren, grade die Waare verlangt, die wir ihm anzubiethen haben, mußten natürlich vom ersten Anfange der eingeführten Arbeitstheilung an jeden klugen Mann bestimmen, sich so einzurichten, daß er, neben dem besondern Erzeugnisse seiner eignen Arbeit, noch allemal etwas von einer gewissen andern Waare bei sich hätte, und zwar von einer solchen, die seines Erachtens wohl wenige Leute sich weigern möchten, gegen das Erzeugniß ihrer Arbeit einzutauschen. In Betracht der dritten Schwierigkeit aber mußte man, unter mehreren Waaren von der erwähnten Beschaffenheit diejenigen vorziehen, die sich ohne Verlust an ihrem Werthe theilen ließe, oder von welcher jede Quantität einen Werth hätte, der allemal der Quantität selbst proportional wäre.

Vermuthlich werden zu diesem Ende mancherlei verschiedene Waaren nach einander, und auch wohl zu gleicher Zeit gebraucht.

In den rohen Zeiten der Gesellschaft soll Vieh das gemeine Tauschmittel oder Handelsinstrument gewesen seyn; und obgleich es, wie die eben angeführten Beispiele zeigen, ein sehr unbequemes ist; so findet man doch häufig in alten Zeiten Dinge nach der ihnen an Werth gleichen Anzahl von Stücken Vieh geschätzt.

Nichts vom Homer zu erwähnen, nach welchem des Diomedes Rüstung nur neun, des Glaucus seine dagegen hundert Ochsen kostete, sind in den Gesetzen der alten deutschen Völker die Criminalbußen nach Vieh bestimmt. *) Biberfelle sind an der Hudsonsbay das gemeine Handelsinstrument; **) Sclaven sind es in Darfur; ***) Sclaven und zugleich eine Schneckenart, unter dem Nahmen der Schlangenköpfchen bekannt, sind es am Joliba, und in andern Gegenden von Afrika †) Salz und Pfeffer, und Stücke groben

*) Siehe Montesquieu Esprit des loix.
**) Longs Reisen.
***) Browne Reisen.
†) Mungo Parks Reisen.

groben Cottuns, alles Dreies zugleich, sind es in Abyssinien. *)

Ueberall scheinen jedoch die Menschen zuletzt wie durch eine Naturnothwendigkeit bestimmt worden zu seyn, den Metallen vor jeder andern Waare zu diesem Gebrauch den Vorzug zu geben. Und zwar sind verschiedene Metalle dazu bei verschiedenen Völkern gebraucht worden. Eisen war das gewöhnliche Handels-Instrument in dem alten Sparta, und ist es zum Theil noch gegenwärtig am Senegal; Kupfer war es unter den alten Römern; Zinn unter den Malayen: und Silber und Gold sind und waren es unter allen reichen und handelnden Nationen des Erdbodens.

Dieß Phänomen, daß alle Völker der Welt, ohne Zwang und ohne Beredung nach und nach Metall, und bei weiterm Anwachse ihres Wohlstandes Silber und Gold zu dem Mittel angenommen haben, nach welchem der Tauschwerth der verschiedenen Waaren geschätzt, und durch welches der Umsatz derselben betrieben wird, erklärt sich ganz natürlich, theils aus dem Bedürfnisse der Menschen, bei fortgehender Arbeitstheilung, ein immer vollkommneres Mittel für jenen

*) Bruce Reisen.

doppelten Zweck zu haben, theils aus den Eigenschaften, Kraft welcher die Metalle, vornehmlich Silber und Gold, vollkommner, als irgend eine andere Waarengattung, zu jenem doppelten Zwecke sich schicken. Der erste Punkt ist für sich klar; den zweiten werden folgende Bemerkungen in helleres Licht setzen.

Was zur Schätzung des Tauschwerths der verschiednen Waaren ein bequemes Mittel abgeben soll, muß vor allen Dingen überall und immer gleichartig seyn. Wo nicht, so wird man aus Mangel an einer immer gleichen Einheit die verschiednen Tauschwerthe der Waaren nicht bestimmt in Zahlen angeben können, sondern wieder ein anderes Ding nöthig haben, um das Verschiedenartige des erstern auszugleichen. Nächstdem muß es ohne Verlust theilbar seyn; so daß zwei gleich große Quantitäten davon, aus wie vielen Stücken auch die eine, und aus wie wenigen die andere bestehen mag, einander an Werth völlig gleichen, und daß sonach die Werthe verschiedner Quantitäten sich genau so verhalten, wie diese Quantitäten selbst. Denn ein anderes Verhältniß der Werthe, als dasjenige, welches die Quantitäten unmittelbar angeben, würde

immer zu schwierig und unsicher auszumachen seyn.

Das Wort Werth hat einen doppelten Sinn; es bedeutet manchmal die Nützlichkeit einer gewissen Sache, und manchmal das Vermögen, welches der Besitz jener Sache mittheilt, andere Dinge dafür zu kaufen. Den einen könnte man Gebrauchswerth, den andern hingegen Tauschwerth nennen. Dinge, welche den größten Gebrauchswerth haben, haben oft einen geringen oder gar keinen Tauschwerth; und umgekehrt. Was ist nützlicher als Wasser, aber nicht leicht läßt sich etwas dafür kaufen, oder eintauschen. Ein Diamant hingegen ist beinahe von gar keinem Nutzen; aber es kann gemeiniglich eine sehr große Quantität andrer Güter dafür eingetauscht werden.

Nun ist nicht nur jedes Metall in seiner Reinheit, an allen Orten völlig einerlei, sondern Silber und Gold haben auch Kraft ihrer Feuerbeständigkeit und ihres hohen Tauschwerths den Vorzug, daß sie mit dem Kostenaufwande von einem verhältnißmäßig viel kleinern Theile ihrer Quantität rein dargestellt werden können, als es bei den übrigen Metallen möglich ist. Der tausendste Theil des Goldes, das man aus einer Metallmi-

schung abscheidet, die nur zur Hälfte Gold enthält, ist mehr als hinreichend, die Scheidungskosten zu bezahlen. Daher auch der Werth des in solcher Mischung steckenden Goldes, bis auf den geringen Unterschied der Scheidungskosten, dem Werthe von eben so viel reinem Golde völlig gleich gilt. Und eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem Silber. Aber so ist es zum Beispiel mit den edlen und kostbaren Steinen nicht, die unter gleichen Nahmen ursprünglich sehr verschieden sind, ohne daß menschliche Kunst ihre Verschiedenheit ändern kann: nichts von den Naturerzeugnissen aus dem Gewächs- und Thierreiche zu sagen, deren Beschaffenheit vielfältig mit dem Himmelsstrich und Boden wechselt.

Auch sind die Metalle fast ohne allen Verlust theilbar, zumal Silber und Gold. Denn diese mögen zerstückt oder mit andern Metallen gemischt, und sonach chemisch getheilt seyn; so lassen sich ihre Theile mit verhältnißmäßig geringern Kosten durch Schmelzung und Scheidung wieder vereinigen, als z. B. aus Glockenguth das Kupfer sich wieder gewinnen läßt. Auch diese Eigenschaft haben viele selbst gleichartige Dinge nicht. Eine Glasplatte verliehrt durch Theilung, weil

aus den Stücken das Ganze nicht ohne große Kosten durch Umschmelzung wieder herzustellen ist. Ein Edelstein verliert durch Theilung noch mehr, weil keine Kunst ihn aus seinen Theilen wieder zusammensetzen kann: was auch von dem Bernstein gilt, der gleichwohl am Senegal zum Theil als Handelsinstrument, wenigstens vormals soll gebraucht worden seyn.

Als Umsatzmittel, das man für jede Waare nimmt, um andere Waare damit wieder einzutauschen, wird eine Gattung von Dingen in eben dem Maaße brauchbarer seyn, als sie sich theils bequemer aufbewahren, theils mit weniger Beschwerde verführen, theils mit mehr Leichtigkeit übergeben und empfangen läßt. Nun giebt es, mit Ausnahme der Edelgesteine, die zum Handelsinstrument aus den vorhin angeführten Ursachen nicht tauglich sind, keine Art von Dingen, welche mit weniger Verlust und Kosten aufbewahrt und verführt werden könnte, als Silber und Gold; weil keine weniger irgend einem Verderbnisse unterworfen ist, und einen größern Werth in kleinen Massen enthält, als sie. Vermöge dieser zwiefachen Eigenschaft der Unvergänglichkeit und Kostbarkeit also, geben sie vor allen andern Din-

gen ein höchst bequemes Umsatzmittel ab. Und die andern Metalle nehmen in beiderlei Betracht den nächsten Rang nach ihnen ein.

In Ansehung des Uebergebens und Empfangens hingegen sind zwar Silber und Gold, bei ihrem Gebrauche als Handelsinstrument ursprünglich mit einer doppelten Schwierigkeit verknüpft; mit der Schwierigkeit erstens, sie genau zu wägen, und zweitens ihre Feine zu probiren. Das Geschäft des Wägens ist bei den edlen Metallen, wo der kleinste Unterschied an der Quantität einen sehr großen Unterschied in dem Werthe macht, selbst wenn man mit sehr genauen Gewichten und Waage versehen ist, überaus mühsam, zumal bei dem Golde. Noch schwieriger und verdrießlicher ist das Geschäft des Probirens; indem ohne förmlichen Läuterungsproceß sich über den Feingehalt eines gegebenen Stückes Silber oder Gold nie mit Gewißheit urtheilen läßt. Aber gegen diese doppelte Beschwerde bieten die edeln Metalle selbst ein Hülfsmittel an durch ihre Eigenschaft, sich mit unauslöschlichen und ihrem Werthe ganz unnachtheiligen Zeichen bedecken zu lassen, das ist, durch ihre Prägbarkeit: eine Eigenschaft, die ihnen freilich mit andern Metallen, aber sonst mit keiner andern eben-

so dauerhaften Art von Dingen gemein ist. Werden nun Stücke Metall von bestimmtem Gewicht, und von bestimmter Feine mit einem Stempel bedeckt, der ihr Gewicht und ihre Feine zuverläßig bescheinigt; so wird das Geschäfte des Uebergebens und Empfangens, da die Metallstücke weder gewogen noch probirt zu werden brauchen, in ein bloßes Zählen, oder, bei großen Quantitäten gleicher Stücke, deren Zählung zu mühsam ist, in ein bloßes Wägen verwandelt.

So erklärt sich die Erscheinung, daß in allen Ländern beim Fortgange ihrer Kultur Metalle zum Handelsinstrument erwählt worden sind, und zuletzt Silber und Gold. Denn selbst die Völker, welche mit einem andern Metall anfingen, nahmen dazu bei der Erweiterung ihres innern und äußern Verkehrs Silber und Gold, und behielten das andere Metall nur für die kleinern Umsätze bei.

Jedes dieser Metalle scheint ursprünglich zu dem gedachten Zwecke bloß in rohen Barren, ohne allen Stempel, gebraucht worden zu seyn. Hatte doch Rom, bis auf des Servius Tullius Zeit, kein geprägtes Metall; und entbehren doch Japan und China noch jetzt des geprägten Silbers und Goldes, ob-

gleich sie sich dieser Metalle zu ihren Zahlungen bedienen. Vermuthlich mochten die ersten öffentlichen Stempelungen des in einem Lande gangbaren Metalls wohl nur dessen Güte oder Feine bewähren sollen; etwa wie noch jetzt die Probemarken, womit das in irgend einer Stadt verfertigte Gold- und Silberzeug zum Beweise seines vorschriftmäßigen Feingehalts, oder womit die in dem großen Handel vorkommenden Gold- und Silberbarren zu gleichem Zwecke bestempelt werden. Erst späterhin half man auch der Beschwerde des Wägens ab, indem man Stücke von bestimmtem Gewicht aus Metall von bestimmter Güte zur Bequemlichkeit des Tragens, in platte Cylinder formte und beide Seiten sowohl als manchmal auch den Rand mit einem Gepräge bedeckte, welches nicht bloß den Feingehalt, sondern auch das Gewicht bewähren sollte.

Die Benennung jedes solchen Stücks scheint ursprünglich das Gewicht desselben ausgedrückt zu haben. Der Französische Livre enthielt zu Karls des Großen Zeit ein Pfund Troygewicht, und das Englische Pfund Sterling enthielt zu Eduard des Ersten Zeit ein Pfund Towergewicht Silber von bekannter Feine. Auch enthielten Französische und Eng-

lische Pfennige ursprünglich ein würkliches Pfenniggewicht, nehmlich den zwanzigsten Theil einer Unze, oder den zweihundert und vierzigsten Theil eines Pfundes von solchem Silber. Und eine gleiche Bewandniß hatte es ursprünglich mit dem, was die deutschen Völker ihre Mark nannten, die ursprünglich ein halbes Pfund, und deren jeder Theil einen gleichnahmigen Theil vom halben Pfunde an Gewicht enthielten. Aber es giebt wohl kein Land, wo nicht Habsucht und Ungerechtigkeit der Regierungen das Zutrauen der Unterthanen gemißbraucht, und nach und nach das würkliche Metallquantum, welches ursprünglich in ihren Münzen enthalten war, vermindert hätten. Das römische As, welches ursprünglich ein römisches Pfund guten Kupfers enthielt, wog am Ende der Republik nur eine halbe Unze, das ist, den vier und zwanzigsten Theil seines anfänglichen Gewichts. Die Französischen Livres und Pfennige enthielten, als in unsern Tagen an ihre Stelle die Franken und Centimen traten, nur etwa den sechs und sechzigsten Theil; die englischen Pfunde und Pfennige Sterling enthalten gegenwärtig nur etwa den dritten Theil ihres ursprünglichen Werths; und die Marken und Pfennige, wo sie noch

als Münze sich erhalten haben, in der Lübschen und Dänischen Währung, nur den vier und dreißigsten Theil desjenigen Quantums von reinem Silber, welches durch ihre Benennung angedeutet wird.

Mittelst dieses Kunstgriffs, den Münzen Metall zu entziehen, aber ihnen die alten Nahmen zu lassen, konnten Regierungen mit einer kleinern Quantität Silber als sonst nöthig gewesen wäre, ihre Verbindlichkeiten dem Anschein nach erfüllen. Dem Anschein nach ward volle Zahlung geleistet. In der That aber wurden diejenigen, welche die Zahlung empfingen, um einen Theil dessen, was ihnen gebührte, betrogen. Und eben so ging es allen andern Gläubigern, die von ihren Schuldnern eine dem Nahmen nach gleiche Summe in solcher neuen schlechtern Münze für das wieder erhielten, was sie in der alten bessern ausgeliehen hatten. Solche Operationen sind daher jederzeit zum Vortheil des Schuldners und zum Schaden des Gläubigers ausgeschlagen, und haben zuweilen eine größere und durchgängigere Umkehrung in den Vermögensumständen der Privatpersonen hervorgebracht, als nur durch irgend eine schwere Landplage könnte verursacht worden seyn.

Dieß ist der Ursprung der Münzen, deren einziger Gebrauch darin besteht, daß sie als Handelsinstrument dienen, um mittelst derselben Güter aller Art zu kaufen und zu verkaufen, oder gegen einander auszutauschen. Sie sind, was man Geld im engern Sinne des Wortes nennt. Denn im weitern Sinne darf man Geld alles nennen, was und so fern es mehr oder weniger allgemein, sowohl zur Schätzung des Tauschwerths als zum Mittel des Umsatzes der Waaren gebraucht wird.*) In diesem Sinne sind Silber und Gold in Japan und China, wenn schon nicht Münze, doch würkliches Geld, so gut, wie in Europa die Gold- und Silberbarren und die ungeprägten Thaler und Gulden der Girobanken. Dagegen waren jene Metalle in Peru und Mexico vor Ankunft der Europäer nicht Geld, weil sie zu

*) Was bloß zu einem dieser beiden Zwecke allein gebraucht wird, wie Stockfische in Neufundland, Tabak in Virginien, Cochenille in Mexico, Zucker in Westindien, zwar häufig als Umsatzmittel, aber nicht leicht zur Schätzung des Werths der Waaren, oder wie die Macuten (geflochtene Schürzen) in Congo und Angola vielleicht noch zu diesem letztern, aber nicht mehr zu jenem erstern Zwecke gebraucht werden, sollte man nicht Geld nennen.

jenem doppelten Zwecke, wenigstens regelmäßig, nicht gebraucht wurden.

Selbst jetzt noch giebt es in Amerika viele rohe Völkerschaften, die nicht nur Silber und Gold, sondern durch die europäischen Kolonien, auch Münze sehr wohl kennen, ohne doch in ihrem innern Verkehr Gebrauch davon zu machen.

Natürlich wird Niemand etwas gegen Geld, das unmittelbar kein Bedürfniß befriedigt, austauschen, wenn er nicht sicher ist, für dieß Geld, dasjenige, was er eigentlich braucht, eintauschen zu können. So weit es an dieser Sicherheit fehlt, muß der unmittelbare Tausch, wenn sich dazu Gelegenheit findet, natürlich dem Verkauf gegen Metallgeld vorgezogen werden. Das Bedürfniß des Metallgeldes für den innern Verkehr kann sich unter einer Nation, nur in dem Maaße verbreiten, als Theilung der Arbeit und Absonderung der Gewerbe vorangehen, Handel aufkommt, und reiche d. i. überflüßig mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen versehene Personen Silber und Gold zu Pracht und Schmuck häufig einzutauschen begehren, oder gar Regenten diese Metalle durch Auflagen von ihren Unterthanen einfordern. Dagegen wird nun zwar

der Gebrauch des Metallgeldes den weitern Fortgang der Arbeitstheilung, und der Gewerbtrennung unfehlbar befördern; sofern er den Absatz vermehren oder den Markt erweitern hilft. Aber auch nur so fern er diese letztere Würkung hervorbringt, kann er zu jener erstern Anlaß geben. Und alle die Umstände, welche, trotz dem eingeführten Gebrauche des Metallgeldes die Zunahme des Absatzes hindern, hemmen auch den Fortgang der Arbeitstheilung, und aller damit zusammenhängenden Verbesserungen. *)

*) Nur in diesem beschränkten Sinne ist das alles richtig, was Büsch (in seinem Werke vom Geldumlauf, zweite Ausgabe, Band 1. S. 52 bis 61.) als natürliche Folgen von der Einführung des Metallgeldes umständlich angiebt.

Viertes Kapitel.

Von dem wesentlichen und dem nahmentlichen Tauschwerthe der Waaren oder von ihrem Sachpreiße und Geldpreiße.

Ein Quantum der Waare, nach welcher man die Tauschwerthe aller übrigen schätzt, wird, so fern es einem Quantum irgend einer andern Waare im Tausche gleich gilt, der Preiß von diesem genannt. An der Hudsonsbay, wo der Tauschwerth jedes Dinges nach Biberfellen geschätzt wird, heißt daher eine Anzahl Biberfelle der Preiß von dem Gewicht Schießpulver, oder von dem Maaße Brandtwein, gegen das sie vertauscht, oder dem sie an Werth gleich gehalten wird. Und überall, wo Silber oder Gold das allgemeine Schätzungsmittel ist, besteht sonach der Preiß einer Waare in der Quantität reinen Silbers oder Goldes, welche der Waare beim Kaufen gleich gilt. Obschon gewöhnlich dieser Preiß in gemünztem Gelde ausgedrückt wird, so sind doch zwei gleichnahmige Summen Geldes nur dann einerlei Preiß, wann sie gleich viel reines Silber oder Gold enthalten. Und wenn also in verschiedenen

Zeiten und Ländern mancherlei Münzen vorkommen, die zwar einerlei Nahmen führen, aber an Gewicht oder an Feingehalt verschieden sind; so muß man sich allemal erinnern, daß unter dem Geldpreiße lediglich die Quantität reinen Silbers oder Goldes, wofür die Waare feil ist, zu verstehen sey, und man muß sonach z. B. 3$\frac{1}{2}$ Sechser altpreußischen Geldes nach der Marienburger Münzordnung vom Jahre 1528 als einerlei Geldpreiß mit funfzehn Sechsern oder einem Thaler jetzigen Geldes ansehen, weil in jenen ziemlich genau eben so viel Silber enthalten war, als in diesen.

Die Gleichheit an Tauschwerth zweier Dinge wird durch das übereinstimmende Urtheil der Tauschenden oder des Käufers und Verkäufers entschieden, für die, so fern sie den Tausch oder Kauf vollziehen, solche würklich statt findet. Aber dieß ihr Urtheil kann, gleich jedem andern, mehr oder weniger entweder auf persönlichen Eigenheiten, oder auf würklich in den Dingen selbst liegenden Gründen beruhen. Und nach Maaßgabe dieses Unterschiedes wird dasselbe, verglichen mit andrer Menschen Urtheil, mehr oder weniger davon abweichen, oder damit übereinstimmen; und wird folglich auch der Preiß,

welchen es entscheidet, mehr oder weniger bloß privatgültig, (wie z. B. der Preiß der Vorliebe und der Preiß, der rohe Völker auf Glaskorallen und andern europäischen Tand setzen) oder allgemeingültig seyn.

Marktpreiß wollen wir denjenigen Preiß nennen, für welchen eine Waare zu irgend einer Zeit insgemein verkauft wird. Wie großen Schwankungen er auch unterworfen seyn mag nach Maaßgabe des schwankenden Verhältnisses zwischen dem Begehr der Käufer, und dem Angebot der Verkäufer; so muß es doch allemahl eine Grenze geben, unter die er nicht sinken kann, ohne daß die Waare allmählig vom Markte wegbleibt. Und diesen Preiß, den tiefsten, bei welchem die Waare noch fortfahren kann zu Markt zu kommen, und der sich nicht weiter erniedrigen läßt, ohne daß ihre Erzeugung und Lieferung nach und nach abnimmt, und zuletzt aufhört, wenigstens da, wo der Uebergang von einem Gewerbe zum andern erlaubt ist, und der heranwachsenden Generation die Wahl ihrer künftigen Beschäftigungen frei steht, nennen wir den Naturpreiß der Waare: ein Kunstausdruck, der weiter nichts, als den angegebenen Begriff bezeichnen soll.

Wenn

Wenn eine gleiche Quantität Silber oder Gold nicht immer und überall einen gleichen Werth hat; so sind die Verhältnisse zwischen den Geldpreißen eines Dinges in verschiedenen Zeiten und Ländern mit den Verhältnissen zwischen den Werthen dieses Dinges in jenen Zeiten und Ländern nicht nothwendig einerlei. So z. B. könnte irgendwann der Geldpreiß einer Waare zweimal so hoch stehen, als hundert Jahre zuvor; und doch würde daraus nicht folgen, daß ihr Werth sich verdoppelt hätte; er könnte derselbe geblieben, könnte sogar gesunken seyn, wenn, während jener Zeit der Werth des Silbers entweder auf die Hälfte oder noch tiefer gefallen wäre. Und eben so könnte der Geldpreiß eines Dinges, z. B. einer gemeinen Tagearbeit, anjetzt in Mexiko höher denn hier stehen, ohne daß darum der Werth des dortigen Arbeitslohnes den Werth des hiesigen überträfe; wenn nehmlich der Geldpreiß jener Tagearbeit dort nur um so viel höher denn hier wäre, als der Werth des Silbers dort niedriger denn hier ist. Der Satz also, daß die Werthe der käuflichen Dinge mit den Geldpreißen derselben in einer genauen Proportion stehen, beruht auf der Annahme, daß eine gleiche Quantität Silber oder Gold einen gleichen

Werth habe. Das ist nun allerdings der Fall auf demselben Markt und zu derselben Zeit. Aber auch nur auf demselben Markt und zu derselben Zeit. Denn auf weit von einander entlegenen Märkten, und vollends in weit abstehenden Zeitaltern kann der Werth des Metalls, wie weiter unten erhellen wird, sehr ungleich seyn. Für diese Fälle kann daher auch jene Proportion nicht gelten.

Wenn es also darauf ankommt, auch in diesen Fällen die Werthe der käuflichen Dinge zu messen; so ist dazu ein Schätzungsmittel nöthig, das seiner Natur nach einen unveränderlichen Werth hat. Nur wenn dasselbe so beschaffen ist, werden die damit gemessenen Werthe der Dinge den ihnen gleich geschätzten Quantitäten jenes Mittels überall und immer proportional seyn. Den durch ein solches Mittel ausgedrückten Preiß einer solchen Waare wollen wir ihren Sachpreiß nennen. Er unterscheidet sich vom Geldpreiße dadurch, daß dieser, nur dem Nahmen nach, jener aber in der That, einen überall und immer gleichen Werth angiebt; welchen man daher Realwerth, so wie den durch einen Geldpreiß ausgedrückten dagegen Nominalwerth nennen kann.

Allemal aber ist, wenn bloß vom Preiße schlechthin gesprochen wird, der Geldpreiß gemeint.

Nach diesen Erklärungen soll nun untersucht werden,

I. wie der Sachpreiß eines käuflichen Dinges wenigstens annäherungsweise gefunden werden kann;

II. von was für Ursachen die Veränderungen des Geldpreißes überhaupt betrachtet abhängen; worauf

III. Anwendungen von den gefundenen Resultaten auf bestimmte Fälle gezeigt werden sollen.

I.

Vom Sachpreiße.

Es giebt etwas, das für den Menschen in allen Zeitaltern und Ländern einen wesentlichen, ursprünglichen, unwandelbaren Werth hat, und das ist die Freiheit und Ruhe, die er aufopfern, und die Mühe und Beschwerde, die er übernehmen muß, wenn er arbeitet. Dieser Werth, welchen die Arbeit für jeden hat, der sie leistet, beruht nicht, wie der Werth so manches andern Dinges, auf Phantasie, sondern auf unmittelbarer Empfindung. Er ist nicht von etwas

Anderm abgeleitet, vielmehr ist er die Quelle, woraus allem Andern ursprünglich Werth zufließt. Er ist es, der, indem er sich den Resultaten der Arbeit mittheilt, ihnen das Hauptelement ihres Werths giebt. So weit die Menschennatur überall und immer wesentlich dieselbe ist, muß auch der auf diese Natur sich gründende Werth der Arbeit überall und immer wesentlich derselbe seyn.

In allem diesem Betracht zeigt sich Arbeit, und zwar, um sie bei ihrer großen Verschiedenartigkeit genauer zu bestimmen, vornehmlich Arbeit von der gemeinsten Art wohl dazu geeignet, das Schätzungsmittel abzugeben, dessen man zur Bestimmung der Realwerthe des Silbers und Goldes selbst sowohl, als aller andern käuflichen Dinge bedarf. Und wir können sonach das Quantum gemeiner Menschenarbeit, dem eine Waare beim Kauf oder Tausche gleich gilt, für ihren Sachpreiß erklären.

Zwar läßt sich gegen die Anwendbarkeit dieses Schätzungsmittels einwenden, daß selbst die gemeinsten Arten der Arbeit, wie Pflügen, Graben, Lasttragen, und dergleichen, kein genugsam bestimmtes, sich immer gleiches Maaß als Einheit zur Messung der

Realwerthe darbieten können, in so fern die Kräfte der Arbeiter ungleich sind. Denn nimmt man eine bestimmte Zeit, z. B. eine zwölfstündige Dauer von solcher Arbeit zur Einheit an; so wird in derselben Zeit mit gleicher Anstrengung eine schwächere Person weniger leisten, als eine stärkere: und wenn jene grade so viel als diese leisten soll; so muß jene sich härter anstrengen, als diese. Bei gleichem Resultat der Arbeit eines jeden von mehreren an Stärke verschiednen Arbeitern also wird der Werth ihrer Arbeit, so fern er nicht bloß nach der aufgeopferten Zeit, sondern auch nach der empfundenen Beschwerde geschätzt werden soll, ungleich seyn; so wie dagegen, bei gleichem Werth der auf solche Weise geschätzten Arbeit, das Resultat derselben ungleich seyn wird.

Aber dieser Einwand trifft mehr den Werth der Arbeit an sich betrachtet, der freilich allemal auf dem Urtheil des Arbeiters beruht, als ihren Tauschwerth, von welchem hier allein die Rede ist, und welcher durch das übereintreffende Urtheil des Arbeiters und seines Beschäftigers entschieden wird.

Denn indem ersterer bloß auf das Beschwerliche seiner Arbeit, und letzterer bloß auf das Resultat derselben siehet, vereinigen

sie sich natürlicherweise über den Tauschwerth derselben in der Art, daß dasjenige, was ein Arbeiter von gewöhnlichem Schlage mit gewöhnlicher Anstrengung leistet, von beiden Seiten als Norm angenommen wird: eine Norm, die hinlänglich genau für jeden praktischen Zweck, und die in der That bei Bestimmung des Geldpreißes der Arbeit allgemein üblich ist. Und wenn man nun gleichwohl an einem solchen Maaße des Sachwerths keine mathematische Bestimmtheit findet; so muß man bedenken, daß auch dasjenige, was damit gemessen werden soll, nehmlich der Realwerth der käuflichen Dinge, keine mathematische Größe, sondern etwas von Empfindungen abhängiges ist, worüber das Urtheil nur durch Uebereinstimmung mit dem Urtheil Anderer Gültigkeit erhält.

Wäre es darum zu thun, die Realwerthe käuflicher Dinge mit Arbeit unmittelbar zu messen; so fände noch ein anderer Einwand statt.

Es giebt Gattungen von Arbeit, höchst verschieden an Beschwerlichkeit und an Kunst, so daß manche in Einer Stunde mehr angreift, als eine andere in zwei, und daß manche einstündige von hoher Kunst, deren

Erlernung vielleicht zehn Jahre gekostet hat, mehr Mühe enthält, als eine monathliche von kunstloser Art. Wie will man nun diese verschiedenen Grade von Beschwerlichkeit und Kunst mit gemeiner Arbeit messen? Und da fast jede Waare, wie anderwärts gezeigt werden wird, in ihrem Tauschwerth außer der Arbeit, wodurch sie hervorgebracht worden, auch noch einen Profit von dem auf ihre Hervorbringung angewandten Verlage und eine Rente von dem zu ihrer oder ihres Materials Erzeugung gebrauchtem Boden enthält: wie will man diese Bestandtheile ihres Werths mit Arbeit messen? Wie vollends den Werth von solchen Stücken des rohen Naturfonds, an welchen nichts von Arbeit gewandt ist, wie z. B. eines Torfmoors oder natürlichen Waldes? — „So wie man den Werth aller dieser Dinge mit Silber mißt, wenn man sie für Geld kauft:" könnte man gerade zu auf diesen Einwand antworten. Weiß man nur den Werth des Silbers mit gemeiner Arbeit zu messen; so wird man auch alle Werthe, die das Silber mißt, mit solcher Arbeit messen können. Und genauer, als die Messung mit Silber in den Geldpreißen jedesmal geschieht,

braucht die Messung mit Arbeit in den Sachpreißen nicht zu seyn.

Aber der Einwand trift den Zweck unseres Problems nicht. Wir suchen bloß ein Mittel, wie wir aus den Geldpreißen, welche dieß oder jenes käufliche Ding in verschiedenen Zeiten und Ländern gegolten hat, die Realwerthe desselben in solchen Zeiten und Ländern ausfindig machen können. Dieser Zweck ist erreicht, so bald die Realwerthe des Silbers in jenen Zeiten und Ländern entdeckt sind. Es kommt also bloß darauf an, daß man diese zu entdecken wisse. Es giebt kein besseres Mittel, den Realwerth des Silbers in jeder Zeit und Gegend zu entdecken, als wenn man ihn nach dem Quantum gemeiner Menschenarbeit (unter Bestimmungen, die bald näher angegeben werden sollen) schätzt, welches mit einem gegebenen Quantum Silber in solcher Zeit und Gegend einen gleichen Tauschwerth hat. Hätte man irgendwann für ein Loth Silber oder $\frac{7}{8}$ eines hiesigen Thalers dreimal so viel gemeiner Arbeit zu Gebot gehabt, als jetzt; so war damals der Realwerth des Silbers dreimal höher; und was unmittelbar daraus folgt, so war damals der Geldpreiß solcher Arbeit dreimal niedriger als

jetzt. Das Verhältniß zwischen den Geldpreißen der gemeinen Arbeit also giebt umgekehrt das Verhältniß zwischen den Realwerthen des Silbers an, und mit jenem hat man also zugleich dieses.

Gesetzt nun, daß man den Geldpreiß gemeiner Arbeit, den wir kurzweg Geldlohn nennen wollen, aus irgend einer alten Zeit kenne, aus welcher der Geldpreiß einer Waare gegeben ist, deren damaligen Sachpreiß, in Vergleichung mit dem jetzigen, man zu wissen verlangt; so giebt es zu diesem Zweck ein leichtes Mittel. Man verwandele mittelst des bekannten Geldlohns den gegebenen Geldpreiß der Waare in das Quantum gemeiner Arbeit, dem sie damals gleich galt. So wie dieß Quantum Arbeit sich zu dem verhält, welchem die Waare jetzt gleich gilt; so verhält sich ihr damaliger Sachpreiß zu dem jetzigen. Oder man multiplicire jenen gegebenen Geldpreiß der Waare mit derjenigen Zahl, welche angiebt, wie vielmal höher oder niedriger der damalige Realwerth des Silbers gegen den jetzigen war. Fände man z. B. daß um die Zeit der Säcularisirung Preussens der Silberwerth in diesem Lande dreimal höher war, als jetzt; so wird das Triplum des damaligen Geldpreißes je-

der Waare sich zu ihrem jetzigen Geldpreiße verhalten, wie ihr damaliger Sachpreiß zu dem jetzigen. Eine Elle Sammet, wenn sie damals doppelt so viel Silber kostete, wie jetzt, war, ihrem Sachpreiße nach, sechsmal so theuer als jetzt. Ein Scheffel Roggen, wenn er den dritten Theil seines jetzigen Mittelpreißes galt, hatte denselben Sachpreiß, wie jetzt; und ein Maaß Brennholz oder Kohlen, wenn es den sechsten Theil des jetzigen Preißes galt, war seinem Sachpreiße nach damals gegen jetzt um die Hälfte wohlfeiler.

Aber diese Methode findet man von sehr beschränktem Gebrauch in der Anwendung, wenn man bedenkt, was alles dazu erfordert wird, wenn aus dem Verhältnisse zwischen den Geldpreißen gemeiner Arbeit in verschiedenen Zeiten und Gegenden auf das Verhältniß zwischen den Realwerthen des Silbers in solchen Zeiten und Gegenden mit einiger Genauigkeit soll geschlossen werden können.

Es wird dazu erfordert, daß man auf beiden Seiten jenes Verhältnisses gemeine Arbeit habe, die nach Art und nach Stunden gleich, und verrichtet von freien Menschen, bloß mit Geld allein belohnt, und zwar nach dem in jeder verschiedenen Zeit und Gegend gewöhnlichen Satze belohnt sey.

Je nachdem von diesen fünf Bedingungen mehr oder weniger, auf einer oder der andern Seite fehlen, wird aus einem solchen mangelhaften Verhältnisse der Geldpreiße der Arbeit auch nur ein mangelhaftes Verhältniß der Sachpreiße des Silbers folgen; und sonach werden auch alle daraus berechneten Sachpreiße von käuflichen Dingen mangelhaft seyn. Nun aber finden sich bei Angaben von Arbeitslohn selten jene Erfordernisse beisammen. Grade die Gattung von gemeiner Arbeit, die sich unter allen wegen ihrer Gleichförmigkeit am besten zum Schätzungsmittel des Silbers schicken würde, die ländliche nehmlich, war im klassischen Alterthum großentheils, und im Mittelalter fast überall das Loos unfreier Menschen, und ist es in vielen Gegenden noch. Ueberdem pflegt ihr Lohn, selbst wenn sie von freien Leuten verrichtet wird, meistens nicht in Geld allein zu bestehen, sondern zum Theil in Deputatstücken, zum Theil in allerlei Realitäten, wie Wohnung, Viehweide, Gartenland und dergleichen, die dem Arbeiter unter dem wahren Werth vermiethet werden. Und in Städten, zumal in größern, ist der Lohn der gemeinen Arbeit oft plötzlichen Schwankungen ausgesetzt, bei denen man leicht seinen gewöhnlichen

Satz verkennen kann; zu geschweigen, daß auch allda mancherlei Nebenvortheile für den Arbeiter, und selbst die Armenanstalten, so fern er auf ihren Beistand im Nothfall rechnet, Einfluß auf Verminderung des Tagelohns haben: wie es z. B. in England sichtbar der Fall ist. Dazu kommt noch, daß Geschichtschreiber und Schriftsteller über Länder- und Völkerkunde selten Nachricht vom Arbeitslohn geben, oder nicht bestimmt genug, um daraus den Sachpreiß des Silbers abnehmen zu können. In allem diesem Betracht ist freilich die Anwendung der erwähnten Methode sehr beschränkt; indessen wird sie, bei der Aufmerksamkeit, womit man in neuern Zeiten den Arbeitslohn zu betrachten angefangen hat, sich gewiß kräftig erweitern.

Aber es giebt noch eine andere Methode, das vorliegende Problem zu lösen. Sie besteht darin, daß man aus dem Verhältnisse zwischen den Durchschnittspreißen des Korns von zwei langen z. B. dreißig- oder vierzigjährigen Zeiträumen das Verhältniß zwischen den Realwerthen, welche das Silber während jener Zeiträume gehabt hat, zu entdecken sucht. Diese Methode reicht weiter, weil die Kornpreiße viel besser, als die

Preiße der Arbeit, bekannt sind; auch Nachrichten davon selbst aus ältern Zeiten sich häufiger in Archiven sowohl, als bei Schriftstellern, finden. Dagegen aber gelten die Resultate, welche sie liefert, nur unter einer besondern Bedingung.

Wir untersuchen nun erstlich den Grund, auf welchem die Methode beruht, und zeigen dann die Bedingung, wodurch die Gültigkeit ihrer Resultate beschränkt wird.

Es liegen dieser Methode zwei Voraussetzungen zum Grunde. Die erste ist, daß der jährliche, das heißt der Kornpreiß, welchen der Durchschnitt aus allen Marktpreißen des ganzen Erntejahres für einen gewissen Marktplatz angiebt, von drei Stücken abhange; nehmlich vom Ausfall der Ernte, von den Handelskonjunkturen, und von dem Werthe des Silbers. Die zweite Voraussetzung ist, daß der Einfluß, welchen die guten und schlechten Ernten sowohl als die günstigen oder ungünstigen Handelskonjunkturen auf den Kornpreiß haben, in je zwei Perioden von dreißig oder vierzig Jahren als im Ganzen gleich einerlei angenommen, oder mittelst der Art, wie man die Durchschnittspreiße solcher Perioden berechnet, ausgeglichen werden kön-

ne. Dieß vorausgesetzt, werden allerdings je zwei solcher Durchschnittspreiße, wenn in ihnen von jenen drei Stücken, welche überhaupt den Kornpreiß bestimmen, die beiden ersten ausgeglichen sind, das dritte Stück allein, nehmlich das Verhältniß zwischen den Werthen, die das Silber während jeder solchen Periode gehabt hat, richtig angeben.

Es ist nothwendig, daß, wenn man auf diesem Wege das Verhältniß der Silberwerthe finden will, der Einfluß des Wechsels der Ernten sowohl als der Handelskonjunkturen auf den Kornpreiß abgesondert werde. Denn

a) der auf eine Mißernte folgende Aufschlag des Kornpreißes beweiset kein Sinken des Silberwerths; sondern er rührt von einem höhern Realwerth des Korns selbst her. So fern nehmlich in einem Mißjahre mit gleich viel Arbeit weniger Korn als sonst, und folglich ein Scheffel Korn mit mehr Arbeit als sonst erzeugt ist, muß er auch mehr Arbeit, das heißt, einen höhern Sachpreiß gelten; und er wird ihn unfehlbar finden, weil die inländische Nachfrage nach Korn, als dem Hauptnahrungsmittel des Arbeiters, in einem Mißjahre nicht viel geringer, als sonst, seyn kann, und ihre Befriedigung kei-

nen Aufschub leidet. Eben darum aber, weil dann das Korn einen höhern Sachpreiß hat, wird es auch einen höhern Geldpreiß finden. Denn wie ungleich auch der jährliche Ertrag der Silberminen ausfallen mag; so kann doch das Silber seinem Realwerthe nach nicht so jährlich wechseln, wie das Korn, aus dem einfachen Grunde, weil das in einem Jahr producirte Silber keinesweges in demselben, oder den nächsten zwei Jahren konsumirt wird, wie das Korn. Indem also, während eines Mißjahres, der Silberwerth bleibt, wie er war, der Sachpreiß des Korns aber größer wird, muß auch der Geldpreiß des Korns, oder die Quantität Silber, die einer Quantität Korn (z. B. einem Scheffel) im Tausche gleich gilt, größer werden. Auf ähnliche Weise verhält sich alles umgekehrt in dem entgegengesetzten Fall einer überreichen Ernte. Und es ist also nothwendig, daß der Einfluß, den die guten und schlechten Ernten auf den Kornpreiß haben, abgesondert werde, wenn man die Veränderungen des Silberwerths aus den Kornpreißen rein herausbringen will.

b) Dasselbe gilt von dem Einflusse, welchen die Handelskonjunkturen, so fern sich dadurch die Nachfrage des Auslandes nach

unserm Korn bestimmt, auf den Preiß desselben haben. Es hängen aber diese Konjunkturen ab, theils von der Ungleichheit der Ernten im Auslande, theils vom Kriege, so fern er die Konsumtion vergrößert und die Produktion stöhrt. Und es ist für sich klar, daß auch durch diese beiden Ursachen, ganz unabhängig von aller Veränderung des Silberwerths, Variationen in dem Kornpreiße bewirkt werden können, die man daher absondern muß, wenn man jene richtig erkennen will.

Es scheint aber auch wohl möglich, alle die Veränderungen des Kornpreißes, die aus andern Ursachen, als dem veränderten Silberwerth entspringen, von denen, die lediglich diesem zuzuschreiben sind, mittelst Berechnung der Durchschnittspreiße aus langen Zeiträumen abzusondern. Denn so fern man den Wechsel unserer Ernten als etwas rein Zufälliges betrachtet, darf man wohl annehmen, daß er bei langen Zeiträumen im Ganzen ziemlich nahe sich ausgleichen werde; und zwar desto mehr, je länger die Zeiträume sind. Dasselbe gilt von dem Wechsel der Ernten im Auslande. Und was die Kriegskonjunkturen betrift; so sind sie zwar noch regelloser, als die Witterung selbst: aber dafür

für scheinen sie auch, wenn man den Schauplatz des Krieges selbst ausnimmt, gewöhnlich weit geringeren Einfluß auf den Kornpreiß zu haben, als die Mißernten. Wird nun aus den Jahrespreißen eines dergleichen Zeitraums, mit Weglassung außerordentlich abweichender Preiße, die von Ursachen herrühren, welche in einem andern Zeitraum nicht vorkommen, der Durchschnitt gezogen, oder wird daraus nach einer eignen Methode ein solcher Mittelpreiß berechnet, zu dessen Bestimmung die einzelnen Jahrespreiße gerade in dem Maaße weniger beitragen, als sie weniger vom Silberwerth abhängen; so wird das Verhältniß solcher Mittelpreiße des Korns für einerlei mit dem umgekehrten Verhältniß der Silberwerthe gehalten werden können. Und in so fern scheint die zweite jener beiden Voraussetzungen, auf welchen diese Methode beruht, sich hinlänglich zu rechtfertigen.

Zwar ließe sich gegen den eben erwähnten Schluß, und sonach gegen die erste jener Voraussetzungen der Einwand machen: ob nicht, wenn der Durchschnittspreiß des Korns von einer Periode sich höher fände, als von einer andern, vielmehr angenommen werden müsse, daß der Realwerth des Korns selbst

um so viel gestiegen, als daß der Realwerth des Silbers um so viel gesunken sey. Aber dieser Einwand hält nicht Stich. Denn der Zufall kann gediegene Silbermassen oder ganze Stockwerke von überreichen Silbererz entdecken lassen, aus welchen eine gleiche Quantität dieses Metalls vielleicht mit halb so vieler Arbeit als sonst, und folglich mit halb so vielem Korn, so fern dieß den Hauptunterhalt der Berg- und Hüttenleute ausmacht, gewonnen werden kann. Nun wird zwar das solchergestalt mit halben Kosten gewonnene Silber freilich nicht so fort auf den halben Tauschwerth sinken, weil der jährliche Ertrag der Silberernte nicht in demselben oder dem nächsten Jahre verbraucht wird; aber es müssen doch, wenn eine solche Veränderung im Großen beim Silberbau vorgeht und anhält, die Folgen davon mit der Zeit zunächst in dem Lande, das die Bergwerke besitzt, und von da weiter hin in alle Länder, mit denen es in Handelsverkehr steht, sich verbreiten, und es wird der Tauschwerth des Silbers sonach, wenn ihn nicht andere Ursachen halten, unfehlbar herunter gehen. Dagegen wird Korn nie anders als durch Menschenarbeit erzeugt, und gleich viel Arbeit bringt bei gleichem Boden

und Clima, gewiß weit näher gleich viel Korn, als gleich viel Silber, im Ganzen genommen, hervor; und zwar unangesehen des verschiedenen Grades der Bodenkultur. Denn obschon eine gleiche Quantität Arbeit, unmittelbar auf den Boden gewandt, bei besserem Kulturstande desselben einen verhältnißmäßig größeren Ertrag liefert; so ist dafür auch dieser bessere Kulturstand selbst das Resultat von mehr vorangegangener Arbeit gewesen; und wenn auch, bei noch höher steigender Kultur, eine gleiche Quantität Arbeit, unmittelbar auf den Kornbau gewandt, vielleicht einen verhältnißmäßig kleinern Mehrertrag an Korn bewirkt; so kommt sie dafür auch wieder den andern Gewächsen, die der Boden abwechselnd nach Korn trägt, zu gut, und vergilt sich durch den Mehrertrag, den sie an diesem schafft. Auf jeden Fall ist also beim Kornbau weit eher auf eine Proportion zwischen Ertrag und Arbeit im Ganzen zu rechnen, als beim Silberbau, dessen Ertrag, so weit er hauptsächlich von der Ergiebigkeit der entdeckten Minen abhängt, eine Sache des reinen Zufalls ist. Und weit eher läßt sich folglich auch annehmen, daß die aus langen Zeiträumen gezogenen, und von dem Einflusse des Wechsels der Ernten sowohl

als der Handelskonjunkturen gehörig isolirten Korndurchschnittspreiße das Verhältniß der reellen Silberwerthe für jene Zeiträume angeben werden.

Aber wenn sie auch das Verhältniß zwischen den Sachpreißen des Silbers, d. i. zwischen den Quantitäten dieses Metalls, die mit einer und derselben Quantität Arbeit gleichen Werth gehabt haben, im Allgemeinen noch so richtig angeben; so kann dieß Verhältniß doch mit demjenigen, welches würklich in einem gegebenen Lande statt gefunden hat, nur unter der Bedingung einerlei seyn, wenn von allen andern, den Geldlohn der Arbeit bestimmenden, Ursachen abgesehen, oder eine völlige Gleichheit dieser Ursachen vorausgesetzt, und sonach angenommen wird, daß in beiden Zeiträumen, die man mit einander vergleicht, der Gang der Nationalwirthschaft derselbe gewesen, und folglich auch das Auskommen, das dem Arbeiter in seinem Lohne zu Theil ward, sich im Ganzen gleich geblieben sey. Denn nur unter dieser Bedingung wird der Geldlohn in eben dem Maaße größer oder kleiner gewesen seyn, als der Silberwerth tiefer oder höher gestanden.

Aber wenn in beiden Zeiträumen die Na-

tionalwirthschaft nicht denselben Gang gehalten hat, sondern schneller in dem einem, als in dem andern fortgeschritten, oder gar in dem andern unverändert geblieben oder rückgängig geworden ist; so wird das Verhältniß zwischen den Silberwerthen, welches zufolge der Geldlöhne gemeiner Arbeit in beiden Zeiträumen würklich statt gehabt hat, von demjenigen, welches die Korndurchschnittspreiße angeben, sehr abweichen können. Denn nach Maaßgabe, wie die Nationalwirthschaft mehr oder weniger schnell fortschreitet, und folglich die Nachfrage nach Arbeitern über die Bewerbung um Arbeit ein mehr oder weniger großes Uebergewicht erhält, muß dem Arbeiter ein reichlicheres Auskommen gewähret, und folglich, damit er sich solches anschaffen könne, ein höherer Geldlohn gegeben werden. Geräth dagegen die Nationalwirthschaft in Abnahme, so muß der Arbeiter bei dem Uebergewicht der Bewerbung um Arbeit über die Nachfrage nach Arbeitern, sich mit einem dürftigern Auskommen, und folglich mit einem kleinern Geldlohn begnügen. Und zwar wird beides allemal statt finden, es mag das Korn seinem Durchschnittspreiße nachstehen, wie es wolle. Eben daraus erklärt sich die Erschei-

nung, daß bisweilen in einem Lande, wo das Korn im Ganzen theurer ist, der Arbeitslohn niedriger, und dagegen höher in einem Lande steht, wo das Korn überhaupt wohlfeiler ist. So stand er z. B. um die Mitte des vorigen Jahrhunderts tiefer in Frankreich, als in England, und steht jetzt noch höher in Nordamerika als in England, wohin von dort Getreide so häufig zu Markt geht. Und woher diese Anomalie? Weil Frankreich damals minder schnell als England, und England selbst jetzt minder schnell als Nordamerika zu Reichthum fortschreitet. Natürlich steht der Arbeitslohn, wie anderwärts genauer gezeigt werden wird, am höchsten da, wo der Fortschritt zu Reichthum am schnellsten, und sonach das Uebergewicht der Nachfrage nach Arbeitern, über die Bewerbung um Arbeit am stärksten ist.

Mit einem solchen Steigen und Sinken des Arbeitslohnes, welches der verschiedene Gang der Nationalwirthschaft in verschiedenen Zeiträumen nach sich zieht, selbst wenn die Durchschnittspreiße des Korns dieselben sind, ist aber nicht zu verwechseln dasjenige Steigen und Sinken des Geldlohns, welches der höher oder niedriger gehende Durchschnittspreiß des Korns verursacht, selbst während

der Gang der Nationalwirthschaft derselbe bleibt. Ersteres macht, daß der Arbeiter in dem größern oder kleinern Geldlohn würklich ein besseres oder schlechteres Auskommen erhält; letzteres hingegen macht, daß er bloß das nehmliche Realauskommen erhält, zu dessen Erlangung er natürlich mehr oder weniger Geld braucht, nachdem der Preiß des Korns, als seines Hauptbedürfnisses, im Durchschnitt höher oder tiefer steht.

Es können demnach die Getreidedurchschnittspreiße aus zwei Zeiträumen bloß dasjenige Verhältniß zwischen den Geldlöhnen der Arbeit oder den Sachpreißen des Silbers angeben, welches statt fände, wenn der Gang der Nationalwirthschaft in beiden Perioden derselbe wäre. Dagegen können sie die von einem veränderten Gange der Nationalwirthschaft herrührenden Aenderungen, welche der Geldlohn der Arbeit, und sonach der Sachpreiß des Silbers während der einen oder der andern Periode erleidet, keinesweges angeben. Und in diesem Betracht ist es, daß die Resultate, die sie liefern, nur von beschränkter Gültigkeit sind.

Bei allen bisherigen Betrachtungen über den Sachpreiß ist der Werth der Arbeit als unwandelbar, der Werth des Silbers hinge-

gen als veränderlich angenommen worden. Aber ganz anders kommt uns gemeiniglich beides vor, wenn wir andere für uns arbeiten lassen oder Menschen in Beschäftigung setzen. Uns dünkt dann dieselbe Quantität Arbeit bald von größerm bald von kleinerm Werthe zu seyn, nachdem wir sie bald mit mehr, bald mit weniger Geld bezahlen; und sie scheint uns gleich allen andern Dingen im Preiße zu wechseln. Nach dieser gemeinen Vorstellung kann man der Arbeit einen Sachpreiß sowohl als einen Geldpreiß zuschreiben, und sagen: letzterer bestehe in der Quantität Geldes, die der Arbeiter als Lohn empfängt; ersterer dagegen in der Quantität von Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens, die er sich für jenen Lohn anschaffen kann; so daß er demnach gut oder schlecht belohnt, wohlhabend oder dürftig ist, nach Proportion nicht des Geldpreißes, sondern des Sachpreißes seiner Arbeit. Und wir werden uns gelegentlich der Ausdrücke von Sachlohn und Geldlohn in diesem Sinne bedienen; ohne darum der vorher erwähnten einzig richtigen Ansicht das Geringste zu vergeben.

Wie fern der Werth derselben Arbeit nicht nur nach dem Urtheil des Arbeiters,

sondern auch nach der Natur der Sache allemal derselbe sey, geht aus dem, was oben darüber angeführt ist, klar genug hervor: welchen Veränderungen dagegen der Werth des Silbers unterworfen sey, soll nun umständlicher gezeigt werden.

II.

Allgemeine Theorie der Geldpreiße.

Da jeder Geldpreiß eine Gleichung ausdrückt zwischen dem Tauschwerth eines käuflichen Dinges, und dem Tauschwerth einer Quantität Metall; so muß man, wenn man die Ursache, wovon er abhängt, vollständig erkennen will, auf beide Stücke sehen, auf das Metall sowohl, als auf das käufliche Ding: und sonach kommen hier zwei Fragen vor:

1. Wodurch bestimmt sich der Tauschwerth des Metalls?
2. Wodurch bestimmen sich, abgesehen von allem Metall, die Tauschwerthe der verschiedenen Waaren?

Der Tauschwerth des Metalls beruhet theils auf den Hervorbringungskosten desselben, theils auf der Nachfrage; von welchen

zwei Stücken, das erstere den Naturpreiß, das andere den Marktpreiß desselben bestimmt. Nehmlich

A. Allemal muß das Metall auf dem Markt wenigstens den Werth wiederfinden, den es selbst gekostet hat; das heißt den Werth dessen, was an Arbeit sowohl, als an Verlag auf den Berg- und Hüttenbetrieb zur Gewinnung des Metalls verwendet worden ist. Denn reicht der Werth, den ein gegebenes Quantum, z. B. ein Pfund Silber auf dem Markt beim Ankauf von Dingen aller Art wiederfindet, nicht hin, den Lohn von der daran verwendeten Arbeit sowohl, als den zur Darreichung solches Lohns, und zur Anschaffung aller andern Erfordernisse des Berg- und Hüttenbetriebes nöthigen Verlag mit dem gehörigen Profit zu erstatten; und zwar so, daß jener Lohn sowohl als dieser Profit nicht geringer ausfällt, als er bei andern Anwendungen von Arbeit und von Verlag üblich ist: so hört die Metallieferung auf. Vermöge der Natur der Dinge selbst also steht allemal ein Minimum von Tauschwerth oder ein Naturpreiß des Metalls vest, der nicht anders heruntergehen kann, als wenn entweder ergiebigere Minen entdeckt, oder wohlfeilere Methoden

des Berg- und Hüttenbetriebes eingeführt werden.

B. Ueber diesen Naturpreiß wird der jedesmalige Marktpreiß mehr oder weniger steigen, nach Maaßgabe, wie die Nachfrage nach Metall mehr oder weniger zunimmt: das heißt, nach Maaßgabe, wie man dasselbe mit Gütern aller Art häufiger einzukaufen, oder, was einerlei sagt, Güter aller Art gegen dasselbe begieriger zu verkaufen sucht. Denn Waaren um Metall verkaufen, heißt Metall mit Waaren kaufen. Offenbar aber wird diese Nachfrage nach Metall zunehmen, wenn der Ertrag der Ländereien, Werkstätten und produktiven Arbeiten, oder das Total aller Verkäuflichkeiten bei den verschiednen Nationen anwächst, die mit einander beim Ankauf des Metalls in Concurrenz kommen können. Denn nach Maaßgabe, wie dieß anwächst, vergrößert sich nicht nur ihr Vermögen Metall zu kaufen, sondern auch ihr Bedürfniß mehr Metall zu haben, und zwar theils zu Münze, wovon eine größere Menge für den Umsatz jenes größern Totals von Waaren erfordert wird; theils zu Schmuck und Geräthschaften, wovon eine größere Menge für die größere Anzahl begüterter Personen ein natürlicher Gegenstand

des Verlangens ist. Allemal ist das für verkaufte Güter gelöfete Metall bestimmt, entweder wiederum andere Güter damit zu kaufen, (in welchem Fall es als Geld dient, sey es in Form von Barren, sey es von Münzen,) oder Schmuck und Geräthe zu liefern; in welchem Fall es als Metall gebraucht wird. Der Anwachs des reellen Einkommens und Vermögens der verschiedenen Nationen also strebt, indem er die würksame Nachfrage nach Metall vermehrt, den Marktpreiß desselben über den Naturpreiß in eben dem Maaße mehr oder weniger zu heben, als er selbst mehr oder weniger groß wird.

In Ansehung dieser Ursachen, welche den Tauschwerth jedes Metalls bestimmen, findet zwischen den edlen Metallen und den unedlen ein doppelter Unterschied statt; der Verbrauch der edlen, da sie dauerhafter sind und mehr geschont werden, ist minder stark. Gleichwohl sind auch sie einer würklichen, obzwar verhältnißmäßig geringeren, Konsumtion unterworfen. Durch Goldschlägerarbeit, durch Plattirung und Feuervergoldung, durch Tressen, Borten und Stickerey, durch das Abscheuren der Münzen und der vielerlei Geräthschaften von Gold und Silber wird jährlich nicht eine unbedeutende

Quantität dieser Metalle so gut wie vernichtet; nicht wenig davon verunglückt beim Transport auf der See; nicht wenig wird in Ländern, wo Sicherheit des Eigenthums fehlt, wie in der Türkei, und in den meisten Gegenden von Asien und von Nordafrika, und vielleicht selbst jetzt noch, in Betracht des unfreien Landvolks, hie und da in Rußland, vergraben. Ohne beständige Zulieferung also würde der einmal vorhandene Vorrath davon eben so unfehlbar, wenn schon langsamer, einschwinden, als der Vorrath der andern Metalle.

Nächstdem haben Silber und Gold, vermöge ihres viel höheren Tauschwerthes, den Vorzug, daß ihre Fracht, mit einem verhältnißmäßig viel kleineren Theile ihrer Masse bestritten werden kann, als die Fracht der andern Metalle, welches zwei merkwürdige Folgen nach sich zieht.

Ersteres, daß der Einfluß, welchen die reichsten Minen, wo sie auch immer seyn mögen, auf das Schicksal aller übrigen in allen Ländern der Welt haben, beim Silber und Golde viel größer, als bei den andern Metallen ist. Der Unterschied zwischen der Ergiebigkeit der reichsten amerikanischen, und der ärmeren europäischen Gold- und Sil-

bergruben braucht nicht groß zu seyn, um die Fracht dieser Metalle von dort hieher zu vergüten; und ist er größer, und wird nicht etwa die Gewinnung dieser Metalle dort durch hohe Regalabgaben vertheuert, und dagegen hier durch alle mögliche Begünstigung von Seiten des Staats, und vielleicht auch durch gewisse Nebenbenutzungen erleichtert, welche sich von den Erzen hier machen lassen, aber dort nicht; so muß der Bau solcher Gruben hier stocken und eingehen: ein Schicksal, das eben jetzt dem Silberbau bei Kongsberg in Norwegen aus dieser und keiner andern Ursache bevorsteht. Dagegen könnte die größtmögliche Ergiebigkeit von Bleiminen um Nertschinsk den Bau deutscher Bleiminen nicht stören; so fern sie nimmer die Fracht dieses Metalls von dort hieher vergüten könnte. Und eine ähnliche Bewandniß hat es verhältnißmäßig mit den übrigen Metallen. Wozu noch kommt, daß kein Staat jemals die Einfuhr fremdes Silbers oder Goldes, zum Besten seiner inländischen Gold- und Silberbergwerke verbietet oder beschränkt, obgleich mehr als einer die Einfuhr fremdes Eisens, Kupfers, und anderer Metalle zum Besten seines inländischen Bergbaues zu beschränken oder zu verbieten

den Einfall gehabt hat: eine Inkonsequenz, deren Rüge paradox scheint, aber sich wohl nicht leicht anders, als durch Sophisterei möchte abfertigen lassen.

Eine zweite Folge von dieser leichten Transportirbarkeit des Goldes und Silbers ist, daß der Marktpreiß dieser Metalle in jedem Lande weit mehr von der Nachfrage aller in Handelsgemeinschaft stehenden Länder des Erdbodens abhängt, als der Marktpreiß der andern Metalle. Durch die Nachfrage der Südasiaten nach Eisen kann der Marktpreiß des Steiermärkschen Eisens in den Europäischen Ländern, wohin es geht, nicht steigen; sofern die Fracht nach Südasien dieß Metall zu sehr vertheuern würde, als daß es dort Absatz finden könnte: aber durch ihre Nachfrage nach Silber und Gold, so fern ihnen diese Metalle selbst von Amerika her, trotz der weiten Fahrt, noch immer wohlfeiler gestellt werden können, als aus ihren eigenen oder aus andern näher gelegenen Bergwerken, kommt unfehlbar der Marktpreiß dieser Metalle d. i. ihr Tauschwerth gegen Waaren aller Art in Europa, so wie überall, höher zu stehen, als er sonst stände.

Aus diesen Sätzen ergeben sich folgende Schlüsse:

Angenommen, daß, während eines halben Jahrhunderts, der jährliche Ertrag des Bodens und Fleißes bei allen in Handelsgemeinschaft stehenden Nationen, sich im Ganzen wenig oder gar nicht ändere: daß aber, während dieser Zeit, die Gold- und Silberminen, aus welchen die Handelswelt mit diesen Metallen hauptsächlich versorgt wird, entweder anhaltend ergiebiger als vormals ausfallen, oder anhaltend eine geringere Ausbeute liefern: was werden in jedem dieser beiden Fälle die Folgen seyn?

In dem ersten Fall wird, so wie der Naturpreiß des Metalls abnimmt, auch sein Marktpreiß nach und nach abnehmen, und zwar zunächst in den Ländern, denen die Bergwerke gehören; von wo aus sich das Sinken des Metallwerths weiter hin in andern Ländern nach Maaßgabe des Verkehrs, welches zwischen jenen und diesen, und zwischen diesen unter einander statt findet, verbreiten wird; freilich werden die Producenten des Metalls, wenn schon es ihnen weniger kostet, dafür eben so viel wie sonst haben wollen, aber nicht bekommen können.

Ihr

Ihr zunehmendes Angebot von Gold und Silber zum Verkaufe, oder mit andern Worten, ihre zunehmende Nachfrage nach Gütern und Arbeiten aller Art, die sie für ihr Metall verlangen, während diese Güter und Arbeiten nicht häufiger, als sonst, vorhanden sind, bringt den Tauschwerth des Metalls verhältnißmäßig herab, da sie gemeinhin finden, daß eine größere Quantität Metall, mit einem mäßigeren Profit abgesetzt, ihnen doch noch mehr einbringt, als eine kleinere Quantität mit einem höhern Profit, (so fern nur nicht genau in demselben Verhältnisse wie die Quantität kleiner ist, auch der Profit höher ist,) und daß z. B. tausend Thaler, mit zehn Prozent reinem Profit abgesetzt, doch mehr einbringen, als hundert Thaler mit reinem Profit von funfzig oder neunzig Prozent. Und was von den ersten Händen gilt, in welche das aus den Bergwerken neu gezogene Metall kommt, das gilt auch von den zweiten, dritten und allen folgenden Händen, die dasselbe nach und nach empfangen. Wird aber darum, weil der Tauschwerth des Metalls sinkt, alles Erkäufliche, seinem Geldpreiße nach, theurer; so muß diese Vertheurung sich nach und nach auf alle Waaren gleichmäßig er-

strecken: ein Erfolg, welchen man auch in der Erfahrung finden wird, wenn man die Veränderungen gehörig in Anschlag bringt, welche in dem Tauschwerthe mancher Waaren aus andern Ursachen, deren bald gedacht werden wird, vorgehen können. In allem Betracht wird mit der Zeit der Erfolg derselbe seyn, als wenn alle Münzen, unter beibehaltener alter Benennung, in eben dem Verhältnisse als der Metallwerth gesunken wäre, an Gehalt vermehrt würden, und in diesen Münzen dem Nahmen nach eben so viel bei allen Zahlungen erlegt würde, als man sonst in der vormaligen Münze hätte erlegen müssen.

In dem andern Fall wird mit dem steigenden Naturpreiße des Metalls nach und nach auch dessen Marktpreiß steigen, weil die bei dem fortgehenden Verbrauch desselben erforderliche Zulieferung geringer ausfallen, und gleichwohl die Nachfrage darnach, bei dem sich gleich bleibenden Total von Verkäuflichkeiten, unverändert anhalten würde. Die Käufer des Metalls, oder mit andern Worten, die Verkäufer von Gütern und Arbeiten aller Art werden solche zwar zu eben so hohen Geldpreißen, als vormals, ausbringen wollen, aber nicht können. Sie werden

das ursprünglich theuere Metall nicht anders bekommen, als wenn sie es theurer bezahlen, das heißt, ihre Verkäuflichkeiten dagegen wohlfeiler lassen. Und zwar wird dieß von dem steigenden Tauschwerthe des Metalls herrührende Sinken der Geldpreiße sich auf alles Erkäufliche gleichförmig erstrecken.

Der Erfolg wird mit der Zeit derselbe seyn, als wenn man bei allen Zahlungen dem Nahmen nach eben so viel Geld als man sonst hätte geben müssen, aber in Münzen gäbe, die, unter einerlei Benennung, in demselben Verhältnisse, wie der Metallwerth gestiegen wäre, an Gehalt vermindert worden wären.

Angenommen, während eines eben so langen Zeitraums bleibe der Zustand der Minen, welche die Handelswelt mit Gold und Silber versorgen, ungeändert; dagegen aber werde der Ertrag des Bodens und Fleißes aller in Handelsgemeinschaft stehenden Länder, und sonach das Total ihrer Verkäuflichkeiten im Ganzen entweder vermehrt, oder vermindert: was werden in jedem dieser zwei Fälle die Folgen seyn?

Im ersten Fall wird, so wie der dingliche Reichthum oder die Masse der Verkäuflichkeiten in dem einen oder dem andern je-

ner Länder wächst, zugleich die Nachfrage nach Metall zunehmen. Und da der Naturpreiß des Metalls der Voraussetzung nach gleichförmig fortdauert, so wird, kraft jener zunehmenden Nachfrage der Marktpreiß desselben steigen. In eben dem Verhältnisse aber, wie der Tauschwerth des Metalls steigt, müssen die Geldpreiße alles Erkäuflichen sinken. Der Anwachs des dinglichen Reichthums in den verschiedenen Ländern also strebt, für sich betrachtet, das Metall theurer, oder alle Waare gegen dasselbe wohlfeiler zu machen. Und zwar müssen die Geldpreiße aller Waaren, abgesehen von den Veränderungen, welche in dem Tauschwerth der einen oder der andern aus besondern Ursachen vorgehn, wohlfeiler werden, selbst in einem Lande, in welchem Kraft der Vermehrung seines dinglichen Reichthums die Masse des vorhandenen Metalls an Münze sowohl als an Geräthe noch so stark zunimmt. Die zunehmende Menge Goldes und Silbers in solchem Lande kann, unter den erwähnten Voraussetzungen, den Tauschwerth des Goldes und Silbers eben so wenig erniedrigen, oder alles Erkäufliche, dem Geldpreiße nach, vertheuern, als der in solchem Lande zunehmende Vorrath an Kupfer und

Zinn den Tauschwerth dieser Metalle erniedrigen kann. Unfehlbar strebt die mit dem wachsenden Wohlstande der verschiedenen Länder wachsende Nachfrage nach Kupfer und Zinn den Tauschwerth dieser Metalle zu erhöhen; so daß, wenn er gleichwohl anhaltend sinkt, dieß nicht von der vermehrten Menge dieser Metalle in jenen Ländern herkommt, sondern davon, daß ergiebigere Minen, oder ein wohlfeilerer Berg- und Hüttenbetrieb den Preiß dieser Metalle tiefer senken, als ihn die wachsende Nachfrage heben kann.

In dem andern Fall wird, so wie der dingliche Reichthum der in Handelsgemeinschaft stehenden Nationen durch Verarmung der einen oder der andern im Ganzen abnimmt, allmählich auch die Nachfrage nach Metall im Ganzen abnehmen. So wie aber diese abnimmt, muß der Marktpreiß des Metalls sinken: er könnte sogar bis auf sein Minimum oder auf den Naturpreiß herabgehen; nur tiefer nicht, weil sonst nothwendig die Metalllieferung stocken würde, bis er sich wieder hergestellt hätte.

Die reelle Verarmung eines oder des andern Landes also oder der Verfall seiner Bodenkultur und seiner Gewerbsamkeit strebt,

an sich betrachtet, das Metall wohlfeiler oder alle Waare gegen dasselbe theurer zu machen. Und zwar müßten, abgesehen von den in dem Tauschwerthe mancher Waaren anders woher entstehenden Veränderungen, die Geldpreiße alles Erkäuflichen höher in solchem Lande gehen, selbst wenn zufolge seines Verfalls sein Gold- und Silbervorrath an Münze sowohl als an Geräthe fortgehend abnähme.

Die Vermehrung des Goldes und Silbers in einem Lande kann von zwei ganz verschiednen Ursachen herrühren. Entweder erstens davon, daß der Tauschwerth jener Metalle, sey es wegen ergiebigerer Minen, sey es wegen im Ganzen verringerter Nachfrage sinkt. Oder zweitens davon, daß der reelle Reichthum, das heißt, die Masse von Verkäuflichkeiten, in dem Lande wächst. Die erste dieser Ursachen für sich allein strebt den Geldpreiß alles Erkäuflichen zu erhöhen; die zweite für sich allein strebt denselben, indem sie den Marktpreiß des Metalls durch zunehmende Nachfrage steigen macht, zu erniedrigen. Beide Ursachen würken gegen einander: treffen sie also zusammen; so dringt nur die stärkere, nach Maaßgabe ihres Uebergewichts, ihre Würkung hervor.

Eine ganz ähnliche Bewandniß hat es mit der Verminderung des Goldes und Silbers in einem Lande, die gleichfalls von zwei ganz verschiednen Ursachen, die das Widerspiel der vorher angeführten sind, herrühren kann.

Also nicht darum, weil Gold und Silber überhaupt, und insbesondere Geld, in einem Lande sich vermehren, sinkt ihr Tauschwerth, und wird alles Erkäufliche theurer: sondern wenn ihr Tauschwerth aus andern Ursachen sinkt, und sonach alles Erkäufliche theurer wird, vermehren sie sich in dem Lande selbst, in so fern der reelle Reichthum desselben im Beharrungsstande bleibt. Vermehren sie sich aber darum in dem Lande, weil dessen reeller Reichthum zunimmt: so ist ihre bloß davon herrührende Vermehrung mit keinem Sinken, sondern vielmehr mit einem Steigen ihres Tauschwerths verknüpft, und macht also, daß alles Erkäufliche, seinem Geldpreiße nach, nicht theurer, sondern wohlfeiler wird. Sollte würklich in diesen letzten funfzehn oder zwanzig Jahren der Tauschwerth des Silbers und Goldes gesunken seyn; wie es allerdings den Anschein hat: so möchte dieß wohl weniger von andern Ursachen, als davon herkommen,

daß theils wegen größerer Ergiebigkeit der reichsten Minen, und wegen verbesserter Kunst des Berg- und Hüttenwesens die reellen Hervorbringungskosten jener Metalle und sonach ihr Naturpreiß geringer geworden; theils daß der reelle Reichthum, oder das Total von Verkäuflichkeiten bei allen mit einander in Verkehr stehenden Nationen zusammen genommen nicht genugsam gewachsen ist, um den Marktpreiß des Metalls in eben dem Maaße zu heben, als ihn jener Umstand senken mochte. Es könnte wohl seyn, daß der Flor von Nordamerika nicht aufwöge den Verfall Ostindiens, wo der Ertrag des Bodens und Fleißes zugleich mit der Volksmenge mächtig eingeschwunden zu seyn scheint, und von wo so viele Reichthümer theils durch englische Nabobs nach Europa kommen, theils zum Einkauf von Thee nach China gehn, um dort die Stelle des Silbers zu vertreten, das sonst aus Europa dahin ging, und das nun in Europa bleibt. Der durch den Französischen Revolutionskrieg verursachte Umtrieb vormals ruhender Gold- und Silbervorräthe, wie des Preußischen Schatzes, und des Geräthes fast aller Französischen und vieler deutschen Stifter und Privatpersonen scheint dieß Ereigniß, da es

noch immer anhält, und weit über Deutschland und Frankreich hinausreicht, nicht genugsam zu erklären; so wenig als der um diese Zeit in vielen Ländern so sehr erweiterte Gebrauch des Papiergeldes, welcher allerdings, indem er eine große Masse Metall aus dem einheimischen Umsatze dieser Länder in den großen Kreislauf der Handelswelt hinausstößt, den Marktpreiß des Metalls sinken machen kann.

Für diese Ursachen, wie viel man auch auf sie rechnen mag, scheint doch der Effekt zu groß zu seyn.

Wodurch bestimmt sich, abgesehen von allem Metall, der Tauschwerth jeder Waare? Er bestimmt sich gleich dem Tauschwerthe des Metalls, das selbst in die Reihe aller Waaren gehört, theils durch die Hervorbringungskosten der Waare, theils durch die Nachfrage nach derselben. Von jenen hängt der natürliche, von dieser der marktliche Satz des Tauschwerths derselben ab.

Soll nehmlich eine Waare anhaltend zu Markt kommen; so muß, was sich dafür eintauschen läßt, wenigstens hinreichen, den Lohn der auf Hervorbringung derselben verwendeten Arbeit, und den Verlag, welchen

die Darreichung dieses Lohnes und die Anschaffung der nöthigen Materialien und Werkzeuge fodert, mit dem gehörigen Profit zu erstatten. Und zwar müssen dieser Lohn und Profit nicht geringer seyn, als sie bei andern Anwendungen von Arbeit und von Verlag in der Gegend, wo die Waare hervorgebracht wird, üblich sind. Denn kommt der Tauschwerth der Waare nicht wenigstens auf diesen natürlichen Satz zu stehen; so wenden sich Arbeit und Verlag, so lange ihnen noch irgend eine Wahl frei steht, nach andern Anwendungen, und die Lieferung der Waare unterbleibt.

Ueber diesen niedrigste Satz wird der Tauschwerth der Waare steigen, und mehr oder weniger lange sich erhoben halten, nach Maaßgabe, wie die Nachfrage nach der Waare zunimmt, und mehr oder weniger lange von der Lieferung uneingeholt bleibt. Es nimmt aber die Nachfrage nach fast allen Arten von Waaren bei einem Volke zu, nach Maaßgabe, wie dessen Bodenkultur und sein Gewerbfleiß sich erweitern und verbessern. In eben dem Maaße sollten folglich auch die Tauschwerthe der verschiednen Waaren in solchem Lande steigen; selbst abgesehen von allem auswärtigen Begehr nach solchen

Waaren, welcher ihre Tauschwerthe noch mehr erhöhen könnte.

Aber die Erweiterung und Verbesserung der Bodenkultur und des Gewerbfleißes zieht eigends verschiedne Veränderungen in dem Tauschwerthe verschiedner Waaren nach sich. Sie verursacht nach Maaßgabe ihres Fortschritts, daß die Hervorbringungskosten mancher Waaren größer, mancher dagegen kleiner werden.

Nehmlich nach Maaßgabe wie die Bodenkultur zunimmt, kann manche Waare nicht anders, als mit weit mehrerer Arbeit, und mittelst eines viel stärkeren Verlages, denn ehedem, erzeugt und zu Markt geliefert werden. Der natürliche Satz ihres Tauschwerths also muß höher gehen. So steigt natürlich der Tauschwerth des Holzes, wenn dasselbe, wegen der mit zunehmender Bodenkultur abnehmenden Wälder, von entlegenen Oertern herbeigeführt, oder gar durch Anpflanzung erzogen werden muß. Es muß dann auf dem Markt einen höhern Tauschwerth finden, der den größern Aufwand von Verlag und Arbeit, welchen es gekostet hat, gehörig ersetzen kann, oder es kommt nicht zu Markt. Auch wird es diesen seinen höhern Werth natürlicher Weise allen Waaren

mittheilen, deren Material es ist, wie z. B. den Kohlen, der Böttcher-, Rademacher-, Tischlerarbeit, und dergleichen. Eben so steigt der Tauschwerth des Viehes, wenn dasselbe, wegen der mit zunehmender Bodenkultur abnehmenden wilden Weideplätze, zum Theil mit eigends gebautem Futter genährt, und überhaupt mit mehr Aufwand von Arbeit und Verlag gehalten wird: und dann steigen zugleich nicht nur Fleisch, Milch, Butter, Käse, Talg, Häute, Wolle; sondern auch Lichte, Tuch und alle Wollenwaaren, Leder, samt allem, was daraus Riemer, Sattler, Schuster verfertigen. Und zwar erfolgt dieß Steigen des Tauschwerthes aller solcher Käuflichkeiten unabhängig von der Nachfrage, die denselben noch höher zu heben strebt, und deren Einfluß an einem andern Orte genauer betrachtet werden soll.

Dagegen wird es, nach Maaßgabe, wie der Gewerbfleiß sich erweitert und aufnimmt, geschehen, daß manche Waare mit weit weniger Arbeit, als ehedem, gestellt werden kann, und daß, weil wegen zunehmender Menge neben einander buhlender Verlagschaften der Profit sinkt, ihr natürlicher Tauschwerth niedriger, als vormals, zu stehen kommt. So werden z. B. Gemüse,

wenn man sie statt in Gärten mit dem Grabscheit im Kleinen zu bauen, im Großen mit dem Pfluge auf Feldern, und zwar unbeschadet, ja selbst mit Vortheil der andern Ernten, baut, in ihrem Tauschwerthe herunter gehen. Dasselbe wird der Fall mit Manufakturwaaren seyn, wenn sie durch Hülfe mechanischer oder chemischer Kunstmittel mit so viel weniger Arbeit verfertigt werden können, daß der Werth der solchergestalt ersparten Arbeit die Kosten jener Mittel so wohl, als selbst den etwanigen Aufschlag des Materials überwiegt. Die Baumwollenwaaren, seit Einführung der Kardetsch- und Spinnmühlen, und die feinern Metallwaaren, seit Erfindung so vieler Maschinen und vortheilhafter Operationen, geben davon sprechende Beweise.

Unangesehen aller in dem Tauschwerthe des Goldes und Silbers vorgehenden Veränderungen also hängt der Tauschwerth jeder Waare, für sich betrachtet, von dem zu ihrer Hervorbringung und Feilstellung erforderlichen Quantum Verlag und Arbeit ab: welches nach Verschiedenheit der Waare sich sehr ändern kann, ohne daß diese Aenderungen irgend nothwendigerweise mit den Aenderungen des Tauschwerths der Metalle zu-

sammenhängen. Denn diese letztern Aenderungen beruhen, was ihre Haupturſache, die Entdeckung ergiebigerer Minen, betrift, auf bloßem Zufall; jene erstern Aenderungen aber beruhen auf den Fortschritten, die ein Land in seiner Bodenkultur und seinem Gewerbfleiße macht, und die es, wie sehr auch der Tauschwerth der Metalle wechseln mag, ohne dadurch im mindesten aufgehalten zu werden, immerhin machen kann: wie die Geschichte aller Zeiten und Völker beweiset.

Aendert sich der Tauschwerth der Metalle, so ändern sich alle Geldpreiße der verschiedenen Waaren gleichmäßig; so daß sie dieselben Verhältnisse gegen einander behalten, in welchen sie vor der Aenderung standen. Aendert sich also das Verhältniß zwischen den Geldpreißen irgend welcher zwei Arten von Waaren, und zwar nicht auf eine vorübergehende, sondern anhaltende Weise, so, daß die eine gegen die andere fortwährend höher oder niedriger steht, als sie vor einem halben oder ganzen Jahrhunderte stand: so muß die Ursache davon in diesen Waaren selbst, und nicht in dem Metall gesucht werden.

Es muß während der Zeit entweder die eine dieser Waaren kraft vermehrter Hervor-

bringungskosten, ihrem eignen Tauschwerthe nach gestiegen, oder die andere, aus der entgegengesetzten Ursache gesunken, oder es müssen beide zugleich, die eine gestiegen, die andere gesunken seyn. Dieser Schluß wird allemal gelten, nicht nur wenn, während jenes Zeitlaufs, der Metallwerth unverändert bleibt; sondern auch wenn er während desselben steigt oder fällt: weil er bei seinem Steigen oder Fallen die Geldpreiße der Waaren alle gleichmäßig herauf zu ziehen oder herabzudrücken strebt, und auf das Verhältniß zwischen ihnen keinen Einfluß hat.

Es ist gar wohl der Fall möglich, daß der Geldpreiß einer Waare, wie sehr ihn auch der sinkende Silberwerth heraufzuziehen strebte, gleichwohl nicht nur seinen alten Stand behält, sondern sogar heruntergeht; so fern nehmlich der eigene Tauschwerth der Waare, durch die verminderten Hervorbringungskosten derselben, noch stärker als der Silberwerth sinkt. Würklich sind die Geldpreiße von manchen feineren Fabrikaten, wie Musselinen und Zitzen, Taft und Sammet, Uhren und Beschlägen, gegenwärtig nicht nur eben so niedrig, oder noch niedriger als vor hundert Jahren; sondern von manchen mögen sie jetzt selbst niedriger seyn, als vor der

Entdeckung von Amerika. Und so viel von den Geldpreißen im Allgemeinen.

III.

Anwendungen.

Die Unterscheidung zwischen dem Sachpreiße der Waaren, und ihrem Geldpreiße ist für die Geschäfte des Käufers und Verkäufers ohne Nutzen. Nicht genug, daß an demselben Ort und zu derselben Zeit die Sachpreiße den Geldpreißen genau proportional sind, und sonach z. B. jetzt allhier für jede Waare in eben dem Maaße mehr oder weniger Arbeit zu bekommen ist, als man dafür mehr oder weniger Geld bekommt: sondern auch, wenn der Kaufmann Güter aus einem Lande nach einem andern führt, braucht er sich um den Sachpreiß, welchen sie in diesen Ländern haben mögen, gar nicht zu bekümmern; sondern bloß auf den Unterschied zu sehen zwischen dem Geldpreiße, wofür er sie kauft, und dem, wofür er Hoffnung hat, sie zu verkaufen. Denn gesetzt, daß ein Loth Silber in Amsterdam denselben Sachwerth habe, wie ein halbes Loth zu Canton in China, oder wie zwei Loth in Mexiko; so wird doch der Amsterdammer Kaufmann, wenn er für eine Waare, die ihm in Amsterdam

sterdam ein Loth Silber kostet, in Canton oder Mexiko irgend eine Waare eintauscht, wofür er in Amsterdam zwei Loth Silber löset, eben so gut hundert Procent gewonnen haben, als wenn das Silber an allen drei Orten denselben Sachwerth hätte. Denn was auch immer für ungleiche Quantitäten Arbeit sich mit zwei Loth Silber in Canton und in Mexiko mögen erkaufen lassen; so wird er doch allemal in Amsterdam für zwei Loth doppelt so viel Arbeit oder Erkäufliches jeder Art zu Gebot haben, als er für Ein Loth hatte; und das ist alles, was er verlangt.

Eben darum, weil beim Kauf und Verkauf, als den gewöhnlichsten Geschäften des Lebens, lediglich der Geldpreiß in Betracht kommen kann, ist an den Sachpreiß so wenig gedacht worden. Aber es giebt Fälle, in welchen es durchaus nothwendig ist, auf jene Unterscheidung zu achten. Der eine dieser Fälle bezieht sich auf die Zukunft, und ist von großer Wichtigkeit selbst für die Praxis; der andere bezieht sich auf die Vergangenheit, und ist für staatswirthschaftliche Spekulationen von vielfältigem Gebrauch. Hier folgt eine genauere Betrachtung derselben.

Wenn es darauf ankommt, eine jährliche immerwährende Leistung so zu bestimmen, daß sie für alle Folgezeiten, so viel möglich, immer denselben Werth behalte, das heißt, dem, der sie empfängt, ein immer gleiches Vermögen gewähre; so muß sie nicht in einer Geldsumme festgesetzt werden: sonst ist sie einer doppelten Veränderung bloß gestellt.

Erstens. Der Veränderung, daß Münzen, unter demselben Nahmen, zu verschiedenen Zeiten, verschiedene Quantitäten Silber oder Gold enthalten. Vielleicht giebt es kein Land, dessen Münzen nicht nach und nach an Feingehalt wären vermindert worden. Da dreißig Groschen, oder ein Gulden altpreußischen Geldes, nach der Münzordnung von 1528 etwa $4\frac{1}{2}$ mal so viel Silber enthielten, als ein jetziger Gulden enthält; so würde, wenn man damals eine immerwährende Rente von tausend Gulden festgesetzt hätte, diese Rente jetzt unter demselben Nahmen nur so viel Silber enthalten, als damals zwei hundert und vierzig Gulden enthielten.

Zweitens. Der Veränderung, daß eine gleiche Quantität Silber oder Gold zu verschiedenen Zeiten sehr ungleiche Realwerthe

haben kann. So z. B. würde die vorhererwähnte Rente jetzt doch nicht mehr den Werth haben, den sie zur Zeit ihrer Stiftung hatte, wenn auch festgesetzt worden wäre, daß sie jedesmal in 49$\frac{3}{3}$ Kölnischen Pfunden reines Silbers, oder in einer solchen Geldsumme, als jedesmal so viel Silber enthielte, bezahlt werden sollte. Denn dieses Silberquantum, das damals tausend Gulden ausmachte, und jetzt 4166$\frac{2}{3}$ Gulden ausmacht, giebt jetzt dem, der es empfängt, bei weitem nicht so viel Macht und Vermögen, als es vor beinahe 300 Jahren dem gab, der es damals, das heißt, zu einer Zeit empfing, wo die erstaunliche Ergiebigkeit der Amerikanischen Minen kaum angefangen hatte, den Effekt von Herabwürdigung des Silberwerths zu äußern, den sie seit dem in so hohem Grade hervorgebracht hat.

Zum Beweise davon kann folgende Thatsache dienen. Seit dem Jahre 1576 ward in England festgesetzt, ein Drittheil der Rente von allen Universitätsgütern, sollte hinfort in Korn vorbehalten bleiben, welches Korn entweder in natura, oder nach dem jedesmaligen Preiße des nächsten Marktplatzes bezahlt werden mußte. Das aus

diesem vorbehaltenen Kornquantum gelöste Geld, pflegte schon vor dreißig Jahren gemeiniglich fast doppelt so viel zu betragen, als die beiden andern Drittheile der ganzen Rente. Schon damals also mußten die alten Geldrenten von jenen Gütern fast auf den vierten Theil ihres ehemaligen Werths gesunken, oder wenig mehr, als den vierten Theil des Kornquantums werth seyn, das sie um das Jahr 1576 werth waren. Und da seit jenem Jahre der englische Münzfuß keine Veränderung erlitten hat; so ist dieß Sinken des Werths jener alten Geldrenten lediglich durch das Sinken des Silberwerths verursacht worden.

Aber auch nicht in einer Quantität Korn kann eine immerwährende Leistung ausbedungen werden, wenn sie im Laufe der Zeit, so viel möglich, immer denselben Werth behalten soll. Denn der Geldpreiß, und mit ihm zugleich der Realwerth einer bestimmten Quantität Korn ist nach Verschiedenheit der Ernten und Konjunkturen überaus wechselhaft, so daß er bisweilen von einem Jahre zum andern wohl ums Doppelte schwankt.

Nach der oben erklärten zweiten Methode scheint das Problem auf folgendem Wege, wenigstens annäherungsweise, sich auf-

lösen zu lassen. Man setze die Leistung, ihrem ersten Werthe nach, in reinem Silber, oder, was auf eins hinausläuft, in Gold, mit Angabe des Münzfußes, (wie bei den Preußischen Pfandbriefen,) ursprünglich fest, und bedinge zugleich, daß periodisch, allemal aus dem letztverflossenen Zeitraum von, sey es dreißig Jahren, die während desselben etwa vorgegangene Veränderung des Silberwerths berechnet, und, in eben dem Verhältnisse, wie man diesen entweder gesunken oder gestiegen finden wird, jenes ursprünglich festgesetzte Silberquantum vergrößert oder verringert, und nach solcher jedesmaligen Bestimmung hinfort bis zur nächsten Periode jährlich entrichtet werden soll.

Dabei kommen folgende nähere Bestimmungen in Betracht.

a) Es sey z. B. in diesem Jahr 1805 eine jährliche immerwährende Rente festzusetzen, die den jetzigen Werth von 400 Thalern oder 285 Kölnischen Marken fein Silber, so viel möglich, unverändert behalten soll, und man finde für gut, die Veränderung des Silberwerths allemal aus dreißigjährigen Durchschnittspreißen des Getreides zu berechnen: so muß darum nicht nothwendig diese Berechnung erst alle dreißig

Jahre, sondern sie kann auch nach einer kürzeren Periode, z. B. alle zehn oder funfzehn Jahre geschehen. Bei angenommener funfzehnjähriger Periode z. B. würde man im Jahr 1820 den Durchschnittspreiß des Getreides aus den 30 Jahren von 1820 rückwärts bis 1790 berechnen, der dann, verglichen mit dem aus den Jahren von 1805 bis 1775, das Verhältniß gäbe, durch welches sich die Zahlung der Rente für die nächsten funfzehn Jahre von 1820 bis 1835 bestimmen würde.

Nur länger kann die Periode der Renteregulirung nicht seyn, als die Periode der Durchschnittspreiße. Denn wollte man z. B. jene auf 40 Jahre setzen; während diese allemal dreißigjährig bliebe; so würden, wenn man im Jahr 1845 zur Regulirung der Rente den Durchschnittspreiß von 1845 bis 1815 nähme, die Preiße des Jahrzehends 1815 bis 1805 gar nicht in Rechnung kommen. Uebrigens muß für jeden besondern Fall aus andern Gründen bestimmt werden, wie fern es gerathener sey, die Periode der Renteregulirung eben so lang oder kürzer, und in diesem oder jenem Verhältnisse kürzer, als die Periode der Durchschnittspreiße anzunehmen.

b) Da sich aus dem Verhältnisse zweier

dreißigjährigen Durchschnittspreiße des Getreides, selbst wenn der Gang der Nationalwirthschaft immer gleichförmig angehalten hat, das Verhältniß der Werthe des Silbers nur in so fern mehr oder weniger richtig ergeben kann, als in beiden Zeiträumen der Wechsel der Ernten sowohl, als der Handelskonjunkturen im Ganzen einerlei gewesen ist; so wird man der Wahrheit näher kommen, wenn man bei der Durchschnittsberechnung, für unsre nördlichen Gegenden, nicht bloß die Hauptwinterfrucht, den Roggen, sondern auch die Gerste zum Grunde legt; theils, weil diese dem Arbeiter Speise sowohl als Getränk liefert; theils, weil Fehlernten nicht immer im Winter- und im Sommerfelde zusammen treffen.

Die Berechnung ginge dann so: Gesetzt, der Durchschnittspreiß aus den Jahren 1805 bis 1775 fände sich vom Roggen Ein Thaler und von der Gerste $\frac{2}{3}$ Thaler: so würde, diesen Preißen gemäß, die Hälfte der auf 400 Thaler ursprünglich festgesetzten Rente den Werth von 200 Scheffeln Roggen, und die andere Hälfte den Werth von 300 Scheffeln Gerste vorstellen. Fände sich nun bei der nächsten, wir wollen setzen, im Jahr 1835 vorzunehmenden Renteregulirung, der

Durchschnittspreiß aus den Jahren von 1835 bis 1805 des Roggens, $1\frac{1}{12}$ Thaler, und der Gerste $\frac{3}{4}$ Thaler; so betrüge nach diesen Preißen der Werth von 200 Scheffeln Roggen $216\frac{2}{3}$ Thaler, und von 300 Scheffeln Gerste 225 Thaler, also zusammen $441\frac{2}{3}$ Thaler; und das wäre dann der Betrag der Rente, welcher für die nächste Periode von 1835 ab zu bezahlen seyn würde.

Bei der periodischen Durchschnittspreißberechnung verfährt man wohl am richtigsten, wenn man, vorausgesetzt einen bestimmten Hauptmarktplatz, zuförderst für jeden Markttag aus dem Preiße des besten und schlechtesten Getreides zusammen genommen den Preiß des mittleren Marktguts zieht. Wünschenswerth ist es freilich, daß man zugleich dabei die zu jenen ungleichen Preißen verkauften Quantitäten mit in Rechnung bringen könnte. Denn wären z. B., um es recht auffallend zu machen, 100 Scheffel des besten Roggens zu 4 Fl., und dagen 1000 Scheffel des schlechten zu $3\frac{1}{2}$ Fl. an einem Markttage verkauft; so wäre der wahre Preiß des Mittelguts, (den man findet, wenn man den Werth beider Quantitäten, d. i. 3900 Fl. durch die Scheffelzahl beider Quantitäten, d. i. durch 1100, dividirt,)

$3\frac{6}{11}$ Fl., statt daß man ihn, nach der gewöhnlichen Rechnung $3\frac{3}{4}$ Fl. findet. Aber diese Genauigkeit ist für die Praxis nicht erreichbar. Aus den solchergestalt bestimmten marktäglichen Preißen des Mittelguts wird dann weiter der Durchschnitt für jede Woche, für jeden Monath und für jedes Jahr gezogen. Findet sich endlich unter den Jahrespreißen einer ganzen Periode einer oder der andere höchst abweichend, und zwar aus Ursachen, dergleichen in der andern Periode nicht vorkommen; so mag man, nach einer festen Regel, allemal, wenn er z. B. das Duplum, sey es des Mittelpreißes von der vorigen Periode, oder des mit Ausschließung seiner, berechneten Mittelpreißes von der in Rede stehenden Periode übersteigt, ihn entweder weglassen oder an seiner Statt jenes oder dieses Duplum setzen; und dann den arithmetischen Durchschnitt nehmen. Soll aber eine solche Korrektur, die, so fern sie an eine feste, durch beide Kontrahenten zum voraus für immer bestimmte Regel unabänderlich gebunden ist, alle Willkühr ausschließt, gleichwohl nicht zugelassen werden; so wird man die Perioden länger nehmen, vornehmlich aber statt des gewöhnlichen Durchschnitts denjenigen Mit-

telpreiß berechnen müssen, der so beschaffen ist, daß er durch die einzelnen Jahrespreiße gerade in dem Maaße weniger bestimmt wird, als diese stärker abweichen. Zur Berechnung eines solchen periodischen Mittelpreißes, der den Silberwerth viel näher als der nach gewöhnlicher Art berechnete Durchschnittspreiß angeben kann, findet sich allerdings eine Methode, die zwar mühsam, aber nicht schwer ist, und ziemlich nahe zum Ziel führt.

Der wichtigste Gebrauch von dieser Theorie, findet in den besondern Fällen statt, wenn es darauf ankommt, bei Erbverpachtung von Domainalländereien oder andern Grundstücken in todter Hand den immerwährenden Kanon, welcher davon jährlich entrichtet werden soll, so zu bestimmen, daß er seinen ursprünglichen Werth für alle Zeiten, trotz dem wechselnden Werthe des Silbers, so viel möglich unverändert behalte.

Ein ähnlicher Fall tritt ein, wenn Frohndienste der ländlichen Einsaaßen, denen sie obliegen, gegen eine jährliche Abfindung von so viel möglich immer gleichem Werth erlassen werden sollen.

Und selbst, wenn es darum zu thun wäre, die Landsteuer in dem Werth, den sie

nun einmal haben mag, so zu erhalten, daß sie vor weiterm Sinken, das ihr vielleicht von dem Sinken des Silberwerths bevorsteht, bewahrt bliebe; würde dieser Zweck nicht wohl anders, als auf dem angezeigten oder einem ähnlichen Wege, zu erreichen seyn.

Unauflöslich bleibt übrigens allerdings in allen diesen Fällen die Schwierigkeit, daß allemal der Durchschnittspreiß von einer vergangenen Periode die Leistung für eine künftige Periode bestimmen muß; da doch in dieser künftigen der Silberwerth steigen kann, statt daß er in der vergangenen gesunken, oder sich gleich geblieben war, und umgekehrt. Denn nichts hindert, daß er nicht z. B. in der Periode von 1805 bis 1835 tief genug unter den Stand, welchen er während der Periode von 1775 bis 1805 gehabt, sollte herabfallen, oder hoch genug über ihn sich sollte erheben können.

Ist der Empfänger der immerwährenden Rente, wie z. B. des Erbpachtskanons, ein unsterbliches moralisches Wesen, das in Absicht aller auf einander folgender Perioden als immer dasselbe betrachtet werden kann, (wie eine Landesregierung, Kirche, milde Stiftung, Stadtkämmerei u. d.) so ist für

dasselbe dieser Umstand eben nicht von grossem Belange; weil es in jeder folgenden Periode das ersetzt bekommt, was es in der vorhergehenden etwa zu wenig empfing. Aber für den sterblichen Zahler der Rente oder des Erbpachtskanons macht es einen wichtigen Unterschied, ob er z. B. einen nach vorhergegangenen höheren Preißen regulirten Kanon bei immerfort sinkendem Preiße zu bezahlen hat; so fern er vielleicht nicht hoffen kann, den neuen Regulirungstermin, der ihm Ersatz schaffen würde, zu erleben, und so fern er den entgegengesetzten Fall, einen niedrigen Kanon bei immer hohen Preißen zu bezahlen, vielleicht noch nicht erlebt hat.

Zur Verminderung dieser Unbequemlichkeit ist es nöthig, daß der Kanon nicht zu hoch in Verhältniß der Nutzung, die der Erbpächter aus seiner Erbpacht zieht, ursprünglich angesetzt werde. Auch zeigt sich ein Hülfsmittel in der Methode, die Regulirung des Kanons aus den dreißigjährigen Durchschnittspreißen nicht erst alle 30, sondern alle 15, oder alle 10 Jahre vorzunehmen; welcher Einrichtung aber von einer andern Seite das Interesse des Landwirths widerstreitet; weil ihm sehr daran gelegen

ist, auf recht lange Zeit in Absicht aller seiner Zahlungen in völliger Gewißheit zu seyn.

Durch eine Quantität Arbeit einen Werth in der Absicht auszudrücken, damit er für die Zukunft sich unverändert erhalte, davon geben die Konstitutionen der weiland Französischen Republik ein Beispiel, indem sie es unter die Erfordernisse des aktiven Bürgers setzen, daß er dem Staat wenigstens den Werth von dreitägiger Arbeit an Steuer entrichten müsse.

Es giebt Anwendungen von dieser Theorie, wo bloß vergangene Zeiten in Betracht kommen, und wo daher jene Schwierigkeit, aus dem Vergangenen das Künftige zu bestimmen, ganz wegfällt.

Wäre einem Domanialzeitpächter ein herrschaftliches Inventarium, wie gewöhnlich, nach einem taxirten Werth übergeben, und träte erst nach 30 oder 40 Jahren der Fall ein, daß es wieder abgeliefert werden sollte; so könnte gar wohl, nach gestiegenen Preißen aller Dinge, zugleich der Fall statt finden, daß ein Inventarium, dem übergebenen in allen Stücken gleich, der neuen Taxe gemäß einen viel höhern Geldwerth hätte, als das übergebene zur Zeit der Uebergabe

gehabt hat. Wollte man sich hier lediglich an den Geldwerth halten; so müßte der abgehende Pächter entweder den Unterschied zwischen den beiden Geldwerthen desselben Inventariums vergütet erhalten, oder er könnte damit loskommen, daß er ein dem empfangenen zwar an jetzigem Geldwerthe gleiches, aber der Sache selbst nach viel geringeres Inventarium ablieferte. Allein so wie es offenbar unrecht wäre, wenn er von dem, als Inventarium empfangenen, Saamengetreide drei Scheffel statt vier, darum zurückgeben wollte, weil drei Scheffel jetzt so viel gelten, als damals vier; so wäre es auch unrecht, wenn er von den andern Artickeln des todten und lebenden Inventariums, die er nach einer Taxe empfangen hatte, darum nur drei Viertel wieder abliefern wollte, weil diese drei Viertel nach der neuen Taxe, zufolge des gesunkenen Silberwerths, so viel an Geld werth sind, als vormals das Ganze.

In diesem Fall scheint sonach die vorher erklärte Methode wohl anwendbar zu seyn. Sollte z. B. einst, im Jahre 1830, ein Inventarium wieder abgeliefert werden, welches im Jahre 1800 nach der Taxe von tausend Thalern an Werth übergeben worden

war; und fände sich das Verhältniß des Korndurchschnittspreißes aus den Jahren 1770 bis 1800, zu dem aus den Jahren 1800 bis 1830, wie fünf zu sechs; so könnte der abgehende Pächter, wenn er im Jahr 1830 ein Inventarium nach der Taxe von 1200 Thalern an Werth wiedergäbe, nicht wohl einen Ersatz von 200 Thalern verlangen, sondern nur für das, was über 1200 Thaler wäre, würde ihm Vergütung gebühren.

Auf gleiche Weise läßt sich der jetzige Werth eines alten Darlehns schätzen, in Vergleichung mit dem Werth, den es zur Zeit seiner Hingebung hatte, und der, im langen Lauf der Jahre, zufolge der Veränderungen, welche im Silberwerth vorgegangen seyn mögen, sich sehr verändert haben kann. So scheint nach allem, was sich über den jetzigen Silberwerth, verglichen mit dem vor dreißig und mehreren Jahren, urtheilen läßt, der Werth des bis zur nordamerikanischen Revolution bestandenen Theiles der Brittischen Nationalschuld jetzt nicht mehr das zu seyn, was er damals war; so wie auch der Werth des dafür zahlbaren Betrags an Zinsen nicht. Und vielleicht läßt sich dasselbe von dem ältesten Theile der schle-

sischen Landschaftsschulden sagen, so fern er jetzt noch unbezahlt fortwährt.

c) Auch wenn man aus den Geldpreißen, die sich noch von verschiedenen Waaren, theils aus dem klassischen Alterthum, theils aus den Zeiten des Mittelalters, theils aus den folgenden Jahrhunderten in Schriften oder Akten vorfinden, über die Realwerthe, die solche Waaren damals gehabt, in Vergleichung gegen die jetzigen richtig urtheilen will, wird man seinen Zweck erreichen, so fern man den Realwerth des Silbers für jeden Zeitpunkt, dem ein gegebener Geldpreiß angehört, in Vergleichung zu dem jetzigen nach der einen oder der andern Methode, d. i. vermittelst der Korndurchschnittspreiße, oder der gewöhnlichen Geldlöhne gemeiner von freien Leuten verrichteter, bloß mit Geld vergoltener Arbeit, zu erforschen im Stande ist. Schade nur, daß dazu die erforderlichen data so selten vorhanden sind.

Was sich zunächst aus solchen Vergleichungen ergiebt, ist die in mehr als einem Betracht lehrreiche Unterscheidung, wiefern z. B. das im Lauf der Zeit erfolgte Steigen des Geldpreißes einer Waare entweder davon herrühre, daß der Silberwerth ge-

sun-

sunken, oder davon, daß die Waare selbst ihrem eigenthümlichen Werthe nach, der sich hauptsächlich durch das zu ihrer Hervorbringung erforderliche Quantum von Verlag und von Arbeit bestimmt, gestiegen sey. Fände man z. B. zu irgend einer Zeit den Silberwerth um ein Viertel tiefer als jetzt; so daß vier Thaler jetzt denselben Tauschwerth haben, wie vormals drei; und fände man, daß irgend eine Waare, (z. B. Flachs, Wolle, Fleisch, Holz,) die sonst neun Thaler galt, jetzt mehr als zwölf, z. B. achtzehn gelte: so werden die sechs Thaler, welche sie jetzt mehr gilt, auf Rechnung ihres eigenthümlichen Steigens zu setzen seyn. Es hat die Waare dann ihrem Sachpreiße nach sich um den dritten Theil vertheuert; so wie dagegen, wenn sie jetzt nur zwölf, oder nur zehn Thaler, statt der vorigen neun gölte, ihr Sachpreiß im ersten Fall unverändert geblieben, und im andern gar um ein Sechstheil heruntergegangen seyn würde.

Dasselbe findet statt, wenn man den Sachpreiß eines käuflichen Dinges auf irgend einem weit entlegenen Marktplatz, mit dem Sachpreiße, welchen es z. B. hier in Königsberg hat, vergleichen will. Gesetzt, ein fetter Ochse, der hier 48 Thaler kostet, habe

zu Conception in Chili noch jetzt den Preiß von acht Piastern, oder zwölf hiesigen Thalern, welchen Graf Peyrouse daselbst vor etwa zwanzig Jahren fand; gesetzt ferner, der Tagelohn sey dort ein Piaster, und hier ein Drittheil vom Piaster; so wäre jene Waare dort nur acht, und dagegen hier sechs und neunzig Tagen gemeiner Arbeit an Werth gleich, und hätte sonach dort nur den vierten Theil des Sachpreißes, welchen sie hier hat. Würde dasselbe Uhrwerk oder Automat, das in London sieben Loth reines Silber kostet, von Chinesen in Canton für sechs Loth verfertigt, und wäre dabei der Geldlohn der Arbeit in Canton um die Hälfte niedriger, als in London; so hätte das Uhrwerk oder Automat in China einen Sachpreiß, der sich zu dem in London verhalten würde, wie zwölf zu sieben.

Zweiter Abschnitt.

Von der Ordnung, oder den Regeln, wornach der jährliche Ertrag der Arbeit eines Landes sich unter die Bewohner desselben natürlicherweise vertheilt.

Weiß man von jedem einzelnen Arbeitsprodukt, aus welchen Bestandtheilen sein Tauschwerth oder Preiß zusammengesetzt sey, und welcher Klasse von Personen jeder von diesen Bestandtheilen ursprünglich angehöre, so weiß man beides auch von dem Tauschwerth oder Preiße des ganzen jährlichen Erzeugnisses aller Arbeit einer Nation.

Der Preiß der Waaren aber ist veränderlich, und zwar nicht ihr Marktpreiß allein, sondern auch ihr Naturpreiß. Beide wechseln, nach Maaßgabe, wie einer oder der andere von ihren Bestandtheilen wechselt, und damit wechselt zugleich das Verhäleniß, wornach der Werth der Waaren unter diejenigen, welche an der Hervorbringung derselben Antheil haben, ursprünglich vertheilt wird.

Demnach soll nun in den folgenden drei Abtheilungen erstens, der Preiß der Waaren in seine Bestandtheile zerlegt, sodann zweitens, die Wechselhaftigkeit des Marktpreißes erklärt, und endlich, drittens, die Veränderungen, denen der Naturpreiß unterworfen ist, ihren Ursachen und Folgen nach untersucht werden. Es bedarf übrigens kaum einer Erinnerung, daß, wenn schon manches Arbeitserzeugniß nicht verkauft, sondern von dem, der es hervorbringt, selbst verbraucht wird, es darum doch nicht weniger zu dem Totalertrage der Nationalarbeit gehört, und einen Tauschwerth hat, der sich auf eben die Art bestimmt und ändert, als wenn es eine verkäufliche Waare wäre; und daß man folglich, über diesen Unterschied hinwegsehen und jedes Arbeitsprodukt als Waare betrachten darf.

Erstes Kapitel.

Von den Bestandtheilen des Preißes der Waaren.

In dem uranfänglichen Gesellschaftszustande, bevor noch Verlag gesammelt und Bodeneigenthum eingeführt ist, scheint die zur Erlangung irgend eines Dinges nothwendige Arbeit das einzige zu seyn, was den Tauschwerth des Dinges bestimmen kann.

Sind die Arbeiten, wodurch verschiedene Dinge gewonnen oder hervorgebracht werden, nicht verschieden, weder an Beschwerlichkeit, noch an Kunst; so verhalten sich die Tauschwerthe dieser Dinge, wie die verschiedene Dauer jener Arbeiten. Was zwei Tage oder zwei Stunden Arbeit zu kosten pflegt, ist natürlich doppelt so viel werth, als was Einen Tag oder Eine Stunde solcher Arbeit kostet.

Ist von jenen Arbeiten die eine lästiger und angreifender, als die andere; so findet natürlich Vergütung für diese größere Beschwerlichkeit statt; und das Erzeugniß von Einer Stunde solcher Arbeit kann oft dem von zwei Stunden anderer Arbeit an Tauschwerth gleichen. Oder fodert die eine Arbeit einen seltenen Grad von Kunst

und Talent, so hat ihr Erzeugniß einen höhern Werth, als ihm der darauf verwendeten Zeit nach zukäme; und zwar nicht bloß darum, weil Kunst und Talent in besonderer Achtung stehen; sondern weil sie fast immer die Frucht einer langen Beflissenheit sind, so daß der höhere Werth ihres Erzeugnisses oft nur ein billiger Ersatz für die auf ihre Erwerbung verwendete Zeit und Arbeit ist.

In diesem Zustande der Dinge gehört dem Arbeiter das Produkt seiner Arbeit ganz, und die nach Dauer und Art bestimmte Quantität Arbeit, wodurch irgend eine Waare gemeiniglich erlangt oder erzeugt wird, ist das Einzige, was ihren Sachpreiß, oder die Quantität gemeiner Arbeit bestimmen kann, die sich mit der Waare gemeiniglich kaufen, oder befehlen, oder eintauschen läßt.

Sobald Verlag sich in den Händen einzelner Menschen angehäuft hat, benutzt ihn Mancher natürlich dazu, daß er fleißige Leute beschäftigt, denen er Unterhalt und Materialien darreicht, in der Absicht, aus dem Verkauf ihres Werks, oder aus dem, was ihr Fleiß dem Werthe der Materialien zusetzt, einen Profit zu ziehen. Die vollende-

te Waare, wenn sie um Geld, oder um Arbeit, oder um andere Güter veräußert wird, muß daher über das, was zur Bezahlung des Materials und des Arbeitslohnes hinreicht, noch etwas an Profit dem Unternehmer gewähren, der seinen Verlag dazu hergab. Denn er könnte keinen Beweggrund haben, die Arbeiter zu beschäftigen, wenn er nicht von dem Verkauf ihres Werks etwas mehr, als die bloße Wiedererstattung seines Verlages, zu erwarten hätte.

In diesem Fall löset sich also der Werth, welchen die Arbeiter dem Material zusetzen, in zwei Theile auf, wovon der eine ihren Lohn, der andere den Profit ihres Beschäftigers an dem ganzen auf das Material und den Lohn ausgelegten Verlage bezahlt.

Man glaube nur nicht, daß der Verlagsprofit bloß ein anderer Nahme für den Lohn jener besondern Art von Arbeit sey, die man Inspektions- und Direktionsarbeit nennen könnte. Er ist davon wesentlich verschieden. Denn er steht mit der Dauer, Beschwerlichkeit oder Kunst, jener so genannten Inspektions- und Direktionsarbeit keinesweges in Proportion, sondern richtet sich nach einem ganz andern Prinzip.

Unterscheidet man nehmlich die Größe

(den Betrag) des Profits, die durch eine bestimmte Summe ausgedrückt wird, von der Höhe (dem Satze des Profits), die man nach Prozenten angiebt: so richtet sich erstere lediglich nach dem Werth des angewandten Verlages, und steht mit diesem in einer festen Proportion. Gesetzt z. B., es gebe an einem Ort, wo der gewöhnliche Manufakturverlagsprofit zehn Prozent ist, zwei verschiedene Fabriken, beide mit gleich vielen Arbeitern besetzt, deren Auslohnung jährlich in beiden gleichviel, nehmlich tausend Thaler, betrage. Gesetzt ferner, das in der einen Fabrik verarbeitete Material sey von geringerer Art, (z. B. Eisen oder Flachs,) und koste jährlich nur zweitausend, das in der andern dagegen sey von feinerer Art, (z. B. Messing oder Seide) und koste jährlich zwanzig tausend Thaler.

Nach dem Satze von zehn Prozent erwartet nun auch der Unternehmer der einen Fabrik, worin ein Kapital von drei tausend Thalern jährlich im Umtriebe steht, einen jährlichen Profit von etwa drei hundert Thalern, während der Unternehmer der andern Fabrik, worin ein Kapital von Ein und zwanzig Tausend Thalern jährlich angewandt ist, einen jährlichen Profit von zwei Tau-

send und Ein Hundert Thalern erwartet. Und bei dieser großen Verschiedenheit ihres Profits, kann ihre Inspektions- und Direktionsarbeit dennoch einander ganz oder sehr nahe gleich seyn.

Wird, wie es in großen Fabriken geschieht, fast alle Arbeit dieser Art irgend einem besondern Manne anvertraut; so drückt dessen Gehalt eigentlich den Werth der Inspektions- und Direktionsarbeit aus. Aber dieß Gehalt hat keine regelmäßige Proportion zu dem Kapital, über dessen Verwaltung er die Aufsicht führt; und der Eigner dieses Kapitals dagegen, wenn er auch solchergestalt fast aller Arbeit überhoben ist, erwartet gleichwohl, daß sein Profit mit seinem in der Fabrik belegten Kapital eine regelmäßige Proportion halten soll.

Auch könnte würklich Niemand einen Beweggrund haben, lieber einen großen, als einen kleinen Verlag anzuwenden, wenn nicht sein Profit mit der Größe seines Verlages in Porportion stände.

In dem Preiße der Waaren also macht der Verlagsprofit einen Bestandtheil aus, der wesentlich vom Arbeitslohn verschieden ist.

In diesem Zustande der Dinge gehört

dem Arbeiter das Produkt seiner Arbeit nicht allemal ganz, sondern er muß es, in den meisten Fällen mit dem Verlagseigner, der ihn beschäftigt, theilen. Auch ist die nach Dauer und Art bestimmte Quantität Arbeit, wodurch eine Waare gewöhnlich erlangt oder erzeugt wird, nicht mehr der einzige Umstand, welcher den Sachpreiß der Waare, oder das Quantum gemeiner Arbeit, das der Waare an Tauschwerth gleichen soll, bestimmen kann; sondern ein anderweitiges Quantum muß noch für den Profit des Verlages, aus welchem der Lohn jener Arbeit und das Material herkam, angerechnet werden.

Sobald der Boden eines Landes überall Eigenthum geworden ist, verlangen die Grundeigner eine Rente selbst für das, was derselbe freiwillig hervorbringt oder ursprünglich enthält. Statt daß dem Arbeiter, als der Boden noch gemein war, Wild und Holz und alle natürlichen Früchte der Erde weiter nichts kosteten, als seine Arbeit, kostet nun sogar ihm selbst das alles mehr. Er muß für die Erlaubniß, auf fremdem Boden etwas sammeln oder hervorbringen zu dürfen, eine Portion dessen, was sein Fleiß sammelt oder hervorbringt, an den

Grundeigner abgeben. Diese Portion, oder, welches auf eins hinausläuft, der Preiß derselben, ist das, was man Landrente nennt; und sie macht von dem Preiße der meisten Waaren einen dritten Bestandtheil aus. Daß der Realwerth dieses Bestandtheiles, eben so wie der beyden andern, durch das Quantum gemeiner Arbeit gemessen wird, welches dafür befohlen oder erkauft werden kann, bedarf kaum einer Erinnerung.

Bei jeder Nation löset sich der Preiß jeder Waare am Ende genommen in einen, oder zwei, oder alle drei von jenen Bestandtheilen auf; und in jeder gebildeten Staatsgesellschaft treten sämtliche drei Bestandtheile in den Preiß der allermeisten Waaren mehr oder weniger ein; obgleich selbst da noch immer einige Ausnahmen bleiben.

So z. B. löset sich hier der Preiß der gemeinen Erdbeeren bloß in Arbeitslohn auf; zum Lesen derselben gehört kein besonderer Verlag, und der Grundeigner bekommt für die Erlaubniß, sie zu lesen, keine Rente. Mit Pilzen, Färberscharte, und wenigen andern solchen in Wäldern oder offenem Felde von selbst aufkommenden Gewächsen, ist es meist eben so bewandt. Der Preiß von

Seefischen, z. B. von Heeringen, löset sich bloß in Arbeitslohn und Verlagsprofit auf; Rente findet dabei nicht statt. Aber von dem Preiße der in Flüssen und Landseen gefangenen Fische macht Rente gewöhnlich einen dritten Bestandtheil aus. Der Preiß des gemeinen Streusandes und der Feldsteine besteht zwar gewöhnlich nur aus Arbeitslohn und aus Profit von dem im Fuhrwerk steckenden Verlage; dicht an einer großen Stadt aber, enthält er nicht selten auch noch einige Rente, die dem Grundeigner für die Erlaubniß, den Sand und die Steine von seinem Boden zu nehmen, bezahlt wird. So z. B. gewähren die Steine von Aweyden und der Sand von Nettelbeck und Quednau bei Königsberg würklich eine Rente, die folglich einen Bestandtheil des Preißes dieser Dinge in Königsberg ausmacht. Selbst für die Erlaubniß, kleine Singvögel zu fangen, wird in der Nähe einer großen Stadt manchem Grundeigner wohl eine Rente geboten. Nimmt er sie an; so ist der Preiß solcher Vögel, da zu ihrem Fange kein besonderer Verlag nöthig ist, bloß aus Lohn und Rente zusammengesetzt.

Aber von bey weitem den allermeisten rohen Produkten sowohl, als stufenweise

daraus bereiteten Fabrikaten, löset sich der Preiß in alle drei Bestandtheile auf. Beispiele bieten sich von selbst in Menge dar, und ihre Analyse hat keine Schwierigkeit. Nur was das Verhältniß betrift, welches zwischen diesen Bestandtheilen in dem Preiße verschiedener Arten von Waaren statt findet, ist folgendes zu bemerken.

Nach Maaßgabe, wie eine Waare von den bis zu ihrer vollendeten Verfertigung erforderlichen auf einander folgenden Arbeiten immer mehrere und mehrere durchgeht, wird in ihrem Preiße der Theil, welcher sich in Lohn und Profit auflöset, gegen den, welcher in Rente besteht, immer größer und größer. Denn mit jeder von den auf einander folgenden Arbeiten nimmt nicht nur die Anzahl der Profite zu; sondern jeder folgende Profit übertrift auch an Größe den vorhergehenden, weil das Kapital, woraus er fließt, allemal größer seyn muß.

So z. B. kommt bei Webewaaren nicht nur zu dem Profit des Landwirths von seiner Wolle oder seinem Flachs, ein zweiter Profit für den, der das Verspinnen dieser Materialien mit seinem Verlage betreibt, und ein dritter Profit für den Unternehmer, der dieß Gespinnst verweben läßt, hinzu; son-

dern das Kapital, welches die Weber beschäftigt, muß auch größer als das die Spinner beschäftigende Kapital seyn; weil es nicht nur dieses mit dem gehörigen Profit wiedererstattet, sondern außerdem den Lohn der Weber bezahlt. Wenn daher im Preiße des Flachses die Rente vielleicht den dritten Theil ausmacht; so wird sie vom Preiße der aus diesem Flachs verfertigten völlig appretirten Leinwand vielleicht nicht den zehnten Theil ausmachen.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit Brod gegen Mehl und gegen Korn; mit Bier gegen Malz und gegen Gerste; mit Klempner-Waaren gegen Blech, und gegen das Eisen, woraus das Blech geschlagen ist.

So wie von jeder einzelnen Waare der Preiß oder Tauschwerth in einen oder zwei, oder alle drei der genannten Bestandtheile sich auflöset; so muß auch der Preiß oder Tauschwerth aller Waaren, aus welchen der gesammte Ertrag der jährlichen Arbeit jedes Landes besteht, zusammen genommen in dieselbe drei Bestandtheile sich auflösen. Und sonach muß das Total alles dessen, was jährlich durch die produktive Arbeit einer Nation gesammelt, oder hervorgebracht wird, oder, welches auf eins hinausläuft, der Preiß

dieses Totals, zunächst bei dessen Entstehung unter gewisse Glieder dieser Nation, entweder als Lohn ihrer Arbeit, oder als Profit von ihrem Verlage, oder als Rente von ihrem Boden vertheilt werden.

Lohn, Profit und Rente sind die drei ursprünglichen Quellen, wie alles Tauschwerths, so auch alles Einkommens. Jedes andere private sowohl als öffentliche Einkommen ist zuletzt allemal aus einer oder der andern dieser Urquellen abgeleitet. Denn:

Wer sein Einkommen aus einem Fonds zieht, der ihm selbst gehört, muß es aus seiner Arbeit oder aus seinem Verlage, oder aus seinem Boden ziehen. Zieht er es aus Arbeit, so heißt es Lohn. Zieht er es aus einem Verlage, den er selbst benutzt, so heißt es Profit. Zieht er es aber aus einem Verlage, den er nicht selbst anwendet, sondern einem andern leihet, so nennt man es Geldzinsen oder Interessen: und diese sind allemal ein abgeleitetes Einkommen, das, wenn es nicht aus dem Profit bezahlt wird, den der Borger mit dem empfangenen Darlehn macht, aus irgend einer andern Quelle bezahlt werden muß. Zieht er es endlich, bloß als Grundeigner, und nicht zugleich als Landwirth betrachtet, aus

seinem Boden; so heißt es Rente. Des bloßen Landwirths oder Pächters Einkommen entspringt, theils aus seiner Arbeit, und theils aus seinem Verlage. Für ihn ist der Boden nur das Werkzeug, mittelst dessen er den Lohn dieser Arbeit verdienen, und den Profit von diesem Verlage machen kann.

Eben daraus folgt, daß auch alle Steuern, und alles darauf gegründete Staatseinkommen, sammt allen Gehalten, Pensionen und Annuitäten jeder Art zuletzt aus einer oder der andern von jenen drei ursprünglichen Einkommensquellen herrühren, und entweder unmittelbar oder umwegsweise aus dem Arbeitslohn, dem Verlagsprofit oder der Landrente bezahlt werden.

Leicht lassen sich jene drei Arten von Einkommen unterscheiden, wenn jede einer andern Person zugehört; vereinigen sie sich aber in Einer Person: so werden sie bisweilen, wenigstens in der gemeinen Sprache, mit einander verwechselt. Ein Gutsherr, der sein Gut selbst bewirthschaftet, und der also, nach Abzug der Wirthschaftskosten, die Rente des Eigners sowohl, als den Profit des Pächters gewinnt, nennt seinen ganzen Erwerb doch insgemein Profit, und verwechselt sonach Profit mit Rente. Ein

unab-

unabhängiger Fabrikant, der mit eigenem Verlage seine Materialien anschaft, und seinen Unterhalt bis zum Verkauf seines fertigen Werks bestreitet, hat beides, sowohl den Lohn eines Gesellen, der unter einem Meister arbeitet, als den Profit, den dieser Meister durch den Verkauf von des Gesellen Werk zieht. Indessen nennt man seinen ganzen Erwerb insgemein Profit; und verwechselt sonach Profit mit Arbeitslohn. Ein Gärtner, der mit eigenen Händen seinen Garten baut, vereinigt in seiner Person den dreifachen Charakter des Grundeigners, Pächters und Arbeiters, und zieht daher aus seinem Gewerbe die Rente des ersten, den Profit des zweiten, und den Lohn des dritten. Gleichwohl siehet man insgemein das Ganze bloß für den Verdienst seiner Arbeit an, und vermischt sonach in diesem Fall Rente sowohl als Profit mit Arbeitslohn.

Daraus, daß in einem kultivirten Lande der Tauschwerth nur von sehr wenigen Waaren aus Arbeit allein besteht, von den allermeisten hingegen mit aus Profit und Rente zusammengesetzt ist, läßt sich ein merkwürdiger Schluß ziehen. Da nehmlich der Tauschwerth, welchen der ganze jährliche Ertrag aller produktiven Arbeit einer Nation

hat, nicht von dieser ihrer Arbeit allein, sondern einem großen, wir wollen annehmen, dem dritten, Theile nach von Profit, und von Rente herrührt; so wird der jährliche Totalertrag ihrer Arbeit allemal hinreichend seyn, ein viel größeres, jener Annahme nach, ein um die Hälfte größeres Quantum Arbeit zu bezahlen oder zu befehlen, als dasjenige war, welches jenen Ertrag hervorgebracht, bereitet und zu Markt gestellt hatte.

Sollte nun die Nation jährlich alle die produktive Arbeit in Gang setzen, welche sie jährlich zu bezahlen vermag: so würde nicht nur die Quantität ihrer Arbeit mit jedem Jahre gewaltig zunehmen; sondern es würde auch der Ertrag jedes folgenden Jahres den Ertrag des vorhergehenden in noch höherm Verhältnisse übertreffen.

Aber es giebt keine Nation, deren gesammter jährlicher Arbeitsertrag wiederum zur Unterhaltung produktiver Arbeiter angewandt würde. Ueberall wird solcher, einem großen Theile nach, von nicht producirenden Personen verzehrt: und zufolge der verschiedenen Verhältnisse, nach welchen er zwischen diesen beiden Klassen von Leuten getheilt wird, muß, Zufälligkeiten bei Seite

gesetzt, auch sein Werth entweder jährlich wachsen, oder abnehmen, oder von Jahr zu Jahr derselbe bleiben.

Zweites Kapitel.

Von den Veränderungen des Marktpreißes, und wie die Bestandtheile desselben in ihrem Verhältnisse gegen einander dadurch verändert werden.

In jeder Gegend oder Nachbarschaft findet man einen üblichen oder im Durchschnitt geltenden Satz von Lohn sowohl, als von Profit, bei jeder verschiedenen Anwendung von Arbeit und von Verlag. Auch findet man in jeder Gegend oder Nachbarschaft, einen üblichen oder im Durchschnitt geltenden Satz von Rente der verschiedenen Ländereien.

Diese üblichen oder im Durchschnitt geltenden Sätze nennen wir die natürlichen Sätze von Lohn, von Profit und von Rente für die Zeit und den Ort, wo sie statt haben.

Ist der Preiß einer Waare weder mehr noch weniger, als hinreichend, um von dem

Boden, von der Arbeit, und von dem Verlage, welche sämmtlich zur Erzeugung, Bereitung und Feilstellung der Waare angewandt worden sind, die Rente, den Lohn, und den Profit, nach den natürlichen Sätzen dieser drei Stücke zu bezahlen; so wird die Waare dann für den Preiß verkauft, den man ihren Naturpreiß, in dem an einem andern Ort bereits erklärten Sinne dieses Wortes, nennen kann.

Die Waare wird dann genau für das verkauft, was sie werth ist, oder was sie demjenigen, der sie zu Markt bringt, würklich kostet. Zu diesen Kosten nehmlich gehört auf alle Weise auch des Verkäufers Profit. Denn wenn er die Waare zu einem Preiße verkauft, der ihm den in seiner Nachbarschaft üblichen Profit nicht gewährt; so hat er offenbar Schaden: weil er ja bei irgend einer andern Anwendung seines Verlages jenen Profit hätte machen können. Ueberdem ist er auf seinen Profit als auf die eigentliche Quelle seines Einkommens gewiesen. Und so wie er während der Zeit, daß die Waare bereitet und zu Markt geschaft wird, seinen Arbeitern ihren Lohn oder Unterhalt vorschießt; so schießt er auch sich selbst seinen Unterhalt vor, den er überhaupt

gemäß dem Profit einrichtet, welchen er von dem Verkauf seiner Waare billig erwarten kann. Gewährt sie ihm daher nicht diesen Profit; so bezahlt sie ihm nicht dasjenige wieder, was sie ihm, ganz eigentlich zu sagen, gekostet hat. Und der Preiß, der ihm diesen Profit läßt, ist also, wenn auch nicht immer der kleinste, um welchen er bisweilen seine Waare mag losschlagen müssen, doch der kleinste, um welchen er sie eine beträchtliche Zeit hindurch verkaufen wird; wenigstens da, wo Gewerbfreiheit herrscht, oder wo er, so oft es ihm gefällt, mit seiner Handthierung wechseln darf.

Der Marktpreiß, d. i. der jedesmalige Preiß, um welchen eine Waare insgemein verkauft wird, kann entweder über oder unter, oder genau gleich ihrem Naturpreiße seyn.

Der Marktpreis jeder Waare bestimmt sich durch das Verhältniß zwischen der Quantität, die jedesmal zu Markt kommt, und der würksamen Nachfrage, das heißt, der Nachfrage von Seiten derer, welche willig sind, den Naturpreiß der Waare zu bezahlen, nehmlich den vollen Werth der Rente, des Lohnes und des Profits, der bezahlt werden muß, wofern die Waare zu Markt kommen soll.

Wenn das zu Markt kommende Quantum einer Waare gegen die würksame Nachfrage zu klein ausfällt; und mithin nicht alle die, welche den vollen Naturpreiß zu bezahlen bereit sind, so viel bekommen können, als sie verlangen; so werden Manche, statt leer auszugehen, lieber mehr geben wollen. Sogleich wird sich unter ihnen eine Concurrenz anheben, und der Marktpreiß wird den Naturpreiß übersteigen; mehr oder weniger, je nachdem theils der Mangel an Waare mehr oder weniger groß, theils das Bedürfniß zu kaufen auf Seiten der Nachfragenden mehr oder weniger dringend ist.

Wenn das zu Markt gebrachte Quantum gegen die würksame Nachfrage zu groß ausfällt, und folglich nicht alles sich an diejenigen absetzen läßt, welche den vollen Naturpreiß dafür zu geben bereit sind; so muß ein Theil davon denen überlassen werden, die weniger dafür geben wollen, und der niedrige Preiß, den sie geben, zieht natürlich den Preiß des Ganzen herab. Der Marktpreiß sinkt sonach unter den Naturpreiß; mehr oder weniger, je nachdem der Ueberschuß an Waare mehr oder weniger groß, und das Bedürfniß zu verkaufen auf

Seiten der Feilbietenden mehr oder weniger dringend ist.

Wenn das zu Markt gebrachte Quantum eben hinreichend ist, die würksame Nachfrage zu befriedigen; so trift der Marktpreiß mit dem Naturpreiße genau oder so nahe, daß man sie nicht unterscheiden kann, zusammen. Das ganze zum Verkauf bestimmte Quantum läßt sich dann um diesen Preiß absetzen, aber nicht um einen höhern. Die Konkurrenz der Verkäufer nöthigt sie, diesen Preiß anzunehmen, aber nicht einen geringern *).

*) Um vollständig alle Veränderungen des Marktpreißes zu übersehen, nenne man das zu Markt kommende Waarenquantum q, die Nachfrage n, und nehme an, der Marktpreiß, den das Verhältniß $\frac{n}{q}$ bestimmt, sey dem Naturpreiße gleich, wenn q gleich n, und folglich $\frac{n}{q}$ gleich Eins ist. Die verschiedenen Bedingungen, unter welchen der Bruch $\frac{n}{q}$ größer, als Eins wird, geben dann alle die Fälle an, in welchen der Marktpreiß den Naturpreiß übersteigt; so wie die entgegengesetzten Bedingungen, wenn $\frac{n}{q}$ kleiner als Eins wird, alle Fälle des unter den Naturpreiß herabsinkenden

Das zu Markt kommende Quantum jeder Waare strebt von selbst der würksamen Nachfrage sich immer anzupassen. Denn:

Marktpreißes angeben. Steigen also wird der Marktpreiß,

1) wenn n wächst, während q sich gleich bleibt, oder langsamer als n wächst;

2) wenn q abnimmt, während n sich gleich bleibt, oder langsamer abnimmt, als q;

3) wenn zu gleicher Zeit n größer und q kleiner wird. Das Erste ist z. B. der Fall mit Baumaterialien nach einem Brande; mit Schiffsbedürfnissen während eines Seekrieges; mit neumodischen Waaren, wenn der Geschmack daran sich schneller verbreitet, als die Lieferung ihm nachkommen kann. Das Zweite ist der Fall mit Butter, mit Talg und Fleisch, mit Leder und Wolle nach einem Viehsterben; mit Feldfrüchten nach einem Mißwachs, mit ausländischen Waaren, wenn die erwartete Zufuhr davon unterbrochen wird, sey es durch Kaperey, durch plötzliches Ausfuhrverbot, durch ein Embargo, oder durch zu frühes Zufrieren der nordischen Häfen, wie z. B. durch den letzten Umstand vor einigen Jahren, die Russischen Lichte in London gewaltig aufschlugen. Das Dritte ist der Fall mit Proviant, Fourage, Pferden und andern Militairbedürfnissen auf einem Kriegsschauplatze, mit Holz in Ländern, wo die Bodenkultur sich erweitert, und Volksmenge sowohl als Wohnungsluxus zunehmen.

a) reicht es irgend einmal über die würksame Nachfrage hinaus; so müssen von den Bestandtheilen seines Preißes einige unter

Außer dem Verhältnisse der Größen q und n aber hängt, wie schon erwähnt ist, das größere oder geringere Steigen und Fallen des Marktpreißes noch ab von dem Grade des Bedürfnisses der Nachfragenden zu kaufen sowohl als der Feilbietenden zu verkaufen. Wir bemerken darüber nur:

1) Daß die Nachfrage, wenn nicht die Rede von Lebensnothwendigkeiten ist, (die freilich z. B. in einer belagerten Vestung grenzenlos steigen können,) ihre Grenzen hat, indem man die allzutheure Waare lieber entbehrt, oder sich mit Surrogaten behilft; wie mit Kartoffeln statt Korn, mit Torf statt Holz, mit Eichorien statt Kaffee u. dgl.: ein Umstand, der, verbunden mit dem andern, daß Theurung Zufuhr bringt, die Maxime des vernünftigen Kaufmanns begründet, sich nicht gerne auf theuren Einkauf zum theuren Verkauf einzulassen, sondern lieber wohlfeil zu kaufen, um wohlfeil verkaufen zu können.

2) Das Bedürfniß zu verkaufen richtet sich theils nach der Natur der Waare (daher z. B. in dem Mißjahre 1794 der Preiß des Viehes, aus Mangel an Futter, so tief herabging), theils nach den Vermögensumständen ihres Eigners. So kann der steigende Wohlstand des größeren Theiles unserer Landwirthe zu einer Preißerhöhung ihrer Produkte im Ganzen freilich in so fern beitragen, als er

ihren natürlichen Satz fallen, und sonach schlecht bezahlt werden. Ist es Rente, was so fällt; so wird der Landwirth seinem Interesse gemäß einen Theil seines Bodens sofort der bisherigen Anwendung entziehn: und ist es Lohn oder Profit; so werden ihrem Interesse gemäß der Arbeiter in dem einen Fall, und sein Beschäftiger in dem andern, einen Theil der Arbeit oder des Verlages sofort von der bisherigen Anwendung abwenden. Bald wird daher das zu Markt kommende Quantum mehr nicht, als eben

ihnen die Aufbewahrung von Vorräthen für eine bessere Nachfrage des Auslandes erleichtert, und diese würklich bald erfolgt. Denn je länger sie ausbleibt, je mehr ergießen sich, kraft der zunehmenden Aufbewahrungskosten, nach und nach jene Vorräthe von selbst in den allgemeinen Umlauf. Abgesehen aber von der auswärtigen Nachfrage, und vollends also bei Produkten, die zur Ausfuhr verboten sind, wie Häute und Wolle, kann jener Wohlstand, so fern er die Landwirthe bloß der Nothwendigkeit, ihre Waare zur Unzeit auszustoßen, überhebt, im Ganzen durchaus keinen höhern, sondern nur einen gleichförmigern Preiß bewürken: eine Würkung, die übrigens statt haben kann, wenn auch, anderer Ursachen wegen, der Preiß sehr wechselt, indem er ohne sie noch stärker wechseln würde.

hinreichend, für die würksame Nachfrage seyn. Alle verschiedene Bestandtheile seines Preißes werden auf ihren natürlichen Satz, und der ganze Preiß wird auf den Naturpreiß hinaufgehen.

b) Fällt dagegen zu irgend einer Zeit das zu Markt kommende Quantum gegen die würksame Nachfrage zu klein aus; so müssen von den Bestandtheilen seines Preißes einige über ihren natürlichen Satz steigen. Ist es Rente; so werden alle andere Bodeneigner ihrem Interesse gemäß mehr Land zur Gewinnung dieser Waare bestimmen: ist es Lohn oder Profit; so werden alle andre Arbeiter und deren Beschäftiger ihrem Interesse gemäß mehr Arbeit und Verlag, als bisher, auf Fertigung und Feilstellung der Waare wenden. Bald wird das zu Markt kommende Quantum groß genug zur Befriedigung der würksamen Nachfrage seyn. Alle Bestandtheile seines Preißes gehen nun auf ihren natürlichen Satz, und der ganze Preiß auf den Naturpreiß herab.

Der Naturpreiß ist demnach gleichsam der Centralpreiß, nach welchem die Preiße aller Waaren unabläßig hinstreben. Zwar können sie durch Umstände verschiedener Art manchmal ziemlich hoch über ihm empor ge-

halten, und manchmal sogar etwas unter ihn herabgedrückt werden; aber sobald das Hinderniß aufhört, gehen sie nach ihm, als ihrem eigentlichen Ruhestande, zurück.

Die Abweichungen des Marktpreißes vom Naturpreiße sind von zweierlei Art; indem jener gelegentlich und einstweilig um diesen schwankt, oder mehr oder weniger anhaltend über ihm, und auch wohl, obzwar selten, und nicht lange unter ihm schweben bleibt. Woher jede dieser beiden Abweichungsarten komme, und wie sie auf die Bestandtheile des Preißes würke, ist einer genaueren Betrachtung werth.

Von den gelegentlichen und einstweiligen Schwankungen des Marktpreißes giebt es so vielerlei Ursachen, als es Ereigniße giebt, die das Gleichgewicht zwischen dem zu Markt kommenden Waarenquantum und der darnach vorhandenen Nachfrage stören können. Unter diesen Ursachen ist eine von unabänderlicher Art, und zugleich von dem weitesten Einflusse. Nehmlich obschon das ganze Quantum Industrie, das jährlich angewandt wird, den Markt mit einer gewissen Waare zu versorgen, der würksamen Nachfrage sich anpaßt, und immer genau so viel, und mehr nicht, als diese verlangt, zu lie-

fern strebt; so gelingt dieß doch nicht in Absicht jeder Gattung von Waaren. Denn dasselbe Quantum Industrie bringt bei manchen Anwendungen von Jahr zu Jahr, sehr verschiedene Quantitäten Waaren hervor; statt daß es bei andern immer ganz oder fast ganz dieselbe Quantität hervorbringt.

Dieselbe Anzahl von Arbeitern bei der Landwirthschaft erzeugt in verschiedenen Jahren sehr verschiedene Quantitäten Getreide, Flachs, Hopfen, Seide, Wein, Oel, und dergleichen: auch ist es zum Theil so bei der Seefischerei und selbst bei manchem Bergbau. Dagegen schafft dieselbe Anzahl von Spinnern und Webern jedes Jahr ganz oder fast ganz dieselbe Quantität von Leinen- und Wollenwaaren; und eine ähnliche Bewandniß hat es mit fast allen Fabrikgewerben, so fern sie nicht, wie z. B. die Seesalzbereitung, sehr von der Witterung abhängig sind.

Nur der Mittelertrag also jener ersten Gattung von Industrie kann der würksamen Nachfrage einigermaßen angepaßt werden: und da ihr jedesmaliger würklicher Ertrag oft weit größer und oft weit kleiner ausfällt, als jener Mittelertrag; so wird das zu Markt kommende Quantum solcher Waaren

die Nachfrage manchmal um vieles übertreffen, manchmal um vieles gegen sie zurückstehen. Ihr Marktpreiß wird daher großen Schwankungen ausgesetzt seyn; wird manchmal ziemlich tief unter, und manchmal ziemlich hoch über ihren Naturpreiß gehen. Er wird schwanken nicht nur mit dem Wechsel der Nachfrage, sondern auch mit dem weit stärkern und häufigern Wechsel der für die jedesmalige Nachfrage zu Markt kommenden Quantität. Dagegen wird der Marktpreiß jener andern Gattung von Waaren eben darum, weil ihre Lieferung sich genauer nach der würksamen Nachfrage richten kann, fast nur wechseln, wenn die Nachfrage wechselt.

Das gelegentliche und einstweilige Schwanken des Marktpreißes einer Waare würkt am meisten auf diejenigen Bestandtheile ihres Preißes, die sich im Lohn und Profit auflösen. Den in Rente sich auflösenden Theil trift es weniger. Auf eine in Geld bestimmte vom Pächter an den Grundeigner zahlbare Rente würkt es nicht im geringsten, weder was ihren Werth, noch was ihren Satz, das heißt, ihr Verhältniß zum Bruttoertrage betrift. Besteht die Rente entweder in einem gewissen Quantum, oder in

einer gewissen Quote der rohen Produkte, (wie z. B. bei Schäfereien, oder beim Bergbau;) so wird freilich ihr jährlicher Werth durch alles gelegentliche und einstweilige Schwanken des Marktpreißes jener rohen Produkte verändert; aber nicht leicht ihr jährlicher Satz. Denn was diesen betrift; so bemühen sich der Grundeigner und Pächter bei Festsetzung der Pachtbedingungen denselben nicht nach dem gelegentlichen und einstweiligen, sondern nach dem im Durchschnitt geltenden und gewöhnlichen Preiße der Produkte zu bestimmen.

Ein solches Schwanken würkt auf den Werth sowohl, als auf den Satz, d. i. auf die Vielheit sowohl, als auf die Höhe entweder des Profits oder des Lohnes, je nachdem entweder an Waaren oder an Arbeit, entweder an dem, was schon gemacht, oder an dem, was noch zu machen ist, ein Ueberfluß oder Mangel sich auf dem Markte findet.

Nach dem gewaltigen Sturm am dritten November 1801, der so viel Dächer beschädigte, stieg in Königsberg der Preiß der Dachpfannen um 30, 40 Prozent, und erhöhete den Profit des mit dieser Waare versehenen Kaufmanns; weil der Markt damit für die plötzliche Nachfrage nicht genug be-

setzt war. Auch stieg aus gleichem Grunde der Lohn der Maurergesellen. Aber der Profit der Unternehmer von Ziegeleien, und der Lohn der darin beschäftigten Arbeiter stieg nicht; denn, was man verlangte, waren fertige Dachpfannen, nicht solche, die noch erst gemacht werden sollten.

Eben so kann eine Landestrauer, wenn sie unvermuthet kommt, (nicht wenn sie, wie es bei des großen Friedrichs letzter Krankheit der Fall war, lange genug vorhergesehen ist,) den Profit des mit Trauerwaaren versehenen Kaufmanns vermehren und erhöhen, indem er mehr und theurer absetzt. Auch erhöht sie den Lohn der Schneidergesellen. Aber den Lohn der Weber von solcher Waare erhöht sie nicht: denn fertige Waare, nicht noch erst zu verfertigende, ist es, was verlangt wird. Zugleich senkt sie, weil sie die Nachfrage nach farbigen Zeugen eine geraume Zeit hindurch hemmt, den Profit des mit einem starken Lager von solchen Zeugen versehenen Kaufmanns sowohl, als den Lohn der Arbeiter, die dergleichen verfertigen; indem der Markt mit Waare sowohl, als mit Arbeit, überfüllt ist.

Es kann der Marktpreiß mancher Waaren über ihrem Naturpreiße mehr oder weniger

niger lange und hoch schweben bleiben, je nachdem das Mißverhältniß zwischen der Lieferung dieser Waare und der darnach vorhandenen Nachfrage mehr oder weniger anhaltend und groß ist. Dieß Mißverhältniß beruhet manchmal auf physischen Ursachen, manchmal darauf, daß diejenigen, welche den Markt mit jenen Waaren reichlicher versorgen sollten, entweder durch Mangel an Kenntniß, oder durch polizeiliche Beschränkungen, daran gehindert werden.

Manches Naturprodukt verlangt einen so eigenen Boden, und eine so besondere Lage, daß alles zu dessen Erzeugung taugliche Land bisweilen nicht hinreicht, der würksamen Nachfrage Genüge zu thun. In solchem Fall läßt sich also das gesammte zu Markt kommende Quantum an Käufer absetzen, die mehr dafür geben wollen, als genug ist, die Rente des Bodens, der es erzeugt, sammt dem Lohn und dem Profit der Arbeit und des Verlages, durch deren Anwendung es gewonnen und zu Markt gebracht wird, den natürlichen Sätzen dieser drei Stücke gemäß, zu bezahlen.

Unter den Bestandtheilen des hohen Preißes solcher Waaren ist gemeiniglich die Landrente derjenige, welcher über seinen natür-

lichen Satz bezahlt wird. So hat z. B. die Rente von den Weinbergen, welche die edelste von allen Sorten der französischen, rheinischen, ungarischen und Kapweinen liefern, keine regelmäßige Proportion zu der Rente von andern gleich fruchtbaren und gleich gut angebaueten Grundstücken in der Nachbarschaft.

Dagegen pflegt der Lohn und der Profit der Arbeit und des Verlages, die auf Gewinnung und Bereitung solcher Waaren angewandt werden, verhältnißmäßig nicht höher zu seyn, als bei allen andern Anwendungen in der Nachbarschaft. In Ansehung der Kultur des besten Thees in China, und des besten Kaffees in Arabien wird es vermuthlich eben so bewandt seyn.

Ein Handelsgeheimniß kann dem, der es besitzt, den Genuß eines außerordentlichen Profits gewähren, indem es hindert, daß der hohe Preiß, der ihm zu gute kommt, nicht durch Konkurrenz herabgezogen wird. Weiß ein Kaufmann einen Platz, von wo er eine Waare wohlfeiler auf seinen Markt stellen kann, als sie sonst daselbst gilt; oder weiß er einen Platz, wo eine Waare seines Orts in hohem Preiße steht, und daher besonders vortheilhaft abzusetzen ist; so sucht er dergleichen Umstände geheim zu halten.

Denn würden sie bekannt; so würde der hohe Profit so viel neue Nebenbuhler zu ähnlichen Unternehmungen reizen, daß in beiden Fällen der Marktpreiß der Waare bald auf seinen Naturpreiß, vielleicht gar eine Zeitlang unter ihn, herabgehen, und sonach bald nicht mehr als den gewöhnlichen Profit, oder auch selbst nicht einmal diesen, gewähren würde. Geheimnisse dieser Art lassen sich indessen, wenn nicht etwa jene Plätze weit entlegen von dem Wohnsitze des Kaufmanns sind, selten lange, zumal bei dem jetzigen Zustande des Handels, bewahren; und länger, als sie, kann auch der außerordentliche Profit nicht wohl bestehen.

Fabrikgeheimnisse können länger bewahrt werden, und zwar chemische meist noch besser als mechanische. Ein Tabaksfabrikant, wie Bolongaro, der mit gleichen oder geringern Kosten eine beliebtere Gattung Tabak zu verfertigen wüßte, als irgend ein anderer Fabrikant, könnte bei gehöriger Vorsicht den Vortheil seiner Entdeckung lebenslang genießen, und selbst seiner Nachkommenschaft als ein Vermächtniß hinterlassen.

Eben dieß möchte wohl auch einen Erfinder irgend einer kleinen Maschine, vermittelst welcher mit geringeren Kosten eine

gleiche Quantität eben so guter oder noch besserer Waare sich verfertigen läßt, wie z. B. der Strumpfweberstuhl ist, gelingen können. Natürlich fällt das Bewahren solcher Geheimnisse in eben dem Maaße schwerer, als zur Benutzung derselben die Beihülfe mehrerer Hände nöthig ist.

Die holländischen Windschneidemühlen, das italienische Seidenfilatorium, und selbst die Brittischen Spinnmaschinen ließen sich, weil die Anlage sowohl, als der Gebrauch derselben viele Hände erfordert, nicht lange geheim halten; so wie aus gleichem Grunde die Verfertigung des Berlinerblaues und des sächsischen Porcellans auch nicht. Die außerordentlichen Gewinnste, die ein solcher Erfinder zieht, erhält er aus dem hohen Preiße, der ihm für seine originale Arbeit bezahlt wird. Sie bestehen eigentlich in dem hohen Lohn jener Arbeit: obgleich, weil sie sich an jedem Theile seines Verlages wiederholen, und ihr ganzer Belauf daher in einer regelmäßigen Proportion mit dem Verlage steht, sie gemeinhin für außerordentlichen Verlagsprofit angesehen werden.

Ein Monopol, sey es einer einzelnen Person, sey es einer Gesellschaft verliehen, würkt durch Hemmung der Konkurrenz gerade so,

wie ein Handels- oder Fabrikgeheimniß. Der Monopolist, indem er der würksamen Nachfrage nie völlig Genüge thut, verkauft seine Waare weit über ihren Naturpreiß, und erhöht seine Vortheile, sie mögen in Lohn oder Profit bestehen, weit über ihren natürlichen Satz.

In jedem Fall ist der Monopolpreiß der höchste, den es möglich ist zu erlangen. Der Naturpreiß oder der Preiß der freien Konkurrenz hingegen ist der niedrigste, wofür, zwar nicht in jedem einzelnen Fall, aber eine geraume Zeit hindurch, die Waare gelassen werden kann.

Ein höherer, als jener, läßt sich den Käufern nicht abpressen; einen niedrigern, als diesen, können die Verkäufer insgemein nicht annehmen, wenn ihr Gewerbe fortdauern soll.

Auf ähnliche Art, nur in geringerm Grade, würken die Zunftprivilegien, und alle Gesetze, wodurch in gewissen Gewerben die Konkurrenz der Verkäufer beschränkt wird. Sie sind eine Art von erweiterten Monopolien, und streben, in ganzen Klassen von Gewerben den Marktpreiß gewisser Waaren über dem Naturpreiße, und den Lohn der darin beschäftigten Arbeiter sowohl, als den Profit des darin angewandten Verla-

ges über dem natürlichen Satze empor zu halten.

Die bisher betrachteten drei Arten von Erhöhungen des Marktpreißes können so lange währen, als ihre Ursachen Bestand haben. Die erste Art kann daher Jahrhunderte lang, oder so fern man die physischen Umstände, worauf sie beruht, durch keine Kunst zu ersetzen vermag, ohne Ende fortdauern. Die zweite Art, die von gefälligem Wissen und Nichtwissen abhängt, kann doch manchmal auch Jahrelang anhalten. Die dritte Art kann so lange währen, als die Polizeiregulative, durch welche sie veranlaßt wird.

Aber obschon der Marktpreiß einer Waare sich lange über ihrem Naturpreiße halten kann; so kann er sich doch nicht lange unter ihm halten. Denn welcher von seinen Bestandtheilen es auch sey, der unter den natürlichen Satz sinkt, und mithin zu schlecht bezahlt wird; so werden diejenigen, welche der Verlust trift, unverzüglich entweder so viel Land, oder so viel Arbeit, oder soviel Verlag den davon bisher für jene Waare gemachten Anwendungen entziehen, bis das zu Markt kommende Quantum bald nicht mehr als hinreichend für die würksame Nachfrage

ist, und sonach der Marktpreiß der Waare sich zu ihrem Naturpreiße wieder erhebt. Wenigstens da, wo vollkommene Gewerbfreiheit statt fände, würde dieß unfehlbar der Fall seyn.

Zwar kann es geschehen, wenn ein zünftiges Gewerbe in Verfall geräth, daß der Lohn der Arbeiter wegen der Zunftgesetze, wodurch ihnen der Uebergang zu einem andern Gewerbe verwehrt ist, selbst unter seinen natürlichen Satz zu stehen kommt. Aber das kann nicht länger dauern, als der Ueberschuß von Arbeitern lebt, die solchem Gewerbe zur Zeit seines Flors sich gewidmet hatten. Sind diese fort; so stellt sich die Anzahl derer, die sich nachgehends zu diesem Gewerbe wenden, mit der würksamen Nachfrage von selbst ins Gleichgewicht. Nur eine so gewaltsame Polizei, wie die, welche in Indostan und in Altägypten jeden Sohn unabänderlich an den Beruf seines Vaters band, könnte den Arbeitslohn und den Verlagsprofit in manchen Gewerben mehrere Generationen hindurch unter dem natürlichen Satze nieder halten.

Drittes Kapitel.

Von den Veränderungen, denen der Naturpreiß unterworfen ist, und ihrem Einflusse auf die ursprüngliche Vertheilung des gesammten jährlichen Wirthschaftsertrages einer Nation.

Nicht bloß der Marktpreiß ist veränderlich, in Hinsicht auf den Naturpreiß, sondern auch dieser selbst verändert sich mit dem natürlichen Satze eines jeden von seinen Bestandtheilen, nehmlich des Lohns, des Profits, und der Rente. Und der natürliche Satz jedes dieser Stücke verändert sich bei jeder Nation nach ihren Vermögensumständen, nach ihrem Reichthum oder ihrer Armuth, ihrer fortschreitenden, sich gleichbleibenden, oder rückgängigen Wirthschaft. Diese Veränderungen alle nach ihren Ursachen und Folgen so deutlich und vollständig, als es sich thun läßt, zu erklären, ist der Zweck der folgenden fünf Abtheilungen.

Erstens soll erklärt werden, welches die Umstände sind, die den Satz des Lohns natürlicherweise bestimmen, und in welcher Art sie mit dem Reichthum oder der Armuth, mit der fortschreitenden, sich gleichbleibenden oder rückgängigen Wirthschaft der Nation zusammenhängen.

Zweitens sollen die nehmlichen Fragen, in Hinsicht auf den Satz des Profits erörtert werden.

Und da zwischen den Geldlöhnen aller verschiedenen Arten von Arbeit, und zwischen den Geldprofiten bei allen verschiedenen Arten von Verlagsbenutzung eine gewisse Proportion statt zu finden scheint, welche, wie weiterhin erhellen wird, theils auf der Natur jener verschiednen Arten von Arbeit und Verlagsbenutzung, theils auf den Polizeigesetzen des Landes, von welchem die Rede ist, beruhet, aber mit dessen Reichthum oder Armuth, fortschreitender, sich gleichbleibender, oder zurückgehender Wirthschaft wenig zusammenhängt, sondern unter allen solchen Veränderungen fast dieselbe bleibt; so sollen, drittens, alle die verschiedenen Umstände, durch welche diese Proportion bestimmt wird, aus einander gesetzt werden.

Viertens zeigen wir, welches die Umstände sind, die den Satz der Bodenrente bestimmen, und den Sachpreiß aller verschiedenen Erzeugnisse des Bodens erhöhen oder erniedrigen.

Diese Untersuchungen alle beschließen wir, fünftens, mit einer Darstellung des verschiednen Verhältnisses, in welchem das In-

teresse einer jeden der drei Classen, die von Lohn, von Profit und von Rente leben, zu dem allgemeinen Wohlstande der Nation steht.

Vor allen diesen Untersuchungen aber, scheint es nöthig, erst über den verschiedenen Gang der Nationalwirthschaft, welcher mit den die Sätze des Lohns, Profits und der Rente zunächst bestimmenden Umständen zusammenhängt, eine doppelte Frage zu erörtern.

I. Woran erkennt man den verschiedenen Wirthschaftsgang einer Nation, ob sie fortschreitet, oder sich gleich bleibt, oder zurückgeht?

Sie schreitet mehr oder weniger fort nach Maaßgabe, wie der Totalertrag ihrer produktiven Arbeiten von Jahr zu Jahr mehr oder weniger zunimmt; also nach Maaßgabe, wie sich ihre Bodenkultur erweitert und verbessert, so daß sie einen an Masse und an Werth größeren Ertrag, z. B. nicht nur mehr Getreide und Wolle, sondern auch unter jenem mehr Weitzen, unter dieser mehr von der feinern Gattung liefert; und wie auf gleiche Weise ihre Manufakturen und ihr Handel an Umfang und an Wichtigkeit gewinnen.

Aber nothwendig muß man dabei allemal auf das Ganze sehen, wenn man sich nicht Täuschungen aussetzen will. Der Totalertrag der Wirthschaft einer Nation kann zunehmen, ungeachtet ein und das andere Gewerbe zurückbleibt oder verfällt. So mag England, obschon es in diesem letzten Menschenalter seine vormals wichtige Kornausfuhr immer mehr eingebüßt hat, und manche seiner Wollenzeuchmanufakturen jetzt schmachten sieht, darum doch nicht weniger beständig fortgeschritten seyn; indem es durch einen stärkern Schwung seines städtischen Gewerbfleißes den etwanigen Rückgang des ländlichen, so wie, durch Vermehrung seiner andern Fabriken den Verfall jener einen mehr als ersetzt haben kann.

Eben so wenig darf man aus dem hie oder da sich zeigenden Flor eines oder des andern Gewerbes sofort auf einen verhältnißmäßigen Zuwachs des Gesammtertrages der Nationalwirthschaft schließen. Es kann der Bergbau sich erweitern auf Kosten der Landwirthschaft, so wie, selbst was diese betrift, manches Domanialvorwerk an Kultur gewinnen kann mit größerem Verlust auf Seiten des Bauerlandes. Fabriken in der Hauptstadt heben sich empor, vielleicht auf

Kosten des Gewerbfleißes der Provinzen: und mancher Handelszweig blüht vielleicht, durch ein Monopol begünstigt, auf Kosten wichtigerer Gewerbe.

Also nur so fern von allen verschiedenen Gewerben einer Nation zusammen genommen der Totalertrag im Durchschnitt von Jahr zu Jahr sich größer findet, ist ein verhältnißmäßiger Fortschritt ihrer Wirthschaft gewiß.

Die Zunahme der Anzahl aller in den verschiednen Gewerben beschäftigten Hände giebt ebenfalls ein sichres Anzeichen von einer würklichen Zunahme des gesammten Ertrages, und sonach von dem fortschreitenden Gange der Nationalwirthschaft. Denn obzwar, (wie anderwärts gezeigt werden wird,) ein und dasselbe Capital, auf verschiedenen Gattungen von Gewerben angelegt, bei alle dem, daß es einen gleichen Profit dem Eigner abwerfen mag, nicht einer gleichen Anzahl von Menschen im Lande Beschäftigung und Unterhalt giebt, und daher mit dem zunehmenden Wirthschaftsertrage die Volksmenge nicht nothwendig in gleichem Verhältniß zunimmt; so darf man doch umgekehrt von der zunehmenden Volksmenge mit Recht auf einen zunehmenden Wirthschaftsertrag

schließen; weil jene sich nicht vermehren kann, wenn dieser, und mit ihm das Landescapital, sich nicht vergrößert.

Der reichlichere Lohn der arbeitenden Classen, so fern er ein Uebergewicht der Nachfrage nach Arbeitern über deren Anerbietung beweiset, ist allerdings auch ein Anzeichen von dem Fortschritt des Landes; wofern nicht etwa solches Uebergewicht von einer durch irgend eine vorhergegangene Calamität verursachten Verminderung der Arbeiter entstanden war.

Die zunehmende jährliche Ausfuhr eines Landes ist kein genaues Maaß von dem zunehmenden Totalertrag der Wirthschaft desselben. Dieser kann in höherm Verhältnisse wachsen, als jene; wenn das Land groß genug ist, um für seine Natur- und Kunsterzeugnisse sich selbst einen beträchtlichen Markt zu geben, wie z. B. Deutschland, Frankreich und Nordamerika, nichts von China zu sagen, gewiß in dem Fall sind. Auch kann er im geringern Verhältnisse wachsen, als jene: z. B. in Großbritannien, denn soviel, als von dem Ueberschusse der Ausfuhr über die Einfuhr eines Landes zur Bezahlung von Staatsgläubigern, zur Salarirung von Gesandten, zur Versorgung

von Reisenden, und vornehmlich zur Bestreitung von Kriegskosten auswärts verwendet wird; so viel ist, in so fern das Land dafür keine Valuta zurück empfängt, bei dessen Wirthschaftsberechnung unter die reinen Ausgaben in Abgang zu stellen.

Hat man vollends von den Exporten eines Landes aus ältern Jahren nichts als die Geldsummen, worin sie ausgedrückt sind, vor sich, und will durch deren Vergleichung mit einander dessen Wirthschaftsgang während einer langen Periode beurtheilen: so muß man, außer dem vielleicht verschiedenen Gehalt der Münzen (wie z. B. des alten und neuen, des silbernen und kupfernen oder papiernen Rubels,) auch noch die verschiedenen Werthe, die das Silber in jenen abstehenden Jahren gehabt haben mag, in Rechnung bringen; weil eine dem Realwerth nach gleiche Masse von Exporten zu verschiedener Zeit ziemlich ungleiche Quantitäten Silbers oder Goldes gegolten haben kann, während es doch der Realwerth, und nicht der nominale Geldbetrag der Exporten verschiedner Jahre ist, wornach man, wenn sie mit einander verglichen werden sollen, ihre Größe schätzen muß.

Die Zunahme der umlaufenden Baar-

schaft ist ein Anzeichen von dem Fortschritt eines Landes, so fern sie eine Folge von der Zunahme des Gesammtertrages seiner Gewerbsamkeit ist. Aber das ist sie nicht nothwendig allemal: sie kann auch, zumal wenn von etwas entfernten Zeitpunkten die Rede ist, eine Folge von dem gesunknen Silberwerth seyn; und so weit sie dieß ist, beweiset sie für den Fortschritt des Landes nichts. Nur so fern sie größer wäre, als die Ausgleichung des gesunknen Silberwerths es erfordert, würde der Ueberschuß eine Zunahme des Ertrages und sonach einen Fortgang der Wirthschaft beweisen.

So ist es mit den Merkmalen der fortschreitenden Nationalwirthschaft bewandt; aus welcher die Merkmale der rückgängigen sowohl als der sich gleichbleibenden so leicht abzunehmen sind, daß sie keiner besonderen Erläuterung zu bedürfen scheinen.

II. Wovon hängt er ab der verschiedne Gang der Nationalwirthschaft?

Ihr Fortschritt hängt von Umständen ab, die sich in wesentliche und in zufällige unterscheiden lassen.

Wesentlich befördert den Fortgang einer Nation alles dasjenige, was dem natürli-

chen Streben der einzelnen Glieder, ihren Zustand zu verbessern, einen freiern Spielraum, eine zweckmäßigere Richtung, einen stärkeren Reiz, und eine größere Kraft giebt.

Werden dem Theile einer Nation, der in Unfreiheit unter Zwingherrn schmachtet, seine Fesseln abgenommen, (wie in Dännemark und Hollstein); wird dem Theile, der, selbst bei persönlicher Freiheit, in Frohnen seine Kräfte verschwendet, der bessere Gebrauch dieser Kräfte, gegen Erlegung des Werths der Frohnen, verstattet, (wie auf den Domänen in Ost- und Westpreußen); wird das Mißverhältniß des produktiven Theiles der Nation gegen den unproduktiven, es rühre von Religionsverfassung oder wovon sonst her, verringert (wie in Bayern); wird überhaupt die Erlaubniß seinen Verlag und Fleiß nach eigenem Wunsche anzuwenden, durch Minderung solcher den Erwerb von Bodeneigenthum, den Betrieb von Manufakturarbeiten, und das allgemeine Handelsverkehr verengenden Beschränkungen, die sich unbeschadet des Staatsinteresse und der Privatrechte mindern lassen, erweitert: so gewinnt mit dem freieren Spielraum, den die Betriebsamkeit der einzelnen Menschen

bekommt, die Wirthschaft der ganzen Nation unfehlbar eine neue Thätigkeit.

Nächstdem wird ihr Fortgang erleichtert durch Verbreitung solcher auf die verschiedenen Gewerbe sich beziehenden Kenntnisse und Geschicklichkeiten, mittelst welcher, Verlag und Arbeit eine vortheilhaftere Richtung und Anwendung erhalten, so, daß mit gleichen Kosten kraft besserer Einsicht und höherer Kunst ein an Masse und an Werth größeres Erzeugniß gewonnen wird.

Was zum lebhaften Betriebe jedes Gewerbes am stärksten reizt, ist dessen Einträglichkeit. Wenn also in einem Lande, Maaßregeln, welche diesen Reiz zu sehr schwächen, wie z. B. permanente Sperren des auswärtigen, und Erschwernisse des innern Produktenhandels, oder sey es an sich überhohe, sey es in Absicht der Erhebungsart drückende Abgaben, oder ihrem Wesen nach immer mit Chikanen verknüpfte Naturalleistungen, einem System von Staatswirthschaft weichen, welches die Einträglichkeit der Gewerbe weniger schmälert: so wird bei dem neuen Reize, der hierdurch entsteht, der Gewerbfleiß sich mit neuem Eifer regen.

Nur mit zunehmendem Verlage, können die Gewerbe sich erweitern. Und einer

Nation, wenn sie noch arm ist, fallen, wie einer einzelnen Person, die ersten Schritte zur Wohlhabenheit schwer. Aber nach Maaßgabe, wie ihr Verlag mehr und mehr anwächst, wird ihr der weitere Fortgang zu Reichthum immer leichter und leichter. Während des langen Zeitlaufs indessen, den sie braucht, um zu der ganzen Fülle von Reichthum, deren sie fähig seyn mag, zu gelangen, giebt es eine Mittelperiode, worin sie am schnellsten fortschreiten kann, weil dann zwischen der Größe ihres Verlages und der Menge von Gelegenheiten, ihn gewinnvoll anzulegen, das günstigste Verhältniß statt findet. Früher ist aus Mangel an Verlag, später ist aus Mangel an solchen Gelegenheiten, der Fortgang ihrer gesammten Wirthschaft minder rasch. Und so hängt der Fortschritt einer Nation von dem Anwachs ihres Verlages ab, der die wahre Lebenskraft von allen Gewerben ist.

Unter die zufälligen Ereignisse, die, wenn einmal der Nationalfleiß, unter Begünstigung der vorerwähnten Hauptumstände, mit mehr Freiheit, Verstand, Eifer und Kraft emporstrebt, seine Bemühungen leichter gelingen machen, setzen wir zuförderst:

reiche Ernten, die, so fern der wich-

tigste Theil von dem gesammten Wirthschaftsertrage jeder nicht ganz kleinen Nation in dem jährlichen Erzeugnisse ihres Bodens besteht, ausnehmenden Einfluß auf ihren Fortgang haben.

Nächstdem günstige Konjunkturen, wodurch ein Land Gelegenheit bekommt, entweder gewisse Gewerbe mit höherem Gewinn zu treiben, (wie die neutralen Küstenländer, in diesen drei letzten Seekriegen, Schiffbau und Rhederei); oder seine Exporten um einen höheren Werth abzusetzen, (wie die vormaligen westphälischen und fränkischen Provinzen unseres Staats, nach der Mitte des französischen Revolutionskrieges, durch den Aufenthalt der großen fremden Armeen in der Nachbarschaft, und wie Preußen bei den Fehlernten in England und der vom Kaiser Paul I. gegen England und Hamburg verfügten Sperre); oder in seinen Schooß betriebsame und mit Verlag versehene Fremde, sey es für einige Zeit, sey es für immer, aufzunehmen; (wie Emden in dem jetzigen Kriege holländische Kaufleute, wie Hamburg und Amsterdam, nach Antwerpens Plünderung, Kaufleute jener Stadt, wie Preußen salzburgische Landwirthe und hugonottische Manufakturisten zu ihrem Vortheil aufnahmen).

Auch neue Erwerbungen, sey es von Kolonien und Handelsgebieten in andern Welttheilen, sey es von Plätzen und Provinzen in der Nachbarschaft, können dazu beitragen, daß Gewerbsamkeit und Wohlstand in den neuen Besitzungen sowohl als in dem Stammlande fortschreiten; so fern alsdann die Hindernisse, durch welche sonst der Verkehr zwischen beiden erschwert oder gänzlich gehemmt war, wegfallen, und eine freie Gemeinschaft zum wechselseitigen Vortheile beider eintritt. Wo diese Bedingung aber fehlt, oder gar das Widerspiel statt findet, da bleibt auch der Erfolg aus.

Das sind die vornehmsten Umstände, wovon der Fortschritt der Nationalwirthschaft abhängt, aus welchen sich die Ursachen ihres Rückganges leicht abnehmen lassen: Ursachen, zu deren Erläuterung die herrlichen Länder des türkischen Reichs, und einige in Absicht auf Boden und Himmelsstrich eben so glückliche, als in Absicht ihrer Staatswirthschaft schlecht bestellte Länder von Südeuropa, wie Sicilien und Neapel, wie der Kirchenstaat, wie Spanien und Portugall, lehrreiche Belege liefern.

So viel über den verschiedenen Wirthschaftsgang einer Nation vorläufig: verschied-

nen der hier kurz berührten Punkte bleibt an ihrem Ort eine ausführlichere Darstellung vorbehalten. Jetzt nehmen wir die eben angegebenen Gegenstände nach der vorgezeichneten Ordnung vor.

Erste Abtheilung.

Von den Ursachen und Folgen des Steigens und Fallens des Arbeitslohns.

Nach einigen Erläuterungen über den Arbeitslohn, betreffend seine Natur, untersuchen wir:

Was es für Umstände sind, die den verschiednen Satz desselben natürlicherweise bestimmen, und in welcher Art sie von der Nationalwirthschaft abhängen; worauf wir

die Folgen entwickeln, welche der verschiedne Satz des Lohnes nach sich zieht.

Wer mit seinen und seiner Familie Händen, mittelst seines Verlages, sein Land baut, dem gehört das Erzeugniß seiner Ar-

heit ganz. Er hat es mit keinem Grundeigner, und keinem Lohnherrn zu theilen. Auf gleiche Weise genießt, wer aus eigenen Mitteln das Material und die Werkzeuge zu seiner Kunstarbeit anschafft, und so lange, bis er sein Werk zum Verkauf fertig hat, sich selbst unterhält, das Erzeugniß seiner Arbeit, oder den Werth, den sie dem Material zusetzt, ungetheilt. In diesen Fällen erscheint das ganze Produkt der Arbeit als bloße Vergeltung derselben oder als reiner Lohn.

Stellt man sich aber vor, daß eben dasselbe durch die nämliche Arbeit, jedoch auf fremdem Boden, und mittelst fremden Verlages hervorgebracht worden wäre; so müßte es dem Bodeneigner seine Rente, und dem Verleger seinen Profit gewähren, und nur was nach diesen Abzügen übrig bliebe, könnte Lohn jener Arbeit seyn. Unter dieser Voraussetzung also enthielte es, in jenem erstern Fall, noch Profit und Rente, so wie in dem zweiten, noch Profit, neben dem, was eigentlich Arbeitslohn zu nennen wäre.

Allemal denkt man sich diese Voraussezzung bei dem, was man Arbeitslohn nennt, so daß demnach unter Lohn immer nur dasjenige verstanden wird, was der Arbeiter für

seine Bemühung erhält, so fern er und der Eigner des ihn beschäftigenden Verlages zwei verschiedene Personen sind: ein Sprachgebrauch, der sich dadurch rechtfertigt, daß die erwähnte Voraussetzung würklich der bei weitem häufigere Fall ist. Denn in allen Ländern Europens ist die Anzahl der eigentlich so genannten Arbeiter, die von Lohnherren abhängen, über allen Vergleich größer, als die Anzahl der ohne Lohngehülfen für eigene Rechnung sich beschäftigenden Werkleute. Auch geht die Anzahl der abhängigen Arbeiter, zumal wenn das Gesinde dazu gerechnet wird, allenthalben weit über die Anzahl ihrer Lohnherren, obzwar freylich nach Verhältnissen, die in verschiednen Ländern verschieden sind. So z. B. hängen hundert tausend Arbeiter bei der Landwirthschaft gewiß von einer viel kleineren Anzahl Beschäftiger oder Lohnherren in Kurland oder Meklenburg ab, wo selbst die Bauerwirthe auf den großen Gütern nur eine Art von außerhäuslichem Gesinde vorstellen, als in Brabant oder Flandern. Und auf ähnliche Art findet man beim Bergbau, bei Rhederei, bei Manufakturen und andern Gewerben das Verhältniß zwischen der Anzahl von Arbeitern und ihren Lohnherren in verschied-

nen Ländern verschieden: nicht zu gedenken, daß solches in dem nehmlichen Lande bisweilen schnell und stark wechseln kann, wie z. B., wenn durch Einführung eines Staatsmonopols, wie des Tabaksregals, eine ganze Klasse von selbstständigen Meistern auf einmal in die Klasse abhängiger Arbeiter versetzt wird.

Der Lohn wird entweder nach dem Stücke d. i. nach der Quantität der verrichteten Arbeit, oder nach Zeit, d. i. nach der Dauer der Arbeit bestimmt.

In dem ersten Fall besteht er zuweilen in einer gewissen Quote dessen, was der Gegenstand der Arbeit ist; wie z. B. beim Dreschen des Getreides und beim Ausgraben der Kartoffeln in dem so oder so vielten Scheffel, oder beim Abbringen der Erndte in der so oder so vielten Garbe. Wenn in diesem Fall die Arbeit einen besondern Verlag erfordert, so enthält das, was der Arbeiter bekommt, außer dem Lohn noch einen Profit, den man vom Lohn, wenn man diesen rein auffassen will, unterscheiden muß. So z. B. wenn in Nordamerika das Anfahren von Holz, mit einem bestimmten Theil dieses Holzes, oder wenn der Mehl- oder Schneidemüller mit einem Theil von dem zu mah-

lenden Getreide oder dem zu schneidenden Holze bezahlt wird, enthält dieser Theil neben dem eigentlichen Lohn noch einen Profit von dem Verlage, der im Fuhrwesen und im Mühlwerke steckt.

Besteht der Lohn der Arbeit, sie werde nach dem Stück oder nach Zeit vergolten, ganz oder zum Theil in Gelde; so ist, wenn man ihn in Hinsicht auf verschiedene Länder und Zeiten richtig würdigen will, die Unterscheidung des Sachlohnes von dem Geldlohne nothwendig. Denn der Geldlohn, oder die Quantität Silber, die der Arbeiter empfängt, kann in verschiednen Zeiten und Gegenden gleich groß, und dennoch der Sachlohn oder die Quantität Lebensgenuß, die sich mit jenem Silber kaufen läßt, sehr ungleich seyn; weil der Realwerth nicht nur des Metalls, sondern auch anderer Waaren sich im Laufe der Zeit sehr ändern kann. Es kann sogar bei gestiegnem Geldlohne der Sachlohn gesunken seyn. Gewähren z. B. funfzehn Groschen jetzt weniger Lebensgenuß als vor einem halben Jahrhundert neun, so ist der Lohn, wenn er jetzt zwölf Groschen beträgt, doch um ein Fünftheil niedriger, als zu jener Zeit, da er auf neun stand.

Besteht der Lohn zum Theil in Gelde,

zum Theil in andern Dingen, wohin z. B. Kost und Kleidung, imgleichen auf dem Lande Beisaaten, Deputat, und ganz unentgeldlich, oder unter dem wahren Werthe, d. h. zum Theil unentgeldlich überlaßne Wohnung, Garten, Ackerland, Viehweide und Feurung gehören; so muß man, wenn man ihn mit dem Lohne in irgend einer andern Gegend oder Zeit richtig vergleichen will, sich durchaus ganz in die Stelle des Arbeiters setzen, und eben so genau, wie er selbst, einerseits das Total aller Arbeit, die er während eines Jahres zu leisten hat, und andererseits das Total aller Vergeltung, die ihm dafür zu Theil wird, überschlagen. Denn was das jährliche Total der Arbeit betrift; so kann nicht nur die Anzahl der jährlichen Arbeitstage verschieden seyn, sondern auch der Arbeitsstunden, wie z. B. in England keinesweges, so wie hier, des Sommers auf dem Lande Tagelöhner und Gesinde von Sonnenaufgang bis Untergang arbeiten. Und was zweitens das Total der Vergeltung anlangt, so muß man des Arbeiters ganze Art zu existiren, so weit sie bloß die Frucht seiner Arbeit ist, in Hinsicht auf Speise, Trank, Obdach, Kleidung und jedes andere Bedürfniß für ihn selbst so wohl, als für seine Familie im Ein-

zelnen und im Ganzen betrachten; wobei selbst die Aussicht auf Beistand, den er sich in Unglücksfällen und im hülflosen Alter zu versprechen hat, mit in Anschlag kommt. Bei solcher vollständigen und, man darf sagen, einzig richtigen Vergleichung findet man oft ein ganz anderes Resultat, als aus losen Zusammenstellungen einzelner Punkte gezogen, und von Lohnherren, wenn es zu ihren Absichten dient, behauptet zu werden pflegt.

Uebrigens läßt sich, was jedesmal wirklicher Preiß der Arbeit sey, ganz genau nicht angeben, weil oft an demselben Orte verschiedene Preiße für dieselbe Gattung von Arbeit bewilligt werden, nicht nur nach der verschiednen Geschicklichkeit des Arbeiters, sondern auch nach der Milde oder Härte des Lohnherrn. Immer ist also, wenn man vom Lohn spricht, der üblichste Satz desselben gemeint.

Wodurch bestimmt sich natürlicherweise der Arbeitslohn?

Oft genug haben Gesetze den Lohn zu bestimmen versucht. Wiefern ein solcher Versuch jemals seinen Zweck erreichen könne, läßt sich nur dann richtig beurtheilen, wenn man klar eingesehen hat, was nach der Natur der Dinge statt finden muß, wenn die

Bestimmung des Lohnes dem freien Vertrage zwischen den Arbeitern und ihren Beschäftigern überlassen, und sonach ungestört durch das jedesmalige Verhältniß zwischen der Nachfrage dieser letztern zur Anerbietung jener erstern regiert wird.

Es kommt nun darauf an zu zeigen:

wiefern bei jenem Vertrage die Lohnherren zwar allemal im Vortheile sind; aber ihre Willkühr doch auch durch die Natur der Dinge begränzt ist: und

wie das den Lohn bestimmende Verhältniß der Nachfrage nach Arbeitern zu deren Anerbietung auf dem Gange der Nationalwirthschaft beruht.

Bei dem Vertrage, der zwischen den Arbeitern und ihren Beschäftigern über den Lohn geschlossen wird, haben beide Partheien ein entgegengesetztes Interesse. Die Arbeiter wünschen so viel zu bekommen, die Lohnherren so wenig zu geben, als möglich. Jene sind geneigt sich zur Erhöhung, diese zur Erniedrigung des Lohnes unter einander zu verbinden.

Welche von den beiden Partheien, wenn es zum Streite kommt, für gewöhnlich obsiegen, und die andere zum Nachgeben nöthigen werde, läßt sich leicht voraussehen. Die

Lohnherren erstens wissen sich leichter mit einander zu vereinigen, weil ihre Anzahl kleiner ist, und sie der Regel nach gebildeter und erfahrner sind, als die Arbeiter. Zweitens, dürfen sie das auch thun, indem ihnen Gesetze dergleichen Verbindungen entweder erlauben (wie bei der Zunftverfassung) oder wenigstens nicht verbieten; statt daß Verbindungen der Arbeiter überall gesetzlich untersagt sind. Drittens können in solchem Streite die Lohnherren länger aushalten, indem sie kraft ihres überlegenen Vermögens eher ohne Arbeiter, als diese ohne sie zu leben im Stande sind. Mag immerhin am Ende genommen der Lohnherr eben so sehr des Arbeiters bedürfen, als der Arbeiter des Lohnherrn; so ist jenes Bedürfniß doch bei weitem nicht so dringend.

Zwar hört man von Verbindungen der Lohnherren selten, und dagegen oft von Verbindungen der Arbeiter, zumal in Ländern, die bei freierer Verfassung eine nachsichtigere Polizei haben, wie z. B. in England. Allein dieß beweiset weiter nichts, als daß jene erstern Verbindungen die Regel, und diese letztern die Ausnahmen sind.

Ueberall und immer stehen die Lohnherren in einer Art von stillem, aber anhal-

tendem Einverständnisse, den Lohn nicht über den dermaligen Satz zu erhöhen; so daß, wer dawider handelt, einer Art von Tadel unter seinen Nachbarn und seines gleichen ausgesetzt ist. Von diesem Einverständnisse spricht man nicht, weil es der gewöhnliche und gleichsam natürliche Zustand der Dinge ist. Selbst wenn manchmal die Lohnherren sich zu einer Erniedrigung des Lohnes förmlich unter einander verbinden, geht alles dabei still und geheim zu; und geben die Arbeiter ohne Widerstand nach: so mögen sie ihr Schicksal noch so schmerzlich empfinden; es verlautet davon im Publiko nichts.

Dagegen, wenn einmal die Arbeiter sich zusammen thun, sey es nun solche Bündnisse ihrer Herren abzuwehren, und den bisherigen Lohn zu behaupten; sey es ihn wegen Theurung von Lebensmitteln oder wegen des größern Profits, der aus ihrer Arbeit erwächst, zu erhöhen: so geht es selten ohne Lerm ab. Indem jeder seine Straflosigkeit in einer Menge von Mitschuldigen zu finden hofft, und alle wegen ihrer Unvermögenheit eine schleunige Entscheidung der Sache wünschen müssen, suchen sie in Haufen versammelt mit Ungestüm ihre Herren zur Nachgiebigkeit einzuschrecken, die dann auf der

andern Seite nicht weniger laut sind, und zur Vollziehung des gegen Zusammenrottungen der Arbeiter bestehenden Gesetzes den Beistand der Obrigkeit aufrufen.

Sehr selten erwächst sonach für die Arbeiter irgend ein Vortheil aus ihren unordentlichen Verbindungen, die vielmehr, theils wegen der Dazwischenkunft der Obrigkeit, theils wegen des beharrlicheren Widerstandes der Lohnherren, theils wegen der Noth, welche den größern Theil der Arbeiter um seines Unterhalts willen zur Unterwerfung zwingt, sich insgemein mit nichts als Bestrafung der Anführer endigen.

Bei allem diesem Vortheil aber, den die Meister und Herren in Bestimmung des Lohnes haben, ist ihre Willkühr gleichwohl durch die Natur der Dinge sehr beschränkt. Soll ihre Nachfrage nach Arbeitern fortwährend befriedigt werden; so müssen sie einen Lohn bewilligen, der nicht nur zum eigenen Unterhalt der Arbeiter hinreicht, sondern der es zugleich möglich macht, daß der gesammte Stamm der Arbeiter, die alle sterblich sind, und deren Auferziehung Kosten macht, entweder vollzählig erhalten oder vermehrt werde, nach Maaßgabe, wie die Nachfrage entweder sich gleich bleibt oder zunimmt.

Gesetzt, es halte die Nachfrage nach der niedrigsten Gattung von Arbeitern immer gleichförmig an; so müssen die Arbeiter, damit ihr Stamm in eben dem Maaße, wie er durch Sterblichkeit leidet, durch Zuwachs wieder ergänzt werde, mit ihrer Arbeit außer ihrem eigenen Unterhalt noch wenigstens so viel verdienen, daß sie jeder im Durchschnitt zwei Kinder groß zu ziehen, und folglich, weil über die Hälfte der Kinder vor dem reifen Alter stirbt, so viel mehreren Wartung und Pflege zu geben im Stande sind. Ob der dazu erforderliche Ueberschuß über den Selbstbedarf der Eltern wenigstens dem einfachen Mannslohn an Werth gleichen, oder welches andere Verhältniß zu diesem er haben müsse, steht dahin: aber verdient muß von den Eltern ein solcher Ueberschuß werden; wo nicht, so muß der Stamm der Arbeiter nach und nach einschwinden, und es wird also ein Theil der Nachfrage nicht fortwährend befriedigt werden können.

Freilich hält Armuth nicht immer vom Heirathen ab; und der Kinderzeugung ist sie sogar günstiger, als das Wohlleben, das, indem es Genußbegierde entflammt, die Fortpflanzungskraft zu schwächen scheint. Aber Zeugung ist noch nicht Vermehrung, und

das

das Großziehen der Kinder leidet äußerst durch Armuth. Die verhältnißmäßig kleine Zahl, die von den vielen Soldatenkindern eines Regiments das dienstfähige Alter zu erreichen pflegt, giebt davon genugsamen Beweis ab. Während die vornehmern Klassen von ihren wenigern Kindern einen verhältnißmäßig größern Theil auferziehen, verlieren die untern Volksklassen von ihren vielen Kindern, durch Mangel an Wartung während des zartesten Alters und bei zustoßenden Krankheiten, so wie durch Mangel an gedeihlicher Kost und an gesunder und warmer Wohnung und Kleidung, einen verhältnißmäßig weit größern Theil. In den Findelhäusern und unter den Kindern, welche die Polizei unterhält, ist die Sterblichkeit noch größer.

Wächst die Nachfrage nach Arbeitern der gemeinsten Gattung; so muß, wenn sie befriedigt werden soll, der Lohn jenen tiefsten Satz übersteigen, welchen der Arbeiterstamm, um soviel Kinder, als zum bloßen Ersatze des Abgangs hinreichen, groß zu ziehen, nothwendig haben muß: und zwar wird eben in dem Verhältnisse, wie die Nachfrage stärker zunimmt, auch der Lohn höher über jenen Satz steigen müssen, wofern ihr Gnüge ge-

schehen soll. Denn stiege er weniger; so würde er das Heirathen und Kinderaufziehen unter den Arbeitern weniger befördern, und es würde folglich von ihnen für die zunehmende Nachfrage eine nicht genugsam zunehmende Arbeiterzahl geliefert werden. Nimmt die Nachfrage nach der niedrigsten Gattung von Arbeitern fortgehend ab; so kann freilich der Lohn selbst unter den zum Beharrungsstande derselben erforderlichen Satz herabgehen; aber auch nur auf so lange, als die Ueberzahl von Menschen, die nicht beschäftigt werden können, vorhanden ist. Verschwindet diese; so tritt nothwendig jener Lohnsatz wieder ein.

Was von der niedrigsten Arbeiterklasse gesagt ist, gilt auch von den höheren. Für jede derselben giebt es einen tiefsten Lohnsatz, der zu ihrem Beharrungsstande nothwendig ist, und der sich durch die Mühe und Kosten bestimmt, die der Arbeiter hat anwenden müssen, um die zu seiner besondern Art von Arbeit erforderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeit zu erwerben. Sinkt der Lohn in einer dieser Klassen unter diesen Satz; so nimmt die Anzahl der Arbeiter in ihr ab; indem theils manche von ihnen in andere Klassen übergehen, theils aus der heranwach-

senden Jugend wenigere, wie sonst, in diese Klasse treten. Von beidem erfolgt das Gegentheil, wenn der Lohn in irgend einer solcher Klassen den zu ihrem Beharrungsstande nothwendigen Satz übersteigt.

Auf solche Weise sind die Lohnherren in ihrer Willkühr bei Bestimmung des Lohnes durch die Natur der Dinge beschränkt. Und was sie nöthigt dieser Natur der Dinge zu gehorchen, ist ihre eigne Konkurrenz. In eben dem Maaße nehmlich, wie die Nachfrage nach Arbeitern das Uebergewicht über die Anerbietung derselben gewinnt, und der Mangel an Händen fühlbarer wird, nimmt die Konkurrenz unter den Lohnherren zu, die nun einander überbieten müssen, um Arbeiter zu bekommen.

Die Nachfrage nach Lohnleuten aller Art hängt natürlicherweise von den zur Lohnzahlung bestimmten Fonds ab, mit welchen sie wächst und abnimmt. Diese Fonds sind von zwiefacher Art: erstens, der Ueberschuß an Einkommen über dasjenige, was zum Selbstunterhalt, und zweitens, der Ueberschuß an Verlag über dasjenige, was zur Selbstbeschäftigung der Lohnherren nöthig ist. Hat z. B. ein Landeigner, ein Rentenierer oder ein Salarirter an Einkommen mehr, als er

zum Unterhalt seiner Familie für hinlänglich hält, so wendet er den Ueberschuß ganz oder zum Theil auf Haltung eines oder etlicher Bedienten an. Es wachse dieser Ueberschuß, und der Mann wird natürlich eine zahlreichere Hausbedienung halten. Besitzt ein unabhängiger Gewerbmann, z. B. ein Handwerker oder Fabrikant mehr Verlag, als hinreicht, die Materialien seiner eignen Arbeit anzukaufen, und, bis er seine fertige Waare veräußern kann, sich selbst zu unterhalten; so beschäftigt er natürlich mit dem Ueberschusse einen oder etliche Lehrburschen und Gesellen, um aus ihrer Arbeit einen Profit zu ziehen. Es wachse dieser Ueberschuß, und der Mann wird natürlich die Zahl seiner Arbeiter vermehren.

Mit dem Anwachse des Einkommens und Verlages einer Nation also nimmt die Nachfrage nach Leuten, die von Lohn leben, nothwendig zu. Der Anwgchs von Einkommen und Verlag ist der Anwachs von Nationalvermögen, mit welchem also die Nachfrage nach Lohnleuten aller Art natürlich zunimmt.

Aber kann sie nicht auch, ohne vorangehenden Anwachs des Nationalvermögens zunehmen?

Nur in zwei Fällen scheint dieß möglich zu seyn.

Der erste ist, wenn ein mehr oder weniger großer Theil des Nationalverlages, der sonst in solchen Gewerben angelegt war, die nur einer kleinen Anzahl von Arbeitern zu thun gaben, auf andere Gewerbe gewandt wird, die mehrere Hände in Beschäftigung setzen. Durch ein Kapital, das im Wechselhandel, in einem weitschichtigen Zwischenhandel, in einem Handel mit andern Welttheilen angelegt ist, werden in einem gleichen Zeitraum gewiß nicht so viele Hände beschäftigt, als wenn dasselbe auf Manufakturen, zumal der gröberen Art, oder vollends auf Produktionsgewerbe, vornehmlich auf Landwirthschaft angelegt würde. Mittelst solcher in der Anwendung des Verlages vorgehenden Veränderungen also könnte, selbst ohne einen vorangegangenen Anwachs des Nationalvermögens, die Nachfrage nach Arbeitern zunehmen. Vielleicht daß dieß anjetzt bei der fast gänzlichen Vernichtung des französischen Seehandels würklich in Frankreich geschehen ist.

Der zweite Fall wäre, wenn die Regierung ruhende Fonds, z. B. einen Theil ihres gesammelten Schatzes, zum Bau von Heer-

straßen, Kanälen, Häfen, Festungen oder andern Unternehmungen, die eine Menge von Händen in Arbeit setzen, anwendete, oder zum Betriebe von Gewerben an Privatpersonen vorschußweise hingäbe. Auf solche Art angelegt, würde ein Fonds, der bisher geruht hätte, in jedem Betracht als ein neu erworbener würken.

Aber diese Fälle abgerechnet, kann die Nachfrage nach Arbeit im Ganzen nur mit dem Nationalvermögen wachsen und abnehmen. In welcher Art die solchergestalt abhängige Nachfrage nach Arbeit den Lohn bestimme, ist nun näher anzugeben.

Nicht die jedesmalige Größe des Nationalvermögens an sich, sondern die anhaltende Zunahme desselben ist es, was den Lohn steigen macht; denn von dieser Zunahme hängt das Uebergewicht der Nachfrage nach Arbeitern über die Anerbietung derselben ab. Auch findet man den Lohn am höchsten nicht in den Ländern, die am reichsten sind, sondern in denen, die am stärksten gedeihen, oder am schnellsten reich werden. England ist ein viel reicheres Land als Nordamerika. Gleichwohl ist der Arbeitslohn viel höher in Nordamerika, als in irgend einer Gegend von England, höher sogar nach Gelde ge-

rechnet: noch mehr aber nach dem Realwerth oder Lebensgenuß, den er dem Arbeiter verschaft, indem die Lebensmittel weit wohlfeiler in Nordamerika sind, wo man selbst in den schlechtesten Jahren keine Zufuhr von Getreide braucht, und von wo gewöhnlich Mehl nach England geht. Aber dafür ist auch die Zunahme von Nationalvermögen, oder von den zur Unterhaltung der Arbeiter bestimmten Fonds in Nordamerika viel schneller, als in England: eine Behauptung, die sich auf das entscheidendste dadurch beweiset, daß die nordamerikanische Volksmenge sich fast von einem Menschenalter zum andern verdoppelt; während die brittische Volksmenge vielleicht in einem Jahrhundert nicht um ein Drittheil wachsen mag. Auch rührt der Anwachs der nordamerikanischen Volksmenge bei weitem nicht von den beständigen Einwanderungen her; sondern hauptsächlich von der inneren Selbstvermehrung. Man heirathet dort sehr frühe, weil die Kinder durch ihre Arbeit den Eltern viel einbringen, und der Werth der Kinder die größte aller Aufmunterungen zum Heirathen ist. Demungeachtet wird dort noch immer über Mangel an Händen geklagt. Die Nachfrage nach Arbeitern, scheint es, wächst allda mit den zu ihrer

Unterhaltung bestimmten Fonds noch schneller, als die Menge der Arbeiter.

Bleibt die Wirthschaft einer Nation viele Menschenalter hindurch im Beharrungsstande; so mag der Reichthum dieser Nation noch so groß seyn, und dennoch wird man bei ihr den Arbeitslohn nach solcher Zeit nicht hoch finden. Denn wie groß die zur Lohnzahlung bestimmten Fonds, nehmlich Einkommen und Verlag, auch immer seyn mögen: sind sie während langer Zeit unvermehrt geblieben; so hat die Anzahl der Arbeiter durch eigenen Anwachs sich bis zum Gleichgewicht mit der Nachfrage, und wohl noch drüber vermehren können. Der Lohn also, wäre er auch je zuvor mehr als hinreichend zum Unterhalt des Arbeiters und seiner Familie gewesen, würde durch die Konkurrenz der Arbeiter und durch das Interesse der Lohnherren auf jenen tiefsten Satz, den der Beharrungsstand des Arbeiterstammes erfordert, nach und nach herunter gezogen werden. So scheint der ungemein niedrige Lohn in China, verglichen mit dem Reichthum, das ist, mit der Bodenkultur, Gewerbsamkeit und Volksmenge dieses Landes, sich daraus zu erklären, daß die gesammte Nationalwirthschaft dort seit Jahrhunderten ohne

merklichen Fortschritt sich immer gleich geblieben ist.

Nehmen in einem Lande die, zum Unterhalt der Arbeiter bestimmten Fonds merklich ab; so kann der Lohn auf einige Zeit selbst unter das zum Beharrungsstande des Arbeiterstammes erforderliche Minimum sinken. Jedes Jahr würde dann die Nachfrage nach Lohnleuten aller Art geringer seyn, als das Jahr zuvor. Viele, die sonst in einer höheren Berufsart ihr Auskommen gehabt hätten, würden aus Mangel an Verdienst und Beschäftigung sich zu niedrigern Arbeiten anbieten. Die unterste Klasse, überfüllt nicht nur mit ihren eigenen Arbeitern, sondern auch noch mit den Hülflosen, die aus höhern Klassen zu ihr übergingen, würde durch ihre Konkurrenz den Lohn bis auf den knappesten und kläglichsten Unterhalt des bloßen Arbeiters herabziehen. Noth, Elend und Sterblichkeit würden in dieser Klasse, zumal unter den Unerwachsenen und unbeschäftigt Gebliebenen, herrschen, und von da sich weiter verbreiten, bis die Anzahl der Einwohner im Lande sich so weit vermindert hätte, daß sie von dem Einkommen und Verlage füglich unterhalten werden könnte, die noch im Lande zurückgeblieben, und der,

sey es Tyrannei, sey es Kalamität, die das Uebrige vernichtet hätte, entwischt wären. So scheint es nach der brittischen Besitznehmung, in Bengalen zugegangen zu seyn; einem so fruchtbaren Lande, das schon zuvor sehr entvölkert worden war, wo folglich der Unterhalt nicht schwierig hätte seyn sollen, und wo gleichwohl drei- bis vierhundert tausend Menschen in Einem Jahre verhungerten: ein klarer Beweis, wie schnell die zur Unterhaltung der arbeitenden Armen bestimmten Fonds eingeschwunden seyn mußten.

Betrachtet man also das Verhältniß zwischen der Nachfrage nach Arbeitern, und der Anerbietung der Arbeiter bloß von der einen Seite, der Nachfrage; so ist der reichliche Lohn, so wie die nothwendige Würkung, so auch das natürliche Merkmal von der Zunahme des Nationalvermögens, und man kann sonach von dem reichlichen Lohn auf den Fortschritt der Nationalwirthschaft schließen. Eben so wird von dem knappen Unterhalt der arbeitenden Volksklasse ein Schluß auf den Beharrungsstand, und von ihrem Darben und Elend ein Schluß auf den Rückgang der Nationalwirthschaft gelten.

Wie aber, wenn man auf die andere Seite jenes Verhältnisses sieht, kann nicht die Anzahl der Arbeiter und mithin ihre

Anerbietung, auch unabhängig von der Nachfrage nach ihnen, vermindert oder vermehrt werden, und sonach im erstern Fall ein Steigen, im andern ein Sinken des Lohnes eintreten?

Vermindert werden kann freilich die Arbeiterzahl durch manche Ereignisse. Dahin gehören theils pestartige Krankheiten, die gemeiniglich eine größere Sterblichkeit unter den arbeitenden Armen als unter den Lohnherren verursachen; theils Krieg, der nicht nur durch den Ausmarsch von Truppen, deren viele sonst in allerlei Gewerben als Lohnleute standen, und durch Bemannung von Staatsflotten, deren Mannschaft sonst der Rhederei diente, sondern auch durch die beständige Wiederergänzung des starken Menschenverlustes, den er mit sich führt, arbeitende Hände wegnimmt; theils Auswanderung nach andern Ländern oder nach Kolonien und Besitzthümern in andern Welttheilen. In sofern jedes dieser Ereignisse eben sowohl mit einer wachsenden, als mit einer abnehmenden Nachfrage nach Arbeit im Lande zusammentreffen kann, wird es im ersten Fall das Steigen des Lohnes zu beschleunigen, so wie im letzten Fall das Sinken desselben zu hemmen streben.

Die Menge der Arbeiter wird hingegen, unabhängig von der zunehmenden Nachfrage nach ihnen, durch besondere Ereignisse nicht wohl vermehrt werden können; man müßte denn die Rückkehr von Land- und Seetruppen nach geschloßnem Frieden, oder eine für die Industrie vortheilhaftere Einrichtung der Kriegsmacht, oder das Aufheben von Klöstern und Feiertagen dahin rechnen: obzwar, so weit durch dergleichen Umstände die Anerbietung der Arbeiter wachsen mag, sie allerdings, nachdem sie mit einer zunehmenden oder abnehmenden Nachfrage zusammentrift, im ersten Fall das Steigen des Lohnes hemmen, im andern das Sinken desselben beschleunigen wird.

Aber alle solche Ereignisse, wodurch, unabhängig von der Nachfrage nach Arbeit, die Anerbietung derselben verschiedentlich verändert werden mag, sind theils nur vorübergehend; theils von so kundbarer Art, daß es nicht schwer halten wird, den Einfluß, den sie auf Bestimmung des Preißes haben, von demjenigen zu unterscheiden, welchen die mit dem Gange der Nationalwirthschaft zusammenhängende Nachfrage nach Arbeit darauf hat. Und in diesem Betracht bleibt der verschiedene Stand des Lohnes immer

ein brauchbares Kennzeichen von dem verschiednen Gange der Nationalwirthschaft.

Aber wie kann man wissen, ob in einem Lande der Lohn über oder unter oder auf dem niedrigsten Satze steht, welchen der Beharrungsstand des Stammes der gemeinen Arbeiter fordert?

Berechnungen darüber, was die kleinste Summe sey, wovon ein Ehepaar leben und wenigstens zwei Kinder groß ziehen könne, sind mühsam und ungewiß. Dagegen führen oft Vergleichungen der Arbeitspreiße von verschiednen Zeiten und Plätzen des Landes auf mehr als ein Merkmal, woraus sich bisweilen leicht und sicher erkennen läßt, daß der Lohn jenen niedrigsten Satz übertrift.

Nehmlich wenn ein Unterschied zwischen Sommer- und Winterlohn selbst bei der gemeinsten Art von Arbeit statt findet, und ersterer, wie gewöhnlich, wegen der längeren Tage sowohl, als wegen der Feldarbeit, und in nordischen Seestädten wegen der Schiffahrt höher steht, und der Arbeiter im Stande ist, seine Familie, den Winter über, trotz der größeren Kosten an Licht und Feurung mit dem Winterlohn zu unterhalten; so wird er im Sommer mehr als das nothdürftigste Auskommen haben. Indessen ist

es bei allem Unterschiede zwischen Sommer- und Winterlohn doch möglich, daß, sofern er mit seinem Winterverdienst seine Winterausgaben nicht bestreiten kann, sondern sie mit einem Theile seines Sommerverdienstes decken soll, sein ganzer jährlicher Erwerb den zum jährlichen Unterhalt seiner Familie erforderlichen Nothbedarf um nichts übersteigt, ja kaum dazu hinreicht; zumal da bei der in den längeren Tagen oft zugleich schärferen Arbeit selbst der mäßigste Mann kräftigere d. i. theurere Nahrung haben muß, wenn er nicht unterliegen soll. So scheint, ungeachtet des höhern Sommerlohns in manchen nordischen Handelsstädten, der ganze jährliche Erwerb der untersten Klasse von Arbeitern doch kaum hinzureichen, daß sie sich, die Nachfrage nach ihnen als fortdauernd gleich groß angenommen, im Beharrungsstande, durch eigene Vermehrung, erhalten könnte.

Wenn der Arbeitslohn an einem Ort nicht mit dem Preiße der Lebensmittel schwankt, und der arme Arbeiter in theuren Jahren seine Familie ernähren kann: so muß er in mäßig guten Jahren bequem, und in Zeiten außerordentlicher Wohlfeilheit behaglich leben können; vorausgesetzt, daß die zwei beson-

ders in großen Städten für ihn hauptwichtigen Artickel der Wohnungsmiethe und Feuerung ganz oder fast in demselben Preiße bleiben.

Wenn der Arbeitslohn viel stärker von Ort zu Ort wechselt, als der Preiß der Lebensbedürfnisse mit Einschluß von Feurung und Wohnung; und der arbeitende Arme auch da, wo der Lohn am niedrigsten ist, mit seiner Familie bestehen kann; so muß er da, wo der Lohn am höchsten ist, sein reichliches Auskommen haben.

Wenn der Lohn mit dem nach Zeit und Ort wechselnden Preiße der Lebensmittel und Bedürfnisse nicht nur nicht übereinstimmend wechselt, sondern ihm sogar öfters entgegen schwankt, und der Arbeiter bei dem geringeren Lohn an dem theureren Ort und zu der theureren Zeit auskommt: so wird er bei dem höhern Lohn an dem wohlfeileren Ort und zu der wohlfeileren Zeit gewiß gut leben können. So ist Getreide hier in Altpreußen theurer, als in den benachbarten polnischen Provinzen, von wo es häufig hieher zu Markt kommt. Dagegen ist der Preiß freier Arbeit höher dort als hier. Kann also hier der arbeitende Arme seine Familie nothdürftig erhalten; so muß er es

dort noch bequemer können. Eben so war in Großbritannien das Getreide theurer während des siebzehnten Jahrhunderts, als während des achtzehnten, wenn man etwa das letzte Jahrzehend abrechnet; und doch war in diesem letzten Jahrhundert der Lohn höher als in jenem erstern. War es also in jenem den arbeitenden Armen möglich, mit ihren Familien durchzukommen; so mußte es ihnen in diesem noch leichter seyn.

Bei solchen Vergleichungen des Lohnes verschiedner Zeiten in Hinsicht auf seinen Realwerth oder auf das Quantum von Lebensgenuß, das der Arbeiter mit dem empfangenen Gelde sich anschaffen kann, muß man indessen nicht auf das Getreide allein sehen. Denn es kann geschehen und geschieht im Fortgange der Kultur würklich, daß der Arbeiter theils manche Eßwaaren, wie Kartoffeln, Möhren, Kohl, weil man sie nicht bloß wie vormals mit dem Spaten, sondern mit dem Pfluge bauet, wohlfeiler erhält; theils daß er, kraft der in der Fabrikation der gröberen Arten von Metall- und Webewaaren vorgegangenen Verbesserungen, seine Kleidungsstücke, seine Werkzeuge und mancherlei nützliches und angenehmes Hausgeräthe wohlfeiler und besser zu Kauf bekommt,

bekommt, als in vorigen Zeiten; und daß, wenn gleich manche andere Bedürfnisse theils an sich, theils durch Auflagen theurer werden, diese Vertheurung dennoch durch das Sinken des Preißes jener andern Dinge mehr als aufgewogen wird.

Wiefern ist hoher Lohn, und der damit zusammenhängende Wohlstand der untern Volksklassen als ein Vortheil oder als ein Ungemach für die gesammte Nationalwirthschaft anzusehen?

Hoch nennen wir den Lohn, welcher den zum Beharrungsstande der Arbeiterklasse erforderlichen Satz mehr oder weniger übersteigt. Und unbefangene Untersuchung zeigt, daß solcher Lohn die Menge der Arbeiter zu vermehren, ihre Würksamkeit zu verstärken, und den Ertrag der Nationalwirthschaft zu vergrößern strebt.

Hoher Lohn verursacht eine zunehmende Bevölkerung, indem jede der Arbeiterklassen, nach Maaßgabe ihres reichlichern Auskommens, sich stärker durch innern Anwachs vermehrt, und zugleich durch Zulauf von außen her, wenn dieser nicht besonderer Hindernisse wegen unmöglich ist, zunimmt. Was war es anders, als reichlicher Lohn, wodurch in Holland zur Zeit seines Flors eine alles ge-

wöhnliche Verhältniß zur Bodenfläche dieses Landes übertreffende Menge von Seeleuten und andern Arbeitern erwuchs; und wodurch ganze Schaaren von Menschen aus Westphalen und selbst bis aus Tyrol angelockt wurden, wenn sie sich auch dort nicht niederlassen konnten, doch wenigstens zur Sommerarbeit hinzugehen? Solcher besondern Mittel und Anstalten, als von manchem andern Staate zur Erlangung auswärtiger Ansiedler versucht worden sind, hat Holland nicht bedurft.

Wie stark auch der Menschenverbrauch in einem Lande seyn mag, hält der reichliche Lohn nur an, so werden sich zu jeder Anwendung immer Menschen finden. Selbst in sehr ungesunden Bergwerken, wie z. B. denen in Idria, hat es bei gutem Lohn an Arbeitern nicht gefehlt. Und nichts von Holland zu sagen, das bei der Menge Menschen, die es nach Batavia ins Grab schickte und durch seine Schiffahrt aufrieb, gleichwohl immer Menschen wieder fand. Auch ist Großbritannien, trotz dem Menschenverlust, den es bei seinen ewigen Seekriegen, bei seinen Eroberungen in Hindostan, und bei seinem Kolonialsystem erlitten haben muß, an Volksmenge gewachsen. Zum kla-

ren Beweise, daß der Menschenmangel in Spanien und Portugall nicht von den Besitzungen dieser Staaten in andern Welttheilen herrührt; sondern von Ursachen, ähnlich denen, welche an dem Menschenmangel in Ungarn, Polen und andern Ländern schuld sind, die niemals auswärtige Besitzungen gehabt haben.

Eine Menge Menschen, die weder bei Andern Beschäftigung findet, noch sich selbst zu beschäftigen Mittel hat, sondern von Gaben lebet, oder im Elende schmachtet, ist freilich ein Staatsübel, und beweiset, daß Bevölkerung nicht unbedingt ein Segen ist. Aber eine fortgehende Zunahme wohlbeschäftigter und von ihrem Verdienst nicht nur lebender, sondern selbst wohllebender Menschen ist das Erfreulichste, was ein Staatswirth sehen kann. Würklich ist es nicht so wohl, nachdem eine Nation ihre ganze Fülle von Reichthum erlangt hat, als während ihres Fortschrittes in immer weiterem Erwerbe von Reichthum, daß die arbeitende Klasse oder der große Volkskörper sich in dem erwünschtesten Zustande befindet. Bei stehen-bleibender Wirthschaft der Nation wird er hart, und bei zurückgehender, elend.

Hoher Lohn verstärkt die Würksamkeit

der Arbeit, indem er nicht nur durch den reichlichen Unterhalt, den er dem Arbeiter gewährt, die körperlichen Kräfte desselben vermehrt, sondern ihn auch durch die tröstliche Aussicht, die er ihm eröffnet, seine Umstände verbessern und seine Tage vielleicht in ruhiger Wohlhabenheit beschließen zu können, zur äußersten Anstrengung seiner Kräfte reizt. Fleiß, gleich jeder andern menschlichen Eigenschaft, nimmt zu nach Maaßgabe, wie er mehr oder weniger ermuntert wird, und die Ermunterung des Fleißes besteht in seiner Belohnung.

Zwar wird nicht nur von Lohnherren gewöhnlich, sondern selbst von Schriftstellern behauptet, hoher Lohn mache die Arbeiter träge.

Aber kein Mensch, wenn er eine Arbeit schnell und gut gemacht haben will, vermindert zu diesem Zwecke den Lohn, sondern erlegt zu. Und selbst einer von den Schriftstellern, die jenen beliebten Satz behaupten, fand, als er an die Spitze einer großen Finanzparthie zu stehen kam, Gehaltszulagen für seine Untergebnen nöthig, um sie in ihrer Amtsverwaltung wachsamer und thätiger zu machen.

Allemal findet man, wo der Lohn hoch

ist, die Arbeiter weit mehr rüstig und förderſam, als da, wo er niedrig steht; weit mehr so, z. B. in großen Handelsstädten und deren Nachbarschaft, als in entlegnen Winkeln des Landes. Auch ist es bekannt genug, daß, wenn Werkleute für ihre Arbeit reichlich nach dem Stücke bezahlt werden, sie sich insgemein bis zum Ruin ihrer Gesundheit zu überarbeiten pflegen. Ein Zimmermann in London, nimmt man an, behält seine volle Kraft nicht über 8 Jahre, und etwas Aehnliches findet in vielen andern Gewerben statt, wann der Arbeiter nach dem Stücke bezahlt wird, welches nicht nur bei Manufakturen, sondern auch selbst bei der Landwirthschaft meist immer geschieht, sobald der Lohn übergewöhnlich hoch geht. Fast jede Klasse von Handwerkern ist einer eigenen Krankheit ausgesetzt, die von übermäßigem Fleiße bei ihrer besondern Art von Arbeit herrührt. Und ob man gleich in England die Soldaten eben nicht zu der arbeitsamsten Menschenklasse rechnet; so pflegen doch, wenn sie zu einer Arbeit gebraucht werden, die reichlich nach dem Stücke bezahlt wird, ihre Offiziere mit dem Unternehmer abzumachen, daß er die Leute nicht über eine gewisse, nach Proportion der Arbeit bestimmte Sum-

me täglich verdienen lassen soll, weil es vormals oft geschah, daß sie, durch Wetteifer und Gewinnbegierde gereizt, sich zum Schaden ihrer Gesundheit überarbeiteten.

Die häufige und laute Klage der Lohnherren, daß Arbeiter, wenn sie in vier Tagen so viel verdienen, als sie für die Woche brauchen, die andern drei Tage müssig sind, trift gewiß nicht den größeren Theil, wenn sie schon einige treffen mag. Und selbst bei manchen von diesen ist es noch die Frage, ob nicht übermäßige Anstrengung in den vier Tagen der Woche die wahre Ursache von der Unthätigkeit in den übrigen drei Tagen ist. Nach starker, mehrere Tage lang fortgesetzter Arbeit des Geistes oder Körpers regt sich in den meisten Menschen ein Verlangen nach Erholung, das, wenn es nicht mit Gewalt oder durch irgend eine Nothwendigkeit zurückgehalten wird, fast unwiderstehlich ist. Es ist der Ruf der Natur, die gestärkt und erquickt seyn will, wozu manchmal bloß Ruhe hinreicht, manchmal Zerstreuung und Vergnügen nöthig seyn mag. Gehorcht man ihr nicht, so sind die Folgen davon oft gefährlich, und bisweilen verderblich, indem sich dann früher oder später die dem Gewerbe eigenthümliche Krankheit einstellt.

Wider alle diese Thatsachen pflegt man zur Behauptung jenes Einwandes sich auf eine vermeinte Thatsache von entgegengesetzter Art zu berufen. In wohlfeilen Jahren seyen die Arbeiter insgemein fauler, und in theuern fleißiger, als gewöhnlich, sagt man, zum Beweise, daß ein reichliches Auskommen ihren Fleiß erschlaffe und ein knappes ihn belebe.

Daß bei etwas mehr als gewöhnlichem Verdienst mancher Arbeiter unthätig werden mag, ist wohl unleugbar; daß es aber mit dem größern Theile der Arbeiter eben so bewandt seyn, oder daß überhaupt ein Mensch besser arbeiten sollte, wenn er schlecht genährt und muthlos und öfters krank, als wenn er wohl genährt und munter und gesund ist, läßt sich nicht glauben.

Hier ist vielmehr der Aufschluß über jene vermeinte Thatsache.

In wohlfeilen Jahren steigt öfters der Preiß der Arbeit, und zwar aus einem doppelten Grunde; theils, weil dann öfters Gesellen und Dienstleute von ihren Herren abgehen, und sich auf eigene Hand setzen, theils, weil die Wohlfeilheit der Lebensmittel, indem sie den zur Unterhaltung von Arbei-

tern bestimmten Fonds vergrößert, die Lohnherren und insonderheit die Landwirthe veranlaßt, ein zahlreicheres Dienstvolk zu halten. Die Landwirthe nehmlich hoffen in solchem Fall, durch Beschäftigung mehreren Gesindes einen größeren Vortheil von ihrem Getreide zu ziehen, als wenn sie es um niedrige Preiße auf dem Markt verkaufen. Indem also die Nachfrage nach Arbeitern zunimmt, während die Anzahl der sich anbietenden Arbeiter abnimmt, steigt der Preiß der Arbeit.

Dagegen sinkt er öfters in theuren Jahren, theils weil dann, wegen der Schwierigkeit des Selbstunterhalts, mehrere Menschen sich um Dienste bewerben, z. B. Gesellen als Bediente, ledige und verwittwete Frauenzimmer, die sonst auf eigene Hand gelebt haben, als Hausgenossen unterzukommen; und selbst arme Meister Gesellenarbeit zu erhalten, suchen; theils weil die Theurung der Lebensmittel, indem sie den zum Unterhalt der Lohnleute bestimmten Fonds vermindert, die Lohnherren eher zur Verminderung als Vermehrung der Kostgänger und Arbeiter geneigt macht. Bei der solchergestalt zu gleicher Zeit zunehmenden Anerbietung von Arbeitern, und abnehmender

Nachfrage nach denselben sinkt der Preiß der Arbeit.

Lohnherren aller Art finden sonach öfters in theuren Jahren das Dienstvolk demüthiger, abhängiger und williger sich jede Bedingung gefallen zu lassen als in wohlfeilen. Und sonach kommt es, daß sie natürlich die theuern Jahre als dem Fleiße günstiger rühmen. Noch mehr Ursache sie zu rühmen, haben insonderheit die Landeigner und Pächter, d. i. die zwei stärksten Klassen von Lohnherren, da die Rente der erstern und der Profit der letztern von dem Preiße der Lebensmittel abhängt.

Daß aber das Total der Industrie und ihres Ertrages geringer in wohlfeilen Jahren, als in theuern seyn sollte, läßt sich nicht denken. Es ist ungereimt, sich einzubilden, daß Menschen überhaupt weniger arbeiten werden, wenn sie für sich selbst, als wenn sie für Andere arbeiten. Ein armer für eigene Rechnung arbeitender Werkmann ist gemeiniglich betriebsamer so gar als ein Geselle oder Arbeiter, der nach dem Stück bezahlt wird. Denn, statt daß dieser das Erzeugniß seiner Arbeit mit seinem Lohnherrn theilt, genießt jener es ganz, und ist zugleich, in seinem abgesonderten Stande den

Versuchungen von schlechter Gesellschaft, die in großen Werkstätten oft die Sitten verdirbt, weniger ausgesetzt. Noch weit mehr aber übertrift der unabhängige Werkmann an Fleiß jeden Gesellen und Arbeiter, der auf Zeit gedungen denselben Unterhalt und Lohn bekommt, er mag viel oder wenig thun. Nun streben aber wohlfeile Jahre die Proportion von unabhängigen Werkleuten gegen Gesellen und Diener aller Art zu vermehren, und theure Jahre streben solche zu vermindern. Unfehlbar also fällt der Gesammtertrag der Nationalbetriebsamkeit in wohlfeilen Jahren größer aus, als in theuren. Wozu noch kommt, daß theure Jahre gewöhnlich Jahre der Krankheit und Sterblichkeit unter den gemeinen Leuten sind, welches nicht fehlen kann, den Ertrag ihrer Arbeit zu vermindern.

Will man den Einfluß theurer und wohlfeiler Jahre auf den Ertrag des Manufakturfleißes beurtheilen, so muß man, wenn man sich nicht täuschen will:

jede andere Ursache, die sonst auf diesen Ertrag gewürkt haben mag, sorgfältig absondern: welches selbst bei solchen Manufakturen, die vornehmlich für den inländischen Bedarf bestimmt sind, nicht leicht, bei

denen aber, die größtentheils auf auswärtigem Absatze beruhen, sehr schwer ist. Denn natürlich hängt der Ertrag dieser letztern ab, nicht sowohl von den theuren oder wohlfeilen Jahren in dem Lande, wo sie ihren Sitz haben, als von den die Nachfrage bestimmenden Umständen in den Ländern, wo die Waaren verbraucht werden, von Krieg oder Frieden, von dem Flor oder Verfall anderer nebenbuhlenden Manufakturen, und von der guten oder übeln Laune der Hauptkunden.

Nächstdem muß man bedenken, daß in den öffentlichen Manufakturberichten ein guter Theil von dem außerordentlichen Arbeitsertrage gar nicht vorkommt, den in wohlfeilen Jahren die von ihren Herrn und Meistern abgegangenen, und sey es auf eigne Hand, sey es in ihrem älterlichen Hause, wohin sie zurückgekehrt sind, beschäftigten Personen beiderlei Geschlechts für sich und für andere verfertigen.

Obzwar der Geldpreiß der Arbeit nicht allemal übereinstimmend mit dem Geldpreiße der Lebensmittel fällt und steigt, sondern beide einander oft entgegen schwanken; so folgt daraus doch nicht, daß letzterer keinen Einfluß auf ersteren habe: sondern nur daß

der immerwährende Einfluß oft durch andere Ursachen aufgewogen werden kann.

Der Geldpreiß der Arbeit wird durch zwei Umstände regulirt: erstens durch das Verhältniß der Nachfrage nach Arbeitern zur Anerbietung derselben; welches den Sachlohn oder die Quantität von Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten, kurz von Lebensgenuß bestimmt, die dem Arbeiter zu Theil werden soll; und zweitens durch den Geldpreiß der Lebensmittel, welcher bestimmt, wie viel an Gelde der Arbeiter bekommen müsse, um sich jenen Lebensgenuß verschaffen zu können.

Wenn also gleich bei niedrigen Preißen der Lebensmittel manchmal der Geldlohn hoch ist, so würde er doch, bei demselben Verhältnisse zwischen Nachfrage nach Arbeit und Anerbietung derselben, noch höher seyn, wenn die Preiße der Lebensmittel hoch wären.

Eben darum, weil die Nachfrage nach Arbeit in Jahren eines außerordentlichen Ueberflusses wächst, und in Jahren eines außerordentlichen Mangels abnimmt, steigt manchmal der Geldlohn in jenen und sinkt in diesen. Denn in Jahren eines ungewöhnlichen Ueberflusses reichen die in den Händen

vieler Gewerbunternehmer vorhandenen Fonds hin, eine größere Anzahl von Lohnleuten zu beschäftigen, als das Jahr zuvor, und diese Ueberzahl ist nicht immer zu haben. Jene Unternehmer also, die gerne mehr Arbeiter hätten, überbieten einander; wodurch der Sachlohn sowohl als auch manchmal der Geldlohn steigt. Das Gegentheil hievon ereignet sich in Jahren eines plötzlichen und außerordentlichen Mangels. Je größer dieser ist, desto tiefer kann er den Sachlohn sowohl als auch selbst den Geldlohn herabziehen, wie z. B. in den Nothjahren 1740 und 1795 geschah, wo viele Leute sich erboten, um die bloße Kost zu dienen.

Der Mangel eines theuren Jahres strebt, indem er die Nachfrage nach Arbeit vermindert, den Lohn zu erniedrigen, während die Theurung der Lebensmittel, indem sie das Auskommen des Arbeiters erschwert, den Lohn zu erhöhen strebt. Der Ueberfluß eines wohlfeilen Jahres hingegen strebt, indem er die Nachfrage nach Arbeitern vermehrt, den Lohn zu erhöhen, während die Wohlfeilheit der Lebensmittel, indem sie das Auskommen des Arbeiters erleichtert, den Lohn zu erniedrigen strebt. Bei den gewöhnlichen Schwankungen des Preißes der Lebensmittel

scheinen jene zwei entgegengesetzten Ursachen einander die Waage zu halten. Und das mag wohl zum Theil der Grund davon seyn, daß überall der Arbeitslohn so sehr viel standvester und beharrlicher ist, als der Preiß der Lebensmittel.

Steigender Lohn scheint zwar, so fern er den in Arbeit sich auflösenden Theil des Preißes der Waaren erhöht, jede Waare vertheuern, folglich ihren Absatz daheim sowohl als auswärts vermindern, und sonach den Anwachs des Nationalvermögens erschweren oder hemmen zu müssen.

Aber eben die Ursache, welche den Lohn steigen macht, nehmlich der Anwachs des Verlages, strebt die Würksamkeit der Arbeit zu verstärken, oder zu machen, daß eine kleinere Quantität Arbeit eine größere Quantität Waaren liefert. Was unter der zunehmenden Anzahl von solchen Arbeitern vorgeht, die von einem Verleger beschäftigt werden, der allemal sich bemüht, die verschiedenen Verrichtungen unter ihnen aufs schicklichste zu vertheilen, und sie mit der besten Maschinerie, die sich erdenken läßt, zu versorgen, damit das möglich größte Waarenquantum hervorgebracht werde; eben dasselbe muß unter den Arbeitern einer großen

Staatsgesellschaft vorgehen. Je mehr die Menge der Arbeiter zunimmt, — und sie nimmt mit dem Nationalverlage zu — desto mehr theilen und untertheilen sie sich in verschiedne Geschäfte, und desto mehr wird auf Erfindung der schicklichsten Maschinen und Handgriffe zum Betriebe jedes Geschäftes gesonnen, und desto sicherer gelingt deren Erfindung. Zufolge dieser Verbesserungen kommt es dann mit vielen Arten von Waaren dahin, daß sie zu ihrer Hervorbringung weit weniger Arbeit, als ehedem, erfordern, und daß sie sonach, indem durch die Abnahme der Quantität der Arbeit die Zunahme des Lohnes derselben völlig oder mehr als völlig ersetzt wird, an ihrem Sachpreiße theils gar nicht steigen, theils sogar sinken.

Ueberdem strebt, wie bald gezeigt werden wird, eben die Ursache, die den Lohn erhöht, nehmlich der Anwachs von Verlag, den Profitsatz zu senken, und sonach das Stück des Preißes der Waaren, das sich in Profit auflöset, und folglich den ganzen Preiß derselben zu erniedrigen.

Aber gesetzt auch, es leide würklich der auswärtige Absatz mancher Waaren durch ihre von hohem Lohn herrührende Vertheurung; so nimmt sich dafür, kraft des mit dem hohen

Lohn zunehmenden Wohlstandes der arbeitenden Volksklassen, desto mehr der innere Markt auf, den die Nation sich selber giebt, und der bei jeder beträchtlichen Nation wichtiger ist, als der auswärtige.

Er ist wichtiger aus einem doppelten Grunde; erstens, weil er den auswärtigen an Umfang gemeinhin übertrift. Selbst in England hat man bei Gelegenheit der Einkommensteuer den innern Handel viel größer, als den auswärtigen befunden, ob dieser gleich alle Welttheile befaßt, und an Größe seines Gleichen nicht hat. Auch braucht man z. B. nur zu überschlagen, wie viel Webestühle mehr in Gang kommen würden, wenn die Arbeiterklasse des benachbarten Polens in den Stand käme, statt ihrer Lumpen sich, wenigstens dem größern Theile nach, in ordentliche von Tuchmachern und Zeugwebern verfertigte Waare zu kleiden. Zweitens ist der innere Verkehr wichtiger, weil bei ihm beides, sowohl die Waare, die gekauft, als der Werth, der dafür gegeben wird, der Nation gehört, statt daß sie beim auswärtigen Absatz allemal nur eine einfache Valuta, nur die Waare allein, oder nur den dafür empfangenen Werth allein besitzt. Kämen z. B. unter uns Preußen tausend Webe-

stühle

fühle mehr, als jetzt vorhanden sind, in Gang, und ginge deren Erzeugniß ganz ins Ausland, so besäßen wir nur eins von beiden, entweder dieß Erzeugniß selbst, oder den dafür aus der Fremde, sey es in Metall, sey es in andern Waaren gelösteten Werth; würde dasselbe dagegen von unsern Landsleuten verbraucht; so wäre beides, sowohl die Waare selbst, als dasjenige, womit sie von den Verbrauchern gekauft worden, dieser Voraussetzung nach, preußisches Eigenthum, und es fände also in diesem Fall eine doppelte Valuta im Lande statt.

Ueberdieß geht der innere Verkehr, der auf dem Wohlstande des großen Volkskörpers beruhet, dem auswärtigen an Sicherheit und Dauer vor. Dieser letztere hängt ab von Umständen im Auslande, und ist verlierbar durch hundert Zufälle, die wir nicht ändern können; jener erstere hängt ab von Einrichtungen, die der Staatswirth größtentheils in seiner Gewalt hat, und erhält sich von selbst, so lange die Einrichtungen Bestand haben, aus denen er ursprünglich erwuchs.

Mit Recht preiset daher Hume den Wohlstand des gemeinen Volkes in England als die Hauptursache des überlegenen Reich-

thums so wohl, als der hohen Macht dieses Staats, und auf ähnliche Art urtheilt Büsch über Holland.

Wir beschließen alle diese Untersuchungen mit einigen Resultaten von praktischer Art.

Der ganz frei durch das Verhältniß der Nachfrage von Seiten der Beschäftiger zur Anerbietung von Seiten der Arbeiter sich bestimmende Lohn kann wohl nie zu hoch, das heißt, höher seyn, als es der ungehinderte Fortgang der Nationalwirthschaft im Ganzen erfordert. In allen gewöhnlichen Fällen wirkt dem Steigen des Lohnes immer ein doppelter Umstand entgegen. Die Beschäftiger, weit gefehlt mehr für die Arbeit zu geben, als sie ihnen werth ist, haben es eher in ihrer Gewalt, weniger dafür zu geben, so fern sie, kraft ihres überlegenern Vermögens, minder abhängig von ihren Arbeitern als diese von ihnen sind. Und die Arbeiter vermehren sich durch Zulauf von äußen sowohl als durch inneren Nachwachs desto stärker, je höher der Lohn geht; so daß ihre Anerbietung mit dem steigenden Lohn zuzunehmen und ihn wieder herabzuziehen strebt.

Aber selbst, wenn einmal der ungewöhnliche Fall einträte, wo jene beiden Umstände wegfielen; so ist nicht abzusehen, warum

man nicht den Arbeitern den Vortheil einer solchen Konjunktur eben so gut lassen sollte, als man ihren Lohnherren jeden noch so außerordentlichen Vortheil, den ihnen irgend eine Konjunktur zuwirft, ungeschmälert zu lassen pflegt. Heiliger, als das Eigenthum des Arbeiters an seinen körperlichen Kraften, zumal wenn er außer diesen fast kein anderes hat, kann doch das Eigenthum der Lohnherren nicht seyn.

Und was das Interesse der Nationalwirthschaft betrift, auf welches sich die Lohnherren gemeiniglich berufen, wenn sie bei der Obrigkeit um Zwangsmittel gegen den Arbeiter anhalten, der irgend eine Konjunktur zur Verbesserung seines Lohnes benutzen will, so liegt allen ihren Argumenten gemeiniglich die Voraussetzung zum Grunde, als ob das, was sie dem Arbeiter vermeintlich über die Gebühr geben sollen, auch für die Nation verloren sey, und als ob Jedermann, der um einen gewissen Lohn für sie nicht arbeiten will, sondern auf eigene Hand sich zu beschäftigen vorzieht, darum, weil er ihren Dienst ausschlägt, allemal minder emsig seyn oder einen geringeren Werth erarbeiten werde. Der Staatswirth, der den Eigennutz, auch wenn solcher noch so schön die Sprache

des Gemeingeistes redet, klar durchzuschauen weiß, und gegen alle Klassen der Nation mit gleichem Wohlwollen erfüllt, eben so wohl die Vielen, weil sie viele sind, als die Großen, weil sie groß sind, achtet, läßt sich durch solche Vorstellungen nicht täuschen.

Lohntaxen d. i. obrigkeitliche Bestimmungen des Arbeitspreißes haben allemal den Vortheil der Herrschaften oder Beschäftiger, nie den Vortheil der Arbeiter oder des Gesindes, zur Absicht. Es wird dadurch nicht verboten, unter dem Taxpreiße, aber wohl darüber Arbeit zu bezahlen.

So bald der Taxpreiß mit dem wahren, durch das Verhältniß der Nachfrage zur Anerbietung im freien Zustande sich von selbst bestimmenden Preiße zusammentrift; ist die Taxe als nicht vorhanden anzusehen.

Aber weit öfter wird der Taxpreiß, wenn er, wie gewöhnlich, auf die Dauer und in Gelde festgesetzt worden ist, im Laufe der Zeit abweichen von jenem wahren Preiße, der mit den Veränderungen, die sowohl in dem erwähnten Verhältnisse der Nachfrage zur Anerbietung, als in dem Werthe des Geldes mit der Zeit vorgehen, und die kein obrigkeitliches Gesetz hindern kann, natürlicher Weise wechselt. In diesem häufigern

Falle nun wird entweder die Taxe umgangen, welches auf mehr als eine Art mit gutem Willen oder trotz allem Widerstande der Lohnherren geschehen kann, und dann ist sie würkungslos; oder sie wird mit Strenge gehandhabt, und dann schlägt sie am Ende zum Nachtheil derer aus, für deren Vortheil sie berechnet war. Denn so wie es ein würksames Mittel ist, die Erzeugung des Korns zu beschränken, wenn man das Korn an einen Taxpreiß bindet; was würklich die santa camera in Rom vormals that, und der Großherr in Constantinopel noch thut, und wovon die Folge vor Augen liegt; so ist es ein würksames Mittel, die Vermehrung der Arbeiter zu hintertreiben, wenn man die Arbeit einem Taxpreiße unterwirft, und auf die Beobachtung desselben strenge hält. Trift es sich dann, daß der Taxpreiß, seinem Realwerthe nach, das zum Beharrungsstande der Arbeiterklasse erforderliche Minimum kaum erreicht, so kann, trotz aller Nachfrage der Lohnherren, die Anzahl der Arbeiter nicht zunehmen.

Steigt der mittlere Getreidepreiß fortgehend von Jahr zu Jahr, während der Arbeitspreiß, durch eine Lohntaxe bestimmt,

unveränderlich feststeht; so ist es kein Wunder, wenn unter den Landwirthen fortgehend Klagen über Menschenmangel gehört werden. Denn in eben dem Maaße, wie der Getreidepreiß steigt, nimmt der Realwerth des festgesetzten Geldlohnes ab. Und je weiter dieß Mißverhältniß zwischen dem steigenden Getreidepreiße und dem sinkenden Arbeitslohn geht, desto größer wird die Nachfrage nach einer so wohlfeilen Waare, wie Arbeit, um mittelst derselben eine so theure Waare, wie Getreide, zu gewinnen; und desto geringer wird die Anerbietung, für einen immer tiefer sinkenden Lohn zu dienen.

Ist das Landvolk nicht unfrei oder an den Boden von Zwingherren gefesselt; so versuchen besonders die jungen Leute jedes Mittel, um ihre Arbeit, trotz der Lohntaxe, zu dem Werth auszubringen, den sie würklich hat. Sie drängen sich dann nach den Städten, wo Lohntaxe, wenn sie auch gesetzlich statt fände, doch nie befolgt wird. Oder, wer es irgend vermag, erwirbt ein, wenn auch noch so kleines, Stückchen Land, bei dessen Anbau, trotz des Mißverhältnisses zwischen den Kosten und dem Ertrage solcher übertleinen Wirthschaften, seine Arbeit sich doch besser vergilt, als bei dem

Lohn im Dienste eines Andern. Oder sie treiben, was sich irgend von Beschäftigung erfinden läßt, bei der sie mehr erarbeiten können, als beim Dienen.

Wird dem jungen freigebornen Landvolk jeder dieser Auswege, seine Arbeit zu ihrem wahren Werth auszubringen, durch Einführung eines so genannten Dienstzwanges verwehrt, und zugleich die Lohntaxe beibehalten, so ist dieß ganz eigentlich der Fall, dessen am Schlusse der vorhergehenden Nummer gedacht worden ist. Die Waare, genannt Menschenarbeit, wenn sie nicht häufig genug auf einen gewissen Markt kommt, weil sie dort nicht ihren gehörigen Preiß findet, dadurch häufiger dort machen wollen, daß man ihr jeden anderweitigen Absatz benimmt, mag für den Augenblick helfen: auf die Dauer wird unfehlbar dadurch ihre Produktion selbst gehemmt, und folglich ihre Zufuhr nach jenem Markt sowohl, als überall vermindert. Hebt man die Lohntaxe auf, läßt aber den Dienstzwang bestehen; so wird dieser, nachdem er den Preiß der Arbeit mehr oder weniger unter dem wahren Werthe, den die freie Konkurrenz bestimmen würde, niederhält,

statt dem Menschenmangel abzuhelfen, ihn mehr oder weniger vergrößern und verlängern.

Bei den Maaßregeln von Dienstzwang und Lohntaxe will man, scheint es, eine Würkung, deren Ursache man gleichwohl nicht will.

Zweite Abtheilung.

Von den Ursachen und Folgen des Steigens und Fallens des Verlagsprofits.

Hier untersuchen wir nach einigen vorläufigen Bemerkungen über die Natur des Profits,

woran sich erkennen lasse, wie niedrig oder hoch er jedesmal steht?

was es sei, wodurch sein verschiedner Stand natürlicherweise bestimmt wird?

und betrachten dann die Folgen, die solcher in Hinsicht auf die Nationalwirthschaft nach sich zieht.

Profit ist von dem durch Anwendung eines Verlages hervorgebrachten Einkommen der Theil, der dem Anwender des Verlages zukommt. Hatte der Anwender den Verlag geborgt; so nennen wir gleichwohl das, was ihm zukäme, wenn er solchen nicht geborgt, sondern eigen besessen hätte, seinen Verlagsprofit, ohne darauf zu achten, daß er vielleicht selbst nur den Theil davon so nennt, welcher ihm nach Abzug der für den geborgten Verlag entrichteten Zinsen übrig bleibt.

Die Vorstellung von Profit gewinnt an Klarheit, wenn man, wie schon oben erwähnt worden ist, seinen Betrag, das heißt, die mittelst des Verlages erworbene Summe unterscheidet von seinem Satz, der durch eine Quote des Verlages, oder was einerlei ist, durch Prozente ausgedrückt wird; und wenn man nach seinem verschiednen Betrage den Profit klein oder groß, und nach seinem verschiednen Satze niedrig oder hoch nennt. So z. B. zieht der Landwirth, der mit vier hundert Thalern eine Melioration bewürkt, die ihm jährlich sechszig Thaler abwirft, davon einen fünfmal kleineren, obschon zweimal höheren, Profit, als wenn er mit vier tausend Thalern eine Melioration zu Stande bringt, die sein jährliches Einkommen um drei hundert Thaler vermehrt. Zwar nutzt er seinen Verlag im ersten Fall zu funfzehn Prozent jährlich, und im andern nur zu achtehalb; aber an Wichtigkeit sowohl für ihn selbst, als für das Publikum steht doch jene erstere Melioration dieser letztern weit nach.

Fast jede Verlagsanwendung ist mit Gefahr zufälliger Verluste mehr oder weniger verknüpft. Der übliche Profitsatz, wie tief er auch herabgehen mag, muß allemal doch

einigen Ueberschuß über das enthalten, was zum Ersatz solcher Verluste nöthig ist; sonst hätte der Anwender des Verlages kein Interesse, sich mit dessen Anwendung zu befassen. Dieser Ueberschuß allein ist es, was den reinen oder Nettoprofit ausmacht; von welchem der rohe Profit sich unterscheidet, der außer jenem noch das enthält, was zur Deckung der zufälligen Verluste bestimmt ist. So z. B. muß bei dem Handel mit Galanterie- und Modewaaren, so wie bei dem ihm sehr ähnlichen Buchhandel, in Betracht des vielen Guts, das liegen bleibt, und je länger, je unverkäuflicher wird, der rohe Profit höher seyn, wenn der reine dem in andern Handelszweigen nicht nachstehen soll. Und so muß, wenn bei einem Handel Käufern kreditirt werden muß, unter denen vielleicht von zehn immer einer ausfällt, (wie es vormals bei dem Königsbergschen Manufakturhandel mit den polnischen Juden war) solcher Ausfall natürlich durch die andern neun übertragen, und sonach der rohe Profit verhältnißmäßig höher gestellt werden, weil der reine sonst unter dem in den andern Handelszweigen üblichen Satz zu stehen käme. Die Ungewißheit, ob man überall Käufer finden, und ob man von denen, wel-

chen man Kredit geben muß, zu rechter Zeit die volle Zahlung erhalten werde, ist übrigens beim Handel nicht das einzige Mißliche. Und selbst unter den Fabrikatur- und Produktionsgewerben giebt es viele, die mancherlei Gefahren von Schadensfällen mehr oder weniger ausgesetzt sind, welche durch einen höhern Satz des rohen Profits übertragen werden müssen.

Auszumachen, wie hoch der Profit auch nur an einem einzelnen Ort und um eine bestimmte Zeit stehe, ist keine leichte Aufgabe. So gar die Personen selbst, die dieses oder jenes Gewerbe treiben, können nicht immer sagen, wie hoch ihr jährlicher Profit im Durchschnitt zu stehen kommt. Er wechselt nicht nur mit dem wechselnden Preiße der Waaren, die der Gegenstand ihres Gewerbes sind; sondern auch mit dem guten oder schlechten Glück ihrer Nebenbuhler sowohl, als ihrer Kunden; und mit hundert andern Zufällen, denen Güter bei dem Land- oder Seetransport, oder auch selbst, wenn sie aufgelagert liegen, ausgesetzt sind: und ändert sich sonach nicht nur von Jahr zu Jahr, sondern selbst von Tage zu Tage. Auszumitteln, wie hoch der Profit bei allen den verschiednen Gewerben sei, die unter

einer großen Nation im Gange sind, muß noch viel schwerer halten; und mit einigem Grad von Genauigkeit zu urtheilen, wie hoch er wohl in entfernten Zeiten mag gestanden haben, muß ganz unmöglich seyn.

Aber vermag man gleich auf keine Weise irgend genau zu bestimmen, welchen Stand der Verlagsprofit im Durchschnitt gegenwärtig habe, oder in alten Zeiten gehabt haben mag; so giebt es doch ein Mittel sich einige Vorstellung davon zu machen, wenn man die Geldzinsen mit einander vergleicht. Es kann als Grundsatz gelten, daß, so oft durch den Gebrauch des Geldes viel zu verdienen ist, auch gemeiniglich viel für dessen Gebrauch gegeben werden wird; und wenn wenig damit zu verdienen ist, insgemein weniger dafür wird gegeben werden. Nachdem also der übliche Geldzins in einem Lande wechselt, läßt sich annehmen, daß auch der übliche Verlagsprofit mit wechseln müsse; und sonach steigen werde, wenn jener steigt, und sinken, wenn jener sinkt. Indessen wenn man solchergestalt nach Maaßgabe des verschiedenen Standes der Geldzinsen, über den verschiedenen Stand des Verlagsprofits urtheilen will, sind folgende Cautelen nöthig, die theils den Geldzins selbst, theils dessen

Zusammenhang mit dem Verlagsprofit betreffen.

Nicht die gesetzlich bestimmten, sondern die würklich bezahlten Geldzinsen verschiedner Zeiten und Plätze sind es, deren Verhältniß zu einigem Urtheil über das Verhältniß zwischen den Verlagsprofiten jener Zeiten und Plätze führen kann. Denn von dem gesetzlichen Normalsatz der Zinsen, den menschliche Willkühr festsetzt, kann der jedesmal würkliche Marktsatz derselben, den die Natur der Dinge bestimmt, sehr abweichen. So steht jetzt (1805) bei ziemlich gleicher Sicherheit der würkliche Geldzins viel höher in Südpreußen als in Altostpreußen; obgleich der gesetzliche in beiden Provinzen derselbe ist. Und als das königliche Frankreich im vorigen Jahrhundert, um sich die Bezahlung der Staatsschuld zu erleichtern, mit dem gesetzlichen Zinssatz allerlei Spiel trieb, ihn im Jahr 1720 von fünf Prozent auf zwei herabsetzte, dann 1724 auf $3\frac{1}{3}$, und 1725 wieder auf fünf erhob, dann 1766 auf vier, und einige Jahre nachher abermals auf fünf Prozent bestimmte, kehrte sich der würkliche Zinssatz an das alles nicht, sondern fuhr immer fort, eher über als auf fünf Prozent bei guter Sicherheit zu stehen; in-

dem man da so gut, als in andern Ländern, auf sichern und leichten Wegen das Gesetz zu umgehen wußte. Ueberdem kann es seyn, daß ein Land vielleicht gar keinen gesetzlichen Zinssatz hat; wie z. B. Oestreich neuerlichst bis 1804 keinen hatte, und Frankreich noch jetzt keinen hat: oder daß vollends das Gesetz allen Geldzins untersagt, wie es im Mittelalter nach den Kirchengesetzen in ganz Europa der Fall war, und in den mahomedanischen Ländern noch jetzt ist.

Nächstdem müssen die würklichen Zinssätze, die man aus verschiednen Zeiten und Oertern mit einander vergleicht, wenn man darnach über die verschiednen Profitsätze jener Zeiten und Oerter urtheilen will, sich auf Darlehne von gleicher Sicherheit beziehen. Sicherheit sowohl, was des Schuldners Vermögen oder sein Zahlenkönnen, als was die gerichtliche Nöthigung oder sein Zahlenmüssen betrift. Je größer die Sicherheit ist, desto leichter läßt sich allerdings ihre Gleichheit erkennen. An sich aber kommt es bei jenem Urtheil nicht darauf an, wie groß die Sicherheit, sondern nur daß sie gleich sey. Stände z. B. der kaufmännische Discont zu gleicher Zeit in Berlin ein Prozent monatlich, in Königsberg $1\frac{1}{4}$, in

Memel $1\frac{1}{3}$, in Breslau $1\frac{1}{2}$, und wäre die Gefahr von Verlust für die Gläubiger nicht größer an dem einen, als dem andern dieser Plätze; so bewiese dieser verschiedne Stand der Zinsen wohl einen verschiednen Stand des Profits. Dagegen kann z. B. der hohe Geldzins unter den Mahometanern, so weit er bloß eine Würkung von dem gänzlichen Verbot alles Geldzinses, und von der daraus für den Gläubiger entstehenden Gefahr des Verlustes von Capital und Zinsen ist, einen verhältnißmäßig hohen Satz des reinen Profits nicht beweisen: so wenig als daraus, daß überall in Europa minder sichre und vollends halb bankerotte Leute einen höheren Geldzins geben müssen, folgt, daß sie auch einen höhern Profit mit dem geborgten Gelde machen werden.

Der Geldzins kann nie den reinen Profit übersteigen; sonst würde für den Gebrauch des Geldes mehr bezahlt, als sich damit verdienen läßt: auch kann er ihm nicht gleich stehen; sonst hätte der Borger für seine Mühe nichts. Das Verhältniß aber, in welchem der reine Profit den Geldzins übertrift, scheint nach Maaßgabe, wie jener wechselt, ebenfalls wechseln zu müssen.

In Großbritannien, wenn der Geldzins

vier bis fünf Prozent bei guter Sicherheit ist, gilt doppelter Geldzins für das, was die Kaufleute einen guten, mäßigen, billigen Profit nennen: womit sie wohl weiter nichts sagen wollen, als daß es ein gemeiner und üblicher Profit sey. Auch behauptet einer der berühmtesten Agronomen jenes Landes, ein dortiger Pächter sollte mit seinem Kapital wenigstens zehn Prozent machen; welches grade doppelt soviel, als der gesetzliche Geldzins ist. *)

Steht der ordentliche Satz des reinen Profits auf 8 oder 10 Prozent; so mag billig die Hälfte davon dem Gläubiger, mit dessen Kapital ein Geschäfte betrieben wird, an Zinsen abgegeben werden. Vier bis fünf Prozent mögen in den meisten Gewerben für den Borger, der auf seine Gefahr den Verlag anwendet, und ihn dem Gläubiger gleichsam assecurirt, ein genugsamer Profit an dieser Assecuranz, und zugleich für seine Mühe, den Verlag anzuwenden, eine genugsame Vergeltung seyn. Wäre aber in einem Lande der ordentliche Profitsatz entweder viel nie-

*) (Arthur Young's) General wiew of the agriculture of the county of Suffolk. London 1797. p. 25.

driger als acht oder viel höher als zehn Prozent, so möchte das Verhältniß zwischen ihm und dem Geldzinse wohl nicht dasselbe seyn. In dem ersten Fall, wenn z. B. der reine Profit nur sechs Prozent wäre, könnte die Hälfte davon an Zinsen sich vielleicht nicht erschwingen lassen: in dem andern Fall, wenn der Profitsatz z. B. vierzehn Prozent wäre, könnte wohl mehr als die Hälfte davon an Zinsen abgegeben werden. Sonst kämen für gleiche Mühe und Gefahr dem Borger im ersten Fall nur drei Prozent zu gut, im andern Fall sieben Prozent.

Also nur aus den Verschiedenheiten derjenigen Geldzinsen, die in der That und für gleich sichere Darlehne gezahlt werden, läßt sich auf entsprechende, wiewohl auch nicht proportionale Verschiedenheiten der Verlagsprofite schließen.

Zwar möchte man selbst dagegen noch einwenden, ob nicht, wenn irgend eine Kalamität eintritt, wodurch eine Menge neuer Anleihen nöthig gemacht und folglich die Nachfrage nach Kapitalien schnell vermehrt wird, Geldzins steigen könne, ohne daß der Verlagsprofit steigt. Aber eben die Kalamität, welche einen Theil der Nation in Verlust und Noth setzt, eröfnet einem andern mit

Verlag und Kredit versehnen Theil eine Menge von neuen Erwerbsgelegenheiten. Und indem der höhere Profit, der dann mit Verlag zu machen ist, den Geldzins solcher Darlehne erhöht, die in der Absicht, Profit damit zu machen, gesucht werden, steigt natürlich der Geldzins auch solcher Darlehne, die man aus Noth, um erlittenen Verlust zu ersetzen, oder drückendem Mangel abzuhelfen, aufnimmt. Denn der Gläubiger wird, den Fall der Freundschaft oder des Mitleids ausgenommen, sein Kapital dem, der aus Noth borgt, nicht zu niedrigern Zinsen lassen, als er von dem erhalten kann, der um Gewinns willen borgt.

Statt daß der Arbeitslohn mit dem wachsenden Nationalvermögen steigt, und mit dem abnehmenden sinkt, strebt entgegengesetzterweise der Verlagsprofit zu sinken, wenn das Nationalvermögen wächst, und zu steigen, wenn es abnimmt. Zwischen seinen Aenderungen also und denen des Nationalvermögens findet ein umgekehrtes Verhältniß statt. Dagegen strebt er nach Maaßgabe, wie der Umfang der Erwerbsgelegenheiten für die Nation erweitert oder verengt wird, im ersten Fall zu steigen, im andern zu sinken; folglich mit diesen übereinstimmend, oder in

gerade dem Verhältnisse sich zu verändern. Und das aus diesen beiden zusammengesetzte Verhältniß ist es eigentlich, was den jedesmaligen Profitsatz überhaupt bestimmt. Wir erklären nun jeden dieser Punkte besonders.*)

Die Zunahme des Verlages, die den Arbeitslohn erhöht, strebt den Profit zu erniedrigen; und zwar auf eine doppelte Weise. Erstens schon dadurch, daß sie den Lohn steigert, dessen Erhöhung allemal auf Kosten des Profits geht; indem was an Lohn mehr gegeben wird, von dem Profit abgerechnet werden muß; so wie dagegen, was an Lohn erspart wird, dem Profit zuwächst. Zweitens dadurch, daß die mit dem zunehmenden Nationalverlage zunehmende Konkurrenz der mehrern und vermögendern Gewerbleute diese nöthigt, sowohl beim Einkauf dessen, was sie für ihre Gewerbe brauchen, höhere Preiße zu zahlen, als auch beim Verkauf dessen, was sie abzusetzen haben, sich mit niedrigern Preißen zu begnügen.

*) Die Formel $p = \frac{g}{v}$ stellt diesen Satz anschaulich dar, wenn man sich unter p den Profit, unter g die Erwerbsgelegenheiten, und unter v den Verlag gedenkt.

Ein erläuterndes Exempel hat man an der bekannten Erfahrung, daß insgemein zu gleicher Zeit, in einer gedeihenden großen Stadt, der Lohn höher und der Profit niedriger ist, als in einem entlegenen Flecken desselben Landes. Woher? Dort können öfters die vielen mit starken Fonds versehnen Gewerbleute nicht so viele Arbeiter bekommen, als sie brauchen; weshalb durch ihren gegenseitigen Ueberbot der Lohn steigt; statt daß, in dem entlegenen Flecken sich oft nicht Verlag genug zur Beschäftigung aller dort vorhandnen Leute findet, die folglich, um Arbeit zu bekommen, einander unterbieten, wodurch der Lohn sinkt. Und dort macht die Menge der Konkurrenten, und die Größe der Fonds, die sie auf jeden Gewerbzweig zu wenden haben, daß sie theurer einkaufen und wohlfeiler verkaufen müssen, wovon in dem Flecken das Gegentheil statt findet. Unfehlbar wird eben die Würkung, die sich an Einem Orte des Landes zeigt, aller Orten mehr oder weniger erfolgen, wenn aller Orten der Nationalverlag während eines beträchtlichen Zeitlaufs anhaltend wächst.

Die Abnahme des Nationalverlages, oder der zur Unterhaltung der Industrie bestimmten Fonds, die den Arbeitslohn erniedrigt,

erhöht den Verlagsprofit. Denn vermöge des niedrigen Arbeitslohnes und der geringeren Konkurrenz beim Einkauf der verschiednen Gewerbmaterialien können die Eigner der in der Nation noch vorhandnen Fonds ihre Waaren wohlfeiler stellen, als vordem; und da weniger Verlag, als vordem, auf Versorgung des Markts mit Waaren angewandt wird; so können sie solche theurer verkaufen. Ihre Waaren kosten ihnen weniger, und sie bekommen dafür mehr. Ihr Profit wächst also an beiden Enden.

Unabhängig von der Zunahme oder Abnahme des Verlages einer Nation kann der Umfang der Gelegenheiten, welche die Nation zur Anwendung desselben hat, erweitert oder vermindert werden: erweitert, entweder durch Gewinnung, sey es eines neuen Gebiets, sey es neuer Zweige des auswärtigen Handels, oder durch Aufhebung bisheriger Hindernisse der inländischen Betriebsamkeit; vermindert, durch entgegengesetzte Ereignisse.

Jede Vermehrung der Erwerbsgelegenheiten strebt den Profit zu erhöhen, und sonach, wenn er aus andern Ursachen steigt, sein Steigen zu verstärken, und dagegen, wenn er sinkt, sein Sinken zu hemmen.

Im letzten Fall kann sie, wenn sie groß genug ist, manchmal wohl die Würkung haben, daß selbst in einem schnell zu Reichthum fortschreitenden Lande, wo folglich der Profit und mit ihm der Geldzins herabgehen sollte, beide sogar zum Steigen gebracht werden. Denn indem für den ganzen Umfang von Geschäften, der sich den Leuten darstellt, unter welchen der Landesverlag vertheilt ist, dieser nicht hinlangt; so wird er nur den besondern Gewerbzweigen zugewandt, die den höchsten Profit versprechen. Ein Theil des Verlages, der zuvor in andern Gewerben belegt war, wird also diesen nothwendig entzogen, und auf einige der neuen und einträglicheren angelegt. In allen jenen alten Gewerben nimmt folglich die Konkurrenz ab. Der Markt wird daher mit vielen Arten von Waaren minder reichlich als zuvor versorgt. Es steigt sonach mehr oder weniger der Preiß dieser Waaren, und gewährt denen, die damit handthieren, einen höhern Profit: wovon die Folge ist, daß sie auch höhere Zinsen für geborgtes Geld geben können.

Jede, zumal schnelle, Verminderung der Erwerbsgelegenheiten hingegen strebt den Profit zu erniedrigen, und folglich, je nachdem

sie mit einem Sinken oder Steigen desselben zusammentrift, im ersten Fall sein Sinken zu befördern und im andern Fall sein Steigen zu hemmen. Denn indem durch ein solches Ereigniß Kapitalien aus ihren bisherigen Anwendungen weggedrängt werden, und natürlich zunächst in den noch vorhandenen Gewerben unterzukommen suchen, zieht ihre Konkurrenz den Profit herab, bis es den Eignern solcher Kapitalien gelingt, sie entweder im Auslande mit mehr Vortheil anzulegen, oder im Lande selbst neue Gewerbe damit in Gang zu setzen.

Wenn man, nach Maaßgabe der Geldzinsen und der Erwerbsgelegenheiten die Verlagsprofite aus verschiednen Zeiten eines Landes oder aus verschiednen Ländern mit einander vergleicht; so wird man umgekehrt daraus über das wachsende oder abnehmende Vermögen, über die fortschreitende oder rückgängige Wirthschaft solcher Länder urtheilen können;*) zumal wenn man dabei zugleich die verschiednen Sätze des Arbeitslohns mit

*) Aus der vorher angeführten Formel $p = \frac{g}{v}$ folgt, $v = \frac{g}{p}$ welcher Ausdruck den gegenwärtigen Satz und dessen Erläuterungen klärer übersehen läßt.

in Betracht zieht. Zur Probe folgen hier einige Urtheile der Art.

In England, wo noch unter der Königin Elisabeth der gesetzliche Zinssatz auf zehn Prozent bestimmt war, ward er unter Jakob I. auf acht, und nach der Restauration auf sechs, und unter der Königin Anna auf fünf Prozent, wie er noch jetzt steht, herabgesetzt; welches Herabsetzen dem Sinken des würklichen Marktsatzes nachfolgte, nicht vorging. Vor dem ersten amerikanischen Kriege (1756) borgte die Regierung zu drei, und jeder Mann von gutem Kredit in London und vielen andern Gegenden des Königreichs zu viertehalb, höchstens fünftehalb Prozent. Da während dieser Periode, von Elisabeths Regierung an, bis auf den erwähnten Zeitpunkt der Umfang der Erwerbsgelegenheiten für England beständig zunahm, der Profit hingegen in den meisten Handels- und Manufakturzweigen sank, auch zugleich der Arbeitslohn immerfort stieg; so folgt aus diesen Symptomen, daß Englands Vermögen und Einkommen in der Zeit nicht nur beständig gewachsen, sondern gleichsam mit beschleunigter Bewegung oder immer schneller und schneller gewachsen seyn muß. Nach dem Frieden von 1763 stieg zwar der Geld-

zins, so daß nicht nur Privatleute vom besten Kredit, sondern selbst einige der größten Compagnien in London zu fünf Prozent borgten. Aber der große Zuwachs, den damals England sowohl an Gebiet, als an Handel in Westindien und Nordamerika gewann, erklärt hinlänglich dieß Phänomen, ohne daß man irgend eine Verminderung des brittischen Verlages annehmen darf, die sich auch in dem damaligen Zustande des Landbaues, der Fabriken und des Handels, trotz dem gewaltigen Aufwande, den jener Krieg gekostet hatte, nirgend zeigte. Seit den großen Erweiterungen des brittischen Verkehrs, theils vornehmlich in Indostan, theils selbst in dem seit seiner errungenen Freiheit schneller fortgeschrittnen Nordamerika, ist der Geldzins, vollends bei den enormen Staatsanleihen während des französischen Revolutionskrieges, zwar gestiegen: aber daraus folgt, bei solchen Verkehrserweiterungen und da zugleich der Arbeitslohn immerfort zugenommen hat, noch nicht irgend eine Abnahme des Nationalvermögens.

Dagegen wenn in Bengalen, bald nachdem es unter die Herrschaft der englisch-ostindischen Compagnie zu stehen kam, Geld oftmals zu vierzig, funfzig, wohl gar sech-

zig Prozent, und zwar auf gute Sicherheit, nehmlich gegen Verpfändung der kommenden Ernte, den Landwirthen geliehen ward; so läßt sich aus dem einem solchen Geldzinse entsprechenden Profit, zumal da der Umfang der Erwerbsgelegenheiten durch den Monopolgeist der Compagnien so sehr verengt worden war, und zugleich der Arbeitslohn äußerst niedrig stand, leicht schließen, wie gewaltig in jenem ruinirten Lande der Verlag mußte vermindert worden seyn.

In Nordamerika war vor der Revolution von jeher nicht nur der Arbeitslohn, sondern auch der Geldzins, und folglich der Verlagsprofit höher als in England, und seit jener Epoche sind beide, zumal in den neuerschaffenen Staaten, und vollends nach der Erwerbung von Luisiana, wohl eher gestiegen, als gesunken. Allein hoher Lohn und hoher Profit sind Dinge, die nicht leicht neben einander bestehen, außer unter so besondern Umständen, als neuen Kolonien eigen sind; und auch da nimmt, mit dem anwachsenden Verlage, der Profit natürlich ab; obgleich der Arbeitslohn nicht nothwendig mit dem sinkenden Profit zugleich mitsinkt, sondern dem ungeachtet sich hoch erhalten kann. Denn eine neue Kolonie muß allemal in Verhält-

niß des Umfangs von Boden, den sie bauen soll, mit weniger Verlag, und in Verhältniß der Größe ihres Verlages mit weniger Händen versehen seyn, als andre Länder. Indem nun der vorräthige Verlag bloß auf das fruchtbarste, und am günstigsten, nehmlich nahe dem Seeufer oder den schiffbaren Strömen, gelegene Land angelegt wird, solches Land auch öfters sehr wohlfeil zu haben ist, muß der Profit von dem auf den Ankauf und Anbau solches Landes gewandten Verlage sehr groß seyn und sonach der Geldzins verhältnißmäßig hoch gehen. Auch setzt die, kraft einer so einträglichen Anwendung des Verlages, schnell erfolgende Anhäufung desselben den Kolonisten in den Stand, die Menge seiner Hände geschwinder zu vermehren, als er sie in der neuen Ansiedelung finden kann; daher er denen, die er findet, sehr reichlichen Lohn geben muß. Nachdem die fruchtbarsten und bestgelegenen Ländereyen sämtlich besetzt sind, kann durch den Anbau der an Erdreich und Lage schlechteren nicht mehr so hoher Profit gemacht, also für den solchergestalt angewandten Verlag, wenn er geborgt wird, nicht mehr so hoher Geldzins erschwungen werden. Mit der Zunahme der Bodenkultur und der Bevölkerung und so-

nach des Vermögens nimmt also der Geldzins ab. Aber der Arbeitslohn sinkt nicht mit dem sinkenden Verlagsprofit. Denn der Profit stehe, wie er will; so nimmt doch mit dem Anwachs des Verlages allemal die Nachfrage nach Arbeit zu; (wie theils schon oben erklärt ist, theils ausführlicher an einem andern Orte erklärt werden wird.) Nun aber kann, nachdem der Profit gesunken ist, der Verlag gleichwohl nicht nur fortfahren zu wachsen, sondern sogar weit schneller wachsen als vorher.

Nehmlich ein großer Verlag bei niedrigem Profit wächst insgemein schneller, als ein kleiner Verlag bei hohem Profit; und zwar aus dem Grunde, weil insgemein der Profit nicht in demselben, sondern in einem geringeren Verhältnisse sinkt, als der Verlag wächst. Verdoppelt oder verdreifacht sich der Verlag eines Landes, so sinkt darum der Profit nicht sofort auf die Hälfte oder den dritten Theil seines vorigen Satzes; er geht, wenn er z. B. vorher auf zwölf Prozent stand, nicht sofort auf sechs oder auf vier Prozent herab; sondern hält sich im ersten Fall vielleicht auf zehn, im andern auf acht Prozent: bei welchen Sätzen der Anwachs des Verlages augenscheinlich schneller ist.

Selbst wenn es an Erwerbsgelegenheiten fehlen sollte, würde ein Theil der Kapitalien, auswärts auf Zinsen oder auf Commanditen ausgethan, den Vortheil gewähren, den er daheim nicht schaffen könnte, wie es z. B. mit genuesischen und holländischen Kapitalien der Fall war.

An Menge von unkultivirtem und doch kulturfähigem Boden ist manchen nordamerikanischen Freistaaten Rußland in Ansehung seiner südlichen und südwestlichen Provinzen, zumal der neuen, zum Theil ähnlich: desto unähnlicher dagegen in Hinsicht auf die beschränkte Erwerblichkeit des Bodens, und persönliche Unfreiheit des Landvolks, das ihn bauen soll. Ohne diesen doppelten Unterschied würden die Fortschritte dort nach Verhältniß der Menge und Güte des kulturfähigen Landes nicht minder stark als in jener Gegend der neuen Welt seyn können.

Der übliche Geldzins, der in den ostseeischen Provinzen Rußlands sechs Prozent ist, soll in Astrachan bis dreißig Prozent seyn. Gleiche Sicherheit vorausgesetzt, ergiebt sich hieraus eine große Verschiedenheit des Profits, und sonach des Verhältnisses, welches an jenen Plätzen zwischen der Quan-

tität des vorhandenen Verlages und dem Umfange der vorhandenen Erwerbsgelegenheiten Statt findet. Aber aus dem höhern Profit in Astrachan oder Moskau folgt nicht, daß dort des Verlages an sich, in Vergleich mit der Volksmenge, weniger vorhanden ist; es kann auch seyn, daß der Erwerbsgelegenheiten dort mehr vorhanden sind. Gewiß hat Odessa jetzt mehr Verlag, als vor fünf Jahren; und wenn gleichwohl allda der Geldzins, wie sehr zu vermuthen ist, jetzt höher steht; so rührt dieß daher, daß die Erwerbsgelegenheiten sich stärker als der Verlag vermehrt haben.

Ist doch auch in Danzig seit der preußischen Besitznehmung der Geldzins gestiegen, nicht wegen irgend einer Verminderung des Verlages, (der vielmehr ausnehmend gewachsen ist,) sondern kraft des erweiterten Umfanges der Erwerbsgelegenheiten; deren Mangel vorher, selbst bei geringerem Verlage, den Geldzins nieder hielt.

Und auf ähnliche Art verhält es sich mit dem Steigen des Geldzinses, das seit Süd- und Neuostpreußens Erwerbung sich in dem angrenzenden Altpreußen und Schlesien von Zeit zu Zeit geäußert hat. Es rührte nicht

von einem Geldmangel an sich betrachtet, oder von einer Verminderung des Verlages her, sondern von einer durch den Zuwachs jener Provinzen gewonnenen Vermehrung der Erwerbsgelegenheiten.

Freilich so stark wie die Erwerbung außereuropäischer Kolonien, von deren Verkehr man zuvor ausgeschlossen war, und fortan alle Nationen ausschließt, auf das Steigen des Profits, und sonach des Geldzinses würken kann, und z. B. in England nach dem Frieden von 1763 würkte, vermag die Erwerbung eines benachbarten Gebiets, mit dem man schon zuvor im Verkehr stand, und auch fortan Fremde verkehren läßt, nicht leicht zu würken. So weit indessen dadurch die Erwerbsgelegenheiten vermehrt werden, strebt der Profit und mit ihm der Geldzins gewiß zu steigen: obgleich aus dem Steigen des Geldzinses, weil es auch von einer Verminderung des Verlages herrühren kann, sich nur in so fern, als man weiß, daß diese letztere Ursache dabei nicht im Spiel ist, auf eine Vermehrung der Erwerbsgelegenheiten zurückschließen läßt.

Vielleicht daß diese Bemerkungen nicht ohne Werth bei Beurtheilung dessen sind, was

was mit den würklichen Geldzinsen in manchen der durch den Lüneviller Frieden erweiterten Fürstenländer vorgehen mag.

So ist es mit den Veränderungen des Profits bewandt, die von dem Fortschritt oder Rückgange der Nationalwirthschaft abhängen. Jetzt nur noch von dem dritten Fall, wenn die Wirthschaft einer Nation weder fortschreitet, noch zurückgeht, sondern sich anhaltend gleich bleibt.

In einem Lande, das viele Menschenalter hindurch von äußeren und inneren Kriegen und andern ungewöhnlichen Kalamitäten verschont, und immer gleichförmig fort regiert, allmählich mit seiner Wirthschaft in den Beharrungsstand gekommen wäre, würde der Arbeitslohn niedrig seyn, weil in so langer Zeit die Arbeiter sich genugsam vermehrt haben würden, um durch ihre Konkurrenz den Lohn auf den tiefsten Satz, bei welchem ihr Stamm sich nur noch unvermindert erhalten kann, herabzuziehen. Der Profit aber würde, nach der verschiednen Verfassung solches Landes sehr verschieden stehen.

Gewährte sie dem Gewerbfleiß, zumal der zahlreichsten untern und mittlern Volks-

klasse, keine gehörige Sicherheit; so könnte der Profit und mit ihm der Geldzins sehr hoch seyn. So z. B. ist er es würklich in China, das, gleich dem minder bekannten Japan, sich mit seiner Wirthschaft so ziemlich im Beharrungsstande zu befinden scheint. Indem dort der Officiantendespotismus unter allerlei Justiz- und Polizeivorwand die Eigner kleiner Verlagschaften plündern darf, kann bei solcher Unsicherheit der zahlreichen Gewerbsklassen die Quantität des auf jeden verschiednen Gewerbszweig angelegten Verlages niemals an das reichen, was solcher Zweig, seinem Umfange und seiner Natur nach, sonst wohl in sich aufnehmen möchte. Aus der Unterdrückung der Armen entspringt das Monopol der Reichen, die nun, indem sie den ganzen Gewerbsbetrieb für sich in Beschlag nehmen, freilich hohen Profit zu machen im Stande sind. Auch sollen zwölf Prozent der gemeine Geldzins in China seyn, woraus sich die Höhe des üblichen Profits ergiebt.

Dagegen in einem Lande, das bei einer guten Verfassung die ganze Fülle von Reichthum erworben hätte, deren es nach seiner physischen Beschaffenheit und seiner Lage ge-

gen andre Länder empfänglich wäre; das also nicht weiter fortschreiten könnte, aber auch nicht zurückginge, und sich sonach in seinem natürlichen Beharrungsstande befände, würde beides der Verlagsprofit sowohl als der Arbeitslohn niedrig seyn. Der Arbeitslohn; weil, wenn das Land die ganze Volksmenge besäße, die sein Boden unterhalten oder sein Verlag beschäftigen kann, die Konkurrenz um Arbeit so stark seyn würde, daß sie den Lohn bis auf den bloß zum Beharrungsstande des Arbeiterstammes hinreichenden Satz herabbringen müßte. Der Verlagsprofit; weil, wenn das Land vollauf mit Verlag für alle seine Gewerbe versehen, und daher auf jeden Zweig derselben soviel Verlag angelegt wäre, als dessen Umfang und Natur zuließe, die Konkurrenz der Verleger überall die möglichst größte, und sonach der übliche Profit der möglich tiefste seyn würde.

Aber diesen Grad von Wohlstand, dieß durch die Natur der Dinge bestimmte Maximum von Reichthum, hat noch nie eine Nation erreicht: während freilich jede Nation zu dem Maximum hinstrebt, das sich durch ihre Gesetze und Einrichtungen bestimmt; welches aber sehr tief unter demje-

nigen stehen kann, das für sie, bei andern Gesetzen und Anstalten, vermöge der Beschaffenheit und Lage ihres Landes erreichbar wäre.

Fabrikanten und Kaufleute pflegen, wenn der Profit sinkt, über Verfall ihrer Gewerbe zu klagen; da doch, den Umfang der Erwerbsgelegenheiten im Ganzen unvermindert angenommen, das Sinken des Profits die natürliche Würkung von dem Flor der Gewerbe, oder davon ist, daß solche mit mehr Verlag als vormals besetzt worden sind.

Wie der Verlag nicht nur zunehmen, sondern auch viel schneller als vorher zunehmen könne, wenn schon, kraft seiner Zunahme, der Profit sinkt, haben wir bereits oben daraus begreiflich gemacht, daß insgemein der Profit nicht in demselben, sondern in einem geringeren Verhältnisse sinkt, als der Verlag wächst. Dazu kommt aber noch ein anderer Umstand. Selbst bei einer schnell zu Reichthum fortschreitenden Nation kann der sinkende Verlagsprofit den steigenden Arbeitslohn in dem Preiße vieler Waaren dergestalt vergüten, daß es ihr möglich wird, solche Waaren eben so wohlfeil und selbst noch wohlfeiler zu stellen, als ihre minder

gedeihenden Nachbarn, bei denen der Arbeitslohn niedriger steht.

In der That strebt hoher Profit den Preiß jeder Waare weit mehr zu vertheuern, als hoher Arbeitslohn. Durch einen Aufschlag des Lohnes wird der Waarenpreiß nur so, wie eine Schuld durch einfachen Geldzins vermehrt. Durch einen Aufschlag des Profits aber wird der Waarenpreiß, so wie eine Schuld durch Zinsen von Zinsen vergrößert.

Hier ist ein Exempel von einer Leinenmanufaktur, in welchem angenommen wird, ein Unternehmer lasse gekauften Flachs verspinnen, und setze das Gespinnst an einen zweyten Unternehmer ab, der die Leinwand, welche er daraus weben und bereiten läßt, an einen dritten verkauft. Um wie viel die Leinwand vertheuert werde, wenn der Lohn um zwei Prozent aufschlägt, zeigt die Rechnung unter B; wogegen die Rechnung unter C darlegt, um wie viel die Leinwand theurer wird, wenn man den Profit, der unter A und B zu acht Prozent gerechnet ist, um zwei Prozent höher annimmt.

	A.	B.	C.
Flachs .	1000 Thlr.	1000 Thlr.	1000 Thlr.
Spinnlohn	1900 "	1020 "	1600 "
Summe .	2000 "	2020 "	2000 "
Profit davon .	160 "	$161\frac{3}{5}$ "	200 "
Das Garn kostet	2160 "	$2181\frac{3}{5}$ "	2200 "
Lohn für Weben und Bleichen	1000 "	1020 "	1000 "
Summe . .	3160 "	$3201\frac{3}{5}$ "	3200 "
Profit davon	$252\frac{4}{5}$ "	$256\frac{16}{125}$ "	320 "
Die Leinwand kostet . .	$3412\frac{4}{5}$ "	$3457\frac{91}{125}$ "	3520 "

Statt also, daß der um zwei Prozent aufschlagende Lohn die Leinwand noch nicht um volle 45 Thaler theurer macht, vertheuert der um zwei Prozent höhere Profit sie um $107\frac{1}{5}$ Thaler.

Fabrikunternehmer und Kaufleute klagen sehr über die schlimmen Folgen des hohen Lohns; daß er den Preiß ihrer Güter vertheure, und sonach deren Absatz daheim sowohl als auswärts vermindere. Von den schlimmen Folgen des hohen Profits sagen sie nichts. Sie schweigen über die verderblichen Würkungen ihres eigenen Gewinns, und klagen nur über die Schädlichkeit des Gewinns andrer Leute.

Der ordentliche Satz des reinen Profits und mit ihm zugleich der übliche Marktsatz

des Geldzinses könnte wohl so tief herunter-gehen, daß es Niemanden, außer den reich-sten Leuten, möglich wäre, von den Zinsen ihres Geldes zu leben. Jeder Eigner eines kleinen oder mittelmäßigen Vermögens, so fern er nicht etwa Gelegenheit hätte einen Theil davon auswärts zu höhern Zinsen aus-zubringen, würde dann genöthigt seyn, sich mit Anwendung seines Verlages selbst zu be-fassen. Fast Jedermann müßte ein Gewerb-mann seyn, und müßte irgend eine Art von Handthierung treiben. Die Provinz Hol-land schien vor dem Anfange der traurigen Periode, die sich für sie noch nicht geendigt hat, diesem Zustande sich zu nähern.

Der ordentliche Profitsatz könnte wohl so hoch steigen, daß der Profit denjenigen Be-standtheil, der als Rente dem Grundeigner zu gut kommen sollte, ganz verschlingt, und für die Arbeit, womit die Waaren bereitet und zu Markt gebracht werden, nur den nie-drigsten Satz des Lohns übrig läßt, der ir-gendwo für Arbeit gegeben werden kann, nehmlich den bloßen Unterhalt des Arbeiters allein. Allein höher steigen kann der Profit nicht. Allemal müßte der Arbeiter, so lan-ge er mit seinem Werke beschäftigt war, auf

eine oder die andere Art genährt worden seyn; aber der Grundeigner braucht nicht allemal seine Rente bekommen zu haben. Der Profit bei dem Handel, den die Bedienten der englisch-ostindischen Compagnien treiben, mag von diesem höchsten Satze wohl nicht weit abgehen. Wie viel kann denn an Rente für den Landeigner übrig bleiben, wenn der Pächter oder Wirth das Darlehn, dessen er zum Anbau des Landes bedarf, mit vierzig bis sechzig Prozent verzinsen muß. Da die Errichtung und Unterhaltung der Hauptanstalten, die der Landbau fordert, dem Grundeigner obliegt, und zunächst aus der Rente bestritten oder wieder erstattet werden soll; so muß, je mehr die Rente durch den hohen Profit geschmälert wird, desto mehr die Bodenkultur leiden. Nicht viel besser, als in Bengalen, scheint von dieser Seite betrachtet der Zustand der Dinge in mancher Gegend der Türkei zu seyn.

Staatswirthschaft

von

Christian Jacob Kraus,

öffentlichem Lehrer der praktischen Philosophie, und der Cameralwissenschaften auf der Königsbergschen Universität.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

geheimem Ober-Finanzrathe, ostpreußischem Kammerpräsidenten, Curator der Königsbergschen Universität und Ritter des rothen Adlerordens.

Zweiter Theil.

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius.

1808.

Inhalt des zweiten Bandes.

d. Dritte Abtheilung. Von dem Verhältniß des Lohns und Profits bei verschiednen Arbeiten und Verlagsanwendungen. S. 3.

aa. Vorerinnerungen. daſ.

aaa. Alles Einkommen an Profit und Arbeitslohn aus verſchiednen Gewerben ſucht ſich durch die Konkurrenz auszugleichen. 4.

bbb. Aber demohngeachtet finden Ungleichheiten darin ſtatt, deren Urſachen hier erklärt werden ſollen. daſ.

bb. Sektion I. Von den aus der Natur der verſchiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen ſelbſt entſpringenden Ungleichheiten des Geldlohns und Geldprofits. 6.

aaa. Ungleichheiten des Lohns entſtehen

α. durch die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit der Arbeit, 7.

αα. in phyſiſcher Rückſicht; 8.

ββ. in moraliſcher Rückſicht; daſ.

β. durch das Anhaltende oder die Stillſtände in der Arbeit, die Unſicherheit liege nun

αα. in der Natur der Arbeit ſelbſt, daſ.

ββ. oder in der Art ſie zu bedingen. 10.

γ. durch das größre oder geringere dabei vorausgeſetzte Vertrauen, 11.

αα. sey es nun ein höheres Maaß von gewöhnlicher Diensttreue! 12.

ββ. oder ein höheres Maaß von Geistesthätigkeit; 13.

δ. durch die mehr oder minder kostbare Erlernung der Arbeit, daß.

αα. entweder weil die Schwierigkeit in der Arbeit selbst liegt, 14.

ββ. oder in der Verfassung des Gewerbes: 16.

ε. durch die Sicherheit oder Unsicherheit des Erfolgs bei Gewerben, 17.

αα. wo es unwahrscheinlich ist, daß Jemand sich für eigne Rechnung werde etabliren können, daß.

ββ. oder wo es ganz auf freie Geistesthätigkeit, besondres Talent oder Glück ankommt. 18. Doch werden die letztern Gewerbe verhältnißmäßig

γγγ. bald zu niedrig belohnt, weil Ruhmsucht, Dünkel und Zuversicht auf gutes Glück die Konkurrenz in ihnen vermehren, 20.

βββ. bald zu hoch, weil die gemeine Meinung einige derselben für nicht ehrenhaft hält, und dieß die Konkurrenz in ihnen vermindert, 26.

bbb. Ungleichheiten im Verlagsprofit

α. entstehn nur

αα. durch das Unangenehme des Gewerbes, 28.

ββ. durch das Mißliche in demselben. 29.

β. Daher mehr Gleichheit im Profitsatze, als im Arbeitslohne, 30.

γ. Wo es anders scheint, kommt dieß daher, weil man Profit mit Arbeitslohn vermischt. 31.

αα. Apothekergewinn. 31.

ββ. Profit der Krämer in den Landstädten. daſ.

γγ. Warum Viktualien in den großen Städten nicht verhältnißmäßig theurer ſind? 33.

ccc. Arbeitslohn und Profit können ſich in verſchiednen Gewerben nur ins Gleichgewicht ſetzen:

α. wenn die Gewerbe üblich und wohlbekannt ſind, da bei neuen Gewerben anfangs höherer Lohn gezahlt werden muß; 35.

β. wenn die Gewerbe in ihrem natürlichen Beharrungszuſtande ſind, denn es iſt höher

αα. der Lohn von Arbeiten, die nicht zu allen Zeiten in gleichem Maaße gebraucht werden, 39.

ββ. der Profit bei außerordentlichen Spekulationen; 40.

γ. wenn das Gewerbe die Hauptbeſchäftigung deſſen iſt, der es treibt; welches beſonders nicht der Fall iſt bei Arbeiten,

αα. die, wie Spinnen und Stricken, in den Familien nebenher verrichtet werden, 42.

ββ. oder die Pfleglinge milder Stiftungen anfertigen, 44.

γγ. oder in armen Gegenden, wo vieles Nebenarbeit wird, das in reichern Menſchen ausſchließlich beſchäftigt. daſ.

cc. Sektion II. Von den aus poſitiven Einrichtungen entſpringenden Ungleichheiten des Geldlohns und Geldprofits. 45.

aaa. Einrichtungen, welche die Konkurrenz beſchränken. daſ.

α. Dieß ſind vornehmlich die Innungen. 46.

αα. Unterſchied zwiſchen Zünften und Gilden, geſchloßnen und ungeſchloßnen Innungen. 47.

ββ. Alles Innungswesen vertheuert die Leistungen der Innungsglieder, 49.

ααα. in so fern es Ersatz für längre Lehrzeit, Kosten des Meisterrechts, Ankauf von Gerechtigkeiten, und Beiträge zur Zunftkasse nöthig macht; das.

βββ. in so fern es die Konkurrenz beschränkt. 55.

γγ. Diese Vertheurung fällt ohne Ersatz denen zur Last, die nicht durch Innungen verbunden sind, insbesondre dem platten Lande

ααα. durch höhern Lohn und Profit, den die Städter mittelst des Innungswesens beziehn; 59.

βββ. durch Beschränkungen des Markverkehrs, 60.

γγγ. durch Entziehung von Verlag und Arbeitern, welche die Folge hiervon sind; 61.

ddd. fließt auch der in den Städten gesammelte Verlag zuletzt dem Lande wieder zu; so ist dieß doch ein unnatürlicher Umweg. 63.

β. Digression über die Natur der Zünfte.

αα. Ihr Zweck ist, zu hemmen

ααα. die Konkurrenz jedes Dritten mit den Zunftgliedern; 66.

βββ. die Konkurrenz der Meister unter einander, das.

ββ. Die Zunftformen sind unnütz,

ααα. weil die gemeinen Handwerke keinesweges so künstlich sind, daß es zu ihrer Erlernung besonderer Formen bedürfte; 68.

βββ. und weil sie eben so wenig dienen, die Handwerker besser unter Zucht zu halten. 70.

γγγ. Die Zunftverfassungen sind ein ungerechter Eingriff in die Rechte derer,

ααα. die arbeiten wollen, 71.

βββ. die Arbeit verlangen. 72.

δδδ. Aber sie können doch nur aufgehoben werden ohne Ungerechtigkeit

ααα. entweder durch freie Uebereinkunft, das.

βββ. oder gegen Entschädigung der zeitigen Zunftmitglieder. das.

bbb. Einrichtungen, welche die Konkurrenz erweitern. 73.

α. Wenn der Staat die Kosten zur Erziehung für gewisse Gewerbe hergiebt, 73. besonders

αα. für Studirende, vorzüglich Geistliche, 74. daher

ααα. Drängen zu sehr schlechten Stellen, 74.

βββ. Ueberhäufung mit Litteraten im Lehrfache, 76.

γγγ. Wohlfeilheit des Unterrichts, die immer eine Wohlthat bleibt, welche vorzüglich durch Vergleichung mit der Theurung des Unterrichts bei den Alten, die solche Anstalten nicht hatten, einleuchtet: 78.

ββ. für Officiers durch die Kadettenhäuser, daher geringer Gehalt der Subalternen. 80.

β. Wenn gewisse Gewerbe

αα. entweder von allgemeinen Lasten befreit, 81.

ββ. oder gar durch Vorschüsse begünstigt werden, woher sie zwar

ααα. für geringern Lohn arbeiten können, 82.

βββ. aber auch wohl das Aufkommen von größern Fabriken hindern. das.

ccc. Einrichtungen, welche den freien Umlauf von Arbeit und Verlag hemmen. 82.

α. Diese sind

αα. in Bezug auf Arbeit,

ααα. Gewerbszwang, der den Uebergang von einer Arbeit zur andern hemmt, 83.

βββ. Erbunterthänigkeit der Landleute, 83 f.

γγγ. Verhinderung der Landleute in die Städte zu ziehn, 84.

δδδ. in England besonders die Armenverfassung; 85.

ββ. in Bezug auf Verlag, 86.

ααα. alle Beschränkung der Arbeiter auf gewisse Gewerbe, das.

βββ. die Beschränkung von Handelsleuten auf gewisse Gewerbszweige, das.

γγγ. Abschoß beim Verziehen, das.

β. sie sind nachtheiliger, wenn sie Arbeit treffen, als wenn sie Verlag treffen, wo sie leichter umgangen werden. 87.

ddd. Das nachtheilige Uebergewicht solcher Einrichtungen wird wieder zum Gleichgewicht gebracht,

α. indem sich in ungeschloßnen Zünften die Zahl der Meister mehrt, 88.

β. indem in geschloßnen Zünften die Preiße der Gerechtigkeiten steigen, das.

γ. indem bei unfreien Arbeitern

αα. die Arbeit schlechter, 89.

ββ. und die Vermehrung der Arbeiter gehindert wird, das.

eee. Die Konkurrenz für dieses oder jenes Gewerbe beweist, in welchem Verhältnisse sie lohnen. 90. Besonders merkwürdig sind

α. die Scheu vor dem Soldatenstande, auch der Unfreien, 91.

β. das Drängen zu Officiantenposten. 92.

fff. Bemühungen Polizeitoren zu machen
α. für Arbeitslohn, die in der Regel nur zu Gunsten der Herren sind, 94.
β. für Profit bei manchen Gewerben,
αα. die vielleicht nothwendig sind bei Innungen, 95.
ββ. aber auch grade da durch den Zunftgeist vereitelt werden. daſ.

ggg. Der Gang der Nationalwirthschaft scheint nur den Betrag, nicht das Verhältniß des Arbeitslohns und Profits zu ändern. 66.

c. Vierte Abtheilung. Von der Bodenrente. 98.

aa. Sektion I. Begriff der Bodenrente. 99.

aaa. Bodenrente
α. besteht überhaupt aus dem, was ein Grundstück an Pacht abwerfen würde; 99.
β. aber reine Bodenrente ist nur, was von dieser Pacht übrig bleibt nach Abzug des Verlagsprofits von den Anstalten, die zu Vermehrung und Erleichterung der Benutzung des Bodens gemacht sind. 100.

bbb. Grundeinkommen
α. besteht überhaupt
αα. zuweilen bloß aus Verlagsprofit allein, 100.
ββ. zuweilen bloß aus reiner Rente allein, 101.
γγ. am öftersten aber aus beiden zugleich; daſ.
β. und es ist nöthig dieß zu unterscheiden, weil reine Rente nach ganz andern Gesetzen wechselt als Verlagsprofit, 103. denn
αα. die Bodenrente entspringt aus Benutzung des Naturfonds, der Profit aus Benutzung von Verlag; 103.
ββ. daher hat die Bodenrente natürliche Gränzen, der Profit nicht. 106.
γγ. Die reine Rente steigt mit

aaa. Zunahme der Bevölkerung, 107.

βββ. Vervollkommnung der Kommunikationen. das.

δδ. diese Umstände steigern aber den Verlagsprofit nicht, und können ihn sogar senken, während die Rente steigt. das.

bb. Sektion II. Wodurch bestimmt sich die Rente von einem Naturprodukte? 109.

aaa. Rente ist an sich ein Monopolpreiß, 109. 110.

α. also das Höchste, was von einem Ertrage nach Abzug des Arbeitslohns und Profits abgegeben werden kann; das.

β. daher geben überhaupt Produkte Rente, sobald ihr Ertrag mehr als das Arbeitslohn und den Profitsatz abwirft. 111.

bbb. Rente wird daher durch den Preiß bestimmt, statt daß Arbeitslohn und Profit diesen bis auf den Naturpreiß bestimmen. Einen solchen Preißüberschuß, der Rente giebt, veranlassen

α. die Nachfrage nach dem Produkte, 113.

β. die Ergiebigkeit des Bodens, der es liefert, das.

γ. die Lage des Bodens gegen den Markt, 114.

αα. theils, weil von dem Preiße die Fracht abgeht, das.

ββ. theils, weil in entlegnen Gegenden der Profitsatz höher steht; 115.

γγ. Vortheile der Lage haben nicht nur einzelne Provinzen, sondern ganze Länder gegen einander; 116.

δδ. und diese Vortheile sind um so wichtiger, je weniger transportabel die Erzeugnisse an sich sind. das.

cc. Sektion III. Von Produkten, die ursprünglich Rente geben. 117.

aaa. Unter den Erzeugnissen, die der Mensch nach Willkühr innerhalb gewisser Gränzen vermehren kann, wählt der Grundherr vorzüglich die, welche wegen der allgemeinsten Nachfra-

ge die größte Rente versprechen. Dazu gehört hauptsächlich menschliche Nahrung. 118.

α. Aber nicht alle Nahrungsmittel geben gleiche Rente. daſ.

αα. Manche wilde Früchte geben gar keine Rente, da sie kaum die Mühe des Sammelns bezahlen. 119.

ββ. Fischereien, Jagd und Viehweide geben dagegen gemeinhin schon einige Rente, die sich von letztrer vermehrt mit der Verbesserung des Bodens, daſ.

ααα. theils durch Vermehrung des Produkts, 120.

βββ. theils durch Verminderung der Gewinnungskosten. daſ.

γγ. Die Erzeugung vegetabilischer Nahrung bringt im Anfange der Kultur mehr Vortheil, als die Erzeugung der animalischen, 120. denn

ααα. auf der gleichen Bodenfläche können größre Massen davon erzeugt werden, daſ.

βββ. wo noch viel wüstes Weideland ist, gilt Fleisch weniger, als die gleiche Quantität Brod. 121.

β. Aber mit der zunehmenden Kultur steigt der Fleischpreiß, 122.

ααα. theils weil die Nachfrage mit der Bevölkerung und Wohlhabenheit wächst, daſ.

βββ. theils weil der Umfang der wüsten Weideplätze sich mindert. daſ.

γγ. So kommt es endlich dahin, daß Vieh soviel gilt, daß Futter auf Kornlande für dasselbe gezogen werden kann. 122.

ααα. Der hierdurch erhöhte Viehpreiß kommt auch den Besitzern der noch übrigen Weideländereien zu statten, und es erhöht dabey die Kultur auch die Rente von den unkultivirt gebliebnen Grundstücken. 123.

ββγ. Der Viehpreiß hat sein Maximum erreicht, wenn Land, mit Viehfutter bebaut, eben so viel erträgt, als wenn es mit Korn besät wird. 124.

γγγ. Diese Gleichheit des Ertrages wird aber auch alsdann nur im Allgemeinen statt finden; in einzelnen Lagen kann dagegen Viehzucht wohl mehr eintragen als Getreidebau, z. B. in der Nähe großer Städte, in übervölkerten Ländern, und wo es an umzäunten Viehkoppeln fehlt. 125.

β. In großen Ländern bestimmt die Rente vom Getreidebau die Rente von den übrigen Erzeugnissen des Bodens. 125.

αα. Ausnahmen scheinen statt zu finden,

ααα. wo große Auslagen erfordert werden, um den Boden zur Kultur fähig zu machen, 128.

βββ. wo die Kultur selbst größere Kosten erfordert, das.

γγγ. wo das Gelingen der Kultur mißlich ist, das.

δδδ. wo eine besondre durch keine Kunst zu erzeugende Eigenschaft des Bodens zur Hervorbringung eines Produkts erfordert wird. das.

ββ. Der Vortheil ist aber in den ersten drei Fällen nur scheinbar, und man kann sicher schließen, daß, wo ein Produkt häufiger angebaut werden könnte, und doch nicht wird, kein überwiegender Vortheil bei dessen Anbau sey. das.

ααα. Anwendung auf Gemüse-, Obst-, Hopfen- und Weinbau. 129.

βββ. Unnützlichkeit der vormaligen Einschränkungen des Weinbaues in Frankreich, um angeblich den Getreidebau zu heben. das.

γγ. Dagegen ist im vierten Falle der Vortheil reell, und wächst der Grundrente zu. 131.

ααα. So ist es mit besondern Arten von Wein.

βββ. Auch mit den westindischen Produkten, so lange das feste Land von Amerika noch nicht in größerm Maaße zum Anbau derselben gebraucht wird. 133.

bbb. So lange in zwei gleich fruchtbaren Ländern einerlei Gewächs den Hauptnahrungsartikel ausmacht, ist der Ertrag der Bodenrente in beiden von gemeinem Lande derselbe, mag auch das eine noch so kostbare Produkte erzeugen. Hat dagegen ein Land ein Gewächs, das auf dem gemeinsten Boden bei gleicher Kultur mehr Nahrung liefert: so steht in diesem die Landrente nothwendig höher. 136.

α. Der Reisbau kann diese Würkung nicht haben, obwohl Reis viel mehr Nahrung auf der gleichen Fläche trägt, als europäisches Korn; weil Reis eine besondre Beschaffenheit des Bodens erfordert. 137.

β. Aber der Kartoffelbau könnte die Landrente vermehren, wenn Kartoffeln einst die gemeinste Nahrung würden, in so fern auf jedem Boden, wo Getreide wächst, noch Kartoffeln wachsen könnten, und durch den Kartoffelbau auf gleich großen Flächen mehr Nahrung erzeugt wird, als durch den Getreidebau. 138.

αα. Die Ernährung mit Kartoffeln ist der Ausbildung des menschlichen Körpers gar nicht nachtheilig. 140.

ββ. Der Verderblichkeit und dem schweren Transporte der Kartoffeln könnte durch Dörren und zu Mehl machen abgeholfen werden. daſ.

dd. Sektion IV. Von Produkten, die nur abgeleiteterweise Rente geben. 141.

aaa. Die Materialien zur Wohnung und Kleidung

α. werden nicht um so mehr gesucht, je mehr die Volksmenge wächst, sondern nur um so mehr, je mehr überflüßige Nahrungsmittel vorhanden sind; 142.

β. sie werden daher mehr gesucht bei reichen Völkern, als bei armen, und die Nachfrage kann mit dem Reichthume gränzenlos wachsen, da die Sucht nach Genüssen überhaupt keine Gränzen hat. 143.

γ. Ob solche Materialien Rente geben, hängt von dem Grade der Nachfrage ab. 144.

δ. Rente geben sie gewiß, wo sie ausdrücklich gebaut werden, und dann regulirt der Ertrag des Getreidebaues diese Rente. 146.

bbb. Produkte, die neben einem zur Nahrung dienenden Bestandtheile noch ein andres Material liefern, sind folgenden Bestimmungen unterworfen:

α. Das erwähnte Material hat bei armen Völkern sehr wenig Werth; 148.

β. Aber die auswärtige Nachfrage kann diesen Werth so steigern, daß er den größten Theil des Werths des ganzen Produkts ausmacht. 149.

γ. Auch in kultivirten Ländern kann zuweilen in dem Werthe eines solchen Materials der Grund liegen, warum das Produkt überhaupt Rente giebt. das.

ccc. Materialien, die man noch nicht eigenes zieht, können den Umständen nach bald Rente geben, bald nicht. 150.

α. Holz ist in manchen Ländern so werthlos, daß es gar keine Bodenrente giebt. das.

β. Der Holzpreiß steigt mit der Kultur. 150.

αα. weil der Verbrauch wächst, 151.

ββ. weil viel Land gerodet wird, das.

γγ. weil durch die Waldweide bei vermehrter Viehzucht der Anwuchs erschwert wird. das.

γ. Der Holzpreiß kann so hoch, aber auch nicht höher steigen, bis auf gleichem Boden die Holzzucht eben so viel Rente giebt, als der Getreidebau. 151.

δ. Zuweilen hindert Zufuhr von außen das Steigen des Holzpreißes bis auf dieß Maximum. 152.

ddd. Ob Materialien, die durch keine Kunst vermehrbar sind, Rente geben, hängt nächst der Nachfrage auch von der Leichtigkeit, womit sie gewonnen werden können, und von der örtlichen Lage ab. 152.

α. Bei Materialien von geringem Werthe kommt es auf beides an, z. B. bei Steinkohlen. das.

αα. Ueberdieß hat der Steinkohlenpreiß ein Maximum an dem Holzpreiße, unter dem er immer bleiben muß. 154.

ββ. In einer Steinkohlengegend regulirt die ergiebigste Mine den Preiß, und folglich die Rente von allen übrigen. 155.

γγ. Der Ertrag der Steinkohlenminen ist sehr veränderlich; überhaupt aber ist die Rente ein sehr kleiner Theil des Werths des ganzen gewonnenen Produkts. 156.

β. Bei Metallen, am meisten bei edlen, kommt es mehr auf Ergiebigkeit als auf örtliche Lage an, weil sie so transportabel sind, daß auch sehr entfernte Minen mit einander konkurriren können. 157.

αα. Die ergiebigste Mine auf dem Erdboden regulirt den Preiß, und folglich die Rente aller übrigen. das.

ββ. Diese Rente muß daher in den mehresten Fällen nur sehr gering seyn. 158.

γγ. Die Erfahrung bestätigt dieß an den Zinnwerken in Cornwallis, noch mehr an den Gold- und Silberminen im spanischen Amerika. 159.

δδ. Edelsteine geben noch weniger Rente als edle Metalle. 162.

ccc. Bergbau mit Landbau verglichen zeigt überhaupt folgende Unterschiede: 163.

α. Die Einträglichkeit der Minen hängt von ihrer relativen Ergiebigkeit ab; die ergiebigste Mine vermindert die Rente der andern, und der Werth ihres Produkts wächst nicht im Verhältnisse der Quantität desselben. das.

β. Die Einträglichkeit der Ländereien wird dagegen durch benachbarte fruchtbarere Ländereien nicht vermindert, sondern vielmehr erhöht, indem sie die Volksmenge vergrößern, und den Markt erweitern. 165.

γ. Der Sachwerth der Lebensmittel steht in direktem Verhältnisse mit der Quantität derselben, und der Ueberfluß daran setzt alles übrige zunächst in Werth. das.

dd. Sektion V. Was für Veränderungen in den Proportionen zwischen den gegenseitigen Sachwerthen der verschiednen Produkte gehn bei zunehmender Bodenkultur vor? 167.

aaa. Bei rohen Produkten. das.

α. Eßwaaren streben mit der Bodenkultur im Preise zu sinken, das.

αα. weil die Fruchtbarkeit des Bodens zunimmt; das.

ββ. weil man mehrere Eßwaaren wohlfeiler anziehen lernt, das.

γγ. weil auch wohl Produkte, die mehr nähren, eingeführt werden. das.

β. Alle andre Produkte steigen mit zunehmender Bodenkultur, weil die Nachfrage mit der Fülle der Nährung wächst. 168. Besonders aber wird das Steigen derselben modifizirt durch ihre Vermehrbarkeit. Denn es sind

αα. manche an sich fast gar nicht vermehrbar, 171.

ααα. und können daher bei fortschreitendem Ueberflusse gränzenlos steigen, das.

βββ. dieß ist insbesondre in den Zeiten der größten Herrlichkeit Roms würklich geschehen. 172.

ββ. Mancher Vermehrung ist dagegen nur beschränkt durch die Konkurrenz mit dem Anbaue von Nahrungsmitteln. 172.

ααα. Diese können nicht höher steigen, als bis Land, mit ihnen besetzt, so viel Rente giebt, als Land mit Getreide bebaut. daſ.

βββ. Insbesondre ist das Steigen des Viehpreißes bis zu diesem Punkte eine unerläßliche Bedingung der höchsten Bodenkultur, weil nur alsdann die Düngung so weit getrieben werden kann, als jeder ökonomische Zweck es erfordert. 174.

γγγ. Rindvieh erreicht dieß Maximum zuerst, Wild zuletzt; zwischen beiden erreichen es viele andre Produkte, als Federvieh, Schweine, Milch. 180.

δδδ. Die Bodenkultur ist nur vollendet, wenn alle Produkte so weit im Preiße gestiegen sind, daß sie eine dem Korn gleiche Bodenrente abwerfen. Daher ist das Steigen des Preißes solcher Erzeugnisse eine nothwendige Bedingung der höchsten Kultur. 185.

γγ. Andrer Vermehrung ist durch besondre Umstände beschränkt. 186.

ααα. Indem sie nur als Zubehör andrer Produkte hervorgebracht werden, wie besonders Wolle und Häute, daſ.

a) Solcher Erzeugnisse Preiß bekommt ein andres Verhältniß zu den Getreidepreißen, als der Fleischpreiß, weil ihr Markt von weiterm Umfange ist, als der Markt des Fleisches. 187.

b) Häute und Wolle sind daher
aa) in unkultivirten Ländern nicht leicht so werthlos als Fleisch, 188.

bb) und ihr Preiß steigt dagegen in unkultivirten Ländern nicht so schnell als der Fleischpreiß, daß.

c) Ausfuhrverbote ändern dieses natürliche Verhalten der Preiße. 190.

d) Was den Preiß der Häute und Wolle herabsetzt, erhöht in kultivirten Ländern den Fleischpreiß, und erniedrigt in unkultivirten den Viehpreiß. 189.

βββ. Indem ihre Vermehrung eine besondre Lokalität erfordert. Dann findet überhaupt kein festes Verhältniß gegen die Getreidepreiße statt, wie z. B. bei Fischen. 192.

δδ. Noch andrer Vermehrung ist zunächst vom Zufalle abhängig. Dahin gehören alle Produkte des Mineralreichs, insonderheit auch die edlen Metalle. daß.

αααα. Die Menge derselben in jedem Lande hängt ab

a) von dem Vermögen desselben, edle Metalle zu kaufen, 193.

b) von der Ergiebigkeit der Bergwerke. 194.

βββ. Von diesen beiden Ursachen ist

a) nur die erstre abhängig von den Fortschritten der Kultur, daß.

b) aber nicht die letztre, weil das Entdekken ergiebiger Minen rein zufällig ist. 195.

γγγ. Zwischen dem Nationalvermögen und dem Vorrathe der Nation von edlen Metallen findet daher auch kein festes Verhältniß statt. 196.

δδδ. Bloß das Verhältniß des Vorraths von käuflichen Dingen zu dem Vorrathe von edlen Metallen bestimmt den Sachpreiß der letztern. 197.

a) Die neuesten Veränderungen des Sachpreißes des Silbers sind insbesondre folgende:

aa) Im 14ten Jahrhunderte war der Sachwerth des Silbers doppelt so hoch, als bald nach der zweiten Hälfte des 15ten, 200. weil

aaa) theils die alten ausgebauten Minen immer unergiebiger wurden, daß.

bbb) theils die steigende Kultur die Nachfrage nach Silber vermehrt hatte. 201.

bb) Im 16ten Jahrhunderte fiel der Sachwerth des Silbers bis auf das Drei- und Vierfache, weil die große Ergiebigkeit der amerikanischen Bergwerke den Anwuchs der Nachfrage, der steigenden Kultur ohngeachtet, weit überwog. 203.

cc) Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts scheint der Sachwerth des Silbers seinen tiefsten Stand erreicht zu haben, und in den ersten zwei Drittheilen des 18ten Jahrhunderts wieder etwas gestiegen zu seyn. 203. Denn

aaa) Europa wurde wohlhabender, daher stieg die Nachfrage nach Silber und der Verbrauch desselben; 208.

bbb) Der Anbau von Amerika eröffnete dort selbst einen neuen Markt für Silber. 209.

ccc) Nach Ostindien ging immer mehr Silber bis zur Zeit der Herrschaft der Britten am Ganges. 210.

ddd) Für diesen starken Verbrauch scheinen die amerikanischen Minen nicht mehr Silber genug haben liefern zu können. 212.

eee) Ueberhaupt war es natürlich, daß das Sinken des Silberwerths endlich eine Gränze fand, da

aaaa) die Wohlfeilheit den Verbrauch vermehrt, 218.

bbbb) und dagegen mit dem Profite vom Bergbaue den Reitz zum Betriebe desselben vermindert. 220.

dd. Bald nach der Mitte des 18ten Jahrhunderts ist der Sachwerth des Silbers wieder gesunken, wovon den Grund anzugeben noch zu früh seyn dürfte. 223.

ee. Schriftsteller, die ein fortdauerndes Sinken des Silberwerths annehmen, scheinen sich zu täuschen, indem sie

aaa. theils unsichre Getreidepreiße aus ältern Zeiten zum Grunde legen, 224.

bbb. theils aus neuern Preißen von Sachen schließen, die nicht füglich zum Maaßstabe des Silberwerths dienen können. 227.

5. Auch wenn in einem gewissen Zeitraume die Ergiebigkeit der Minen dieselbe bleibt, muß doch in einem Lande, dessen Wohlstand wächst, der Silberwerth steigen, weil die Nachfrage steigt. 232.

aa. Wenn demohngeachtet die reichsten Länder nicht immer die wohlfeilsten sind; so kommt dieß daher,

aaa. weil die Frachtkosten die Preiße erhöhen, da große Städte und sehr bevölkerte Länder Zufuhre aus der Ferne bedürfen. 233.

bbb. weil in armen Ländern der Mangel an Absatz und die Nothwendigkeit, nach den reichen auszuführen, die Preiße niederhält. 236.

ccc. weil Polizeieinrichtungen manche Artikel in höhere Preiße sezen. 237.

aaaa. Würkung der Abgabe auf die Ausfuhre von Gold und Silber in Spanien und Portugal. 238.
bbbb. Würkung des brittischen Kornausfuhrgesetzes. daſ.

bb. Man kann daher wohl annehmen, daß die Kultur von Europa in den letzten fünfhundert Jahren fortdauernd gestiegen sey, ohne deshalb ein fortdauerndes Sinken des Silberpreißes annehmen zu müssen. 239.

c. Die Ergiebigkeit der Minen ist kein Beförderungsmittel, die Unergiebigkeit derselben kein Hinderniß der Kultur. 241.

aa. Das Sinken des Silberwerths kann dem Landmanne wohl zufällig Vortheil schaffen, 243.
aaa. in so fern er alte Darlehne oder fixirte Geldzinsen zu bezahlen hat, 244.
bbb. oder wenn nicht alle Bedürfnisse gleich schnell mit dem Getreide steigen, daſ.

bb. aber was er gewinnt, verliert der Empfänger, und der Staat im Ganzen wird also dadurch nicht reicher. daſ.

aaa. Theurungen, die von dem Sinken des Metallwerths herrühren, sind universell, und erstrecken sich über alle Gegenstände gleichmäßig. 246.
a. Aus solchen Theurungen ist daher auch kein Schluß auf den Kulturzustand zu machen, wozu dagegen partielle Theurungen Anlaß geben können. daſ.
b. Universelle Vertheurungen erfordern unbedingt eine Erhöhung der stehenden Gehalte, aber nicht partielle. 247.

bbb. Bei Fabrikaten.
a. Im Allgemeinen
aa. erniedrigt die zunehmende Kultur den Sachpreiß der Fabrikate, indem sie mehr Vortheile bei der Bearbeitung veranlaßt, besonders

αααα. Arbeitstheilung, 249.
ββββ. Gebrauch von Maschinen. daſ.

ββ. dagegen erhöht ſie den Sachpreiß der Fabrikate durch Vertheurung der Materialien. 250.

β. Insbeſondre

αα. ſteigert ſie die Preiße der rohen Fabrikate, bei welchen der Werth der Materialien den größten Theil des Preißes ausmacht; z. B. Holzwaaren. 250.

ββ. Dagegen ſenkt ſie die Preiße der feinen Fabrikate, bei welchen der Werth der Arbeit den größten Theil des Preißes ausmacht. 251.

ααα. Am mehrſten ſind daher die Preiße der kleinen Metallwaaren geſunken. daſ.

βββ. Die Preiße des groben Tuches ſind wenig, die des feinen mehr gefallen. 252.

γγγ. Seidenwaaren ſind wohlfeiler geworden. daſ.

δδδ. Noch viel wohlfeiler aber die Baumwollenwaaren, vermöge der vorzüglichen Anwendung der Spinnmaſchinen auf ſie. 253.

ff. Sektion VI. Wie würkt der verſchiedne Gang der Nationalwirthſchaft auf die Bodenrente? 253.

aaa. Ihr Gedeihen vergrößert dieſelbe

α. direkt,

αα. indem der größre Ertrag der Grundſtücke überhaupt die Bodenrente mehrt. 253.

ββ. auch viele Produkte erſt bei dem Fortſchritte der Kultur Rente tragen. daſ.

γγ. und der ſteigende Werth der Produkte erſt beſſre Benutzungsarten des Bodens möglich macht. 254.

δδ. Daher ſteigt die Rente nicht bloß verhältnißmäßig mit dem Ertrage der Grundſtücke, ſondern ſie wird auch ein

immer größrer Theil des Ertrages. 255.

β. Indirekt,

αα. in so fern die mehresten Fabrikate im Preiße fallen, und daher für dieselbe Rente mehr Genuß erkauft werden kann; 255.

ββ. auch weil dem Landbaue leicht mehr Verlag zugeht, wenn überhaupt mehr Verlag gesammelt wird. 256.

bbb. Dagegen vermindert der Verfall der Nationalwirthschaft die Bodenrente auf gleiche Weise direkt und indirekt. 256.

f. Fünfte Abtheilung. In welchem Verhältnisse steht das Interesse einer jeden der drei Menschenklassen, die von Lohn, von Profit, und von Bodenrente leben, zu dem allgemeinen Interesse der ganzen Staatswirthschaft? 257.

aa. Das Interesse der Grundeigner ist mit dem Staatsinteresse innigst verbunden, weil die Bodenrente mit dem Gedeihen der Nationalwirthschaft wächst. Die Grundeigner werden daher wegen ihres eignen Interesse nicht zum Nachtheile des Staats rathen, falls sie ihr Interesse kennen, und sich nicht durch Nebenabsichten leiten lassen. das.

aaa. Aber es fehlt an Antrieb diese Kenntniß zu erwerben, da Rang und Reichthum zur Indolenz führen; 258.

bbb. und sehr oft verblenden sie Rücksichten auf erbliche Vorzüge, gegen ihr eignes Interesse zu kämpfen. 259.

bb. Das Interesse der Arbeiter ist noch näher an das Staatsinteresse geknüpft, da sie nur bei stetem Fortschritte des Nationalreichthums ein erträgliches Schicksal zu erwarten haben. 260.

aaa. Aber der Mangel an Bildung hindert sie über dieses Interesse richtig zu urtheilen; 261.

bbb. Sie haben daher nie eine berathschlagende Stimme, und suchen nur zuweilen durch Aufruhr sich Gehör zu schaffen, der ihnen aber immer verderblich wird. daſ.

cc. Das Interesse der Verlaginhaber ist dagegen nicht nothwendig mit dem Staatsinteresse verbunden, da sogar der Profitsatz steigt, wenn der Staat sich dem Verfalle naht. daſ.

aaa. Diese Menschenklasse ist über ihr Interesse gemeinhin sehr wohl unterrichtet, und hat Gewandheit genug, es überall durchzusetzen. 262.

bbb. Ihr Interesse aber ist, den Markt zu erweitern, und die Konkurrenz zu vermindern; das erstre ist dem Staate vortheilhaft, aber das letztre nachtheilig. 263.

Staatswirthschaft.

Zweiter Theil.

Dritte Abtheilung.

Vom Verhältnisse des Lohns und Profits bei den verschiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen.

Alle die verschiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen, welche in einer und derselben Gegend im Gange sind, müssen, was das Ganze der Vortheile sowohl als Nachtheile betrift, das einer jeden von ihnen eigen ist, entweder vollkommen einander gleich seyn, oder unaufhörlich zur Gleichheit hinstreben. Denn, wenn in derselben Gegend irgend eine dieser Anwendungen augenscheinlich mehr oder minder vortheilhaft als die übrigen wäre; so würden so viele Leute sich in dem einen Fall nach ihr drängen, und in dem andern von ihr wegwenden, daß ihre Vortheilhaftigkeit bald wieder

auf den Nichtstand mit den übrigen Anwendungen zurück kommen müßte. Wenigstens würde dieß unfehlbar der Fall in einer bürgerlichen Gesellschaft seyn, wo die Betriebsamkeit ihrem natürlichen Laufe überlassen wäre, und jedermann vollkommene Freiheit hätte zu wählen, welche Benutzung seiner Kraft und seines Verlages ihm gefiele, und damit zu wechseln, so oft er es für gut fände. Indem dann ein jeder, durch sein Interesse getrieben, die nachtheiligen Beschäftigungen miede, und die vortheilhaften ergriffe, würden die verschiednen Anwendungen von Arbeit und von Verlag in ein solches Gleichgewicht zu stehen kommen, daß keine derselben, im Ganzen ihrer Vortheile oder Nachtheile, irgend einer andern auf die Dauer überlegen oder nachstehend seyn könnte: abgerechnet bloß die Fälle, wo das Zuströhmen oder Abfließen der Konkurrenz bis zu dem Punkt, bei welchem der Nichtstand eintritt, entweder aus Mangel an der dazu erforderlichen Zeit, oder aus Mangel an Kenntniß dessen, was jedesmal das Vortheilhaftere wäre, oder anderer besonderer Hindernisse wegen, nicht sogleich erfolgen könnte.

Der baare Geldlohn und Geldprofit, der den Arbeitern und Verlegern zu Theil wird,

ist zwar, nach Maaßgabe der verschiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen, überall äußerst verschieden. Aber diese Verschiedenheit ist eine Folge von jenem Streben zum Gleichgewicht. Sie rührt her, theils von gewissen natürlichen Umständen, die jenen Anwendungen eigen sind, und die, sey es würklich, oder sey es wenigstens nach der menschlichen Phantasie, einen geringen Gelderwerb bei einigen derselben vergüten, und einem großen bei andern einen Theil seines Werths entziehen; theils von positiven Einrichtungen, die in den verschiednen Ländern Europens auf mancherlei Weise den freien Gang der Gewerbsamkeit, und eben dadurch auch den Lohn und Profit verändern.

Jene natürlichen Umstände und diese positiven Einrichtungen sind es, die nun untersucht werden sollen; und sonach zerfällt diese Abtheilung wieder in zwei Sektionen.

Erste Sektion.

Von den aus der Natur der verschiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen selbst entspringenden Ungleichheiten des Geldlohns und Geldprofits.

Wir betrachten hier:

die Ungleichheiten am Lohn, dann

die am Profit, und endlich

die Erfordernisse, ohne welche, selbst bei der vollkommensten Gewerbsfreiheit ein Gleichgewicht zwischen den verschiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen in Hinsicht auf das Ganze ihrer Vortheile und Nachtheile nicht Statt finden kann.

Bei allen Vergleichungen der Geldlöhne wird vorausgesetzt, nicht nur, daß die Arbeiten der Dauer nach gleich sind, sondern auch, daß denen, die sie leisten, weiter nichts als Geld gegeben werde, oder, falls sie noch andere Dinge bekommen, (wie z. B. die Zimmergesellen gewisse Holzabgänge), daß man diese mit zu Geld anschlage: eine Vorerinnerung, die bei dem Vergleichen der Geldprofite nicht weniger beachtet werden muß.

Arbeit, alles andere gleich gesetzt, wird desto höher bezahlt, je mehr sie, erstens unangenehm, zweitens unbeständig, drittens mit besonderem Zutrauen zu dem, der sie leistet, verbunden, viertens ihrer Erlernung nach schwierig und kostbar, fünftens in Absicht ihres Wohlgelingens mißlich oder von besondern Naturgaben und Glücksfällen abhängig ist.

So wie es vornehmlich diese fünf Umstände sind, wodurch ein größerer Geldlohn bei manchen Beschäftigungen als Ersatz von Nachtheilen, die mit der Beschäftigung verbunden sind, veranlaßt wird; so sind es die fünf ihnen entgegengesetzten Umstände vornehmlich, wodurch ein kleinerer Geldlohn bei andern Beschäftigungen vergütet wird.

Es können bei mancher Arbeit mehrere von diesen beiderlei Umständen zusammentreffen: dann werden sie, je nachdem sie von übereinstimmender oder von widerwärtiger Art sind, im ersten Fall ihren Effekt auf Erhöhung oder Erniedrigung des Lohnes verstärken, im andern Fall zum Theil oder ganz aufheben.

Arbeit wird höher bezahlt, je mehr sie unangenehm, d. h. angreifend, unreinlich, ungesund, mißgeachtet ist. So ver-

dient ein Schmiedegesell mit seiner angreifenden Arbeit mehr als ein Bäckergesell. Die schmutzige Arbeit des Schornsteinfegers und die widerliche, wohl auch ungesunde, des Gerbers sind lohnender, als die Seiler- oder Weberarbeit. Das mißgeachtete Fleischergewerbe ist an den meisten Orten so einträglich, wie nicht leicht irgend ein anderes gemeines Handwerk; und das entsetzlichste aller Geschäfte, das eines Scharfrichters, wird besser bezahlt, als jede gleich große Bemühung irgend eines andern Gewerbsmanns. Dagegen findet die leichte, reinliche, bequeme Schneiderarbeit überall geringen Lohn. Solche Beschäftigungen, womit viele Personen zum Vergnügen und Zeitvertreib sich abgeben, wie z. B. Musik, Jagd, Gärtnerey, bringen denen, die davon als ihrem eigentlichen Gewerbe leben, wenig ein. Achtung aber und Ehre machen bei den Berufsarten, mit welchen sie verknüpft sind, einen großen Theil der Vergeltung aus, und es wird sich weiter unten zeigen, daß, in Hinsicht auf Geldverdienst, alles wohl erwogen, die ehrenvollen Beschäftigungen gemeiniglich unter ihrem Werth gelohnt werden.

Arbeit wird höher bezahlt nach Maaßgabe, wie sie minder **beständig** ist. Es

giebt Arbeiten, die theils von der Jahreszeit und Witterung, theils von der gelegentlichen Aufforderung der Kunden abhängen, wie z. B. ersteres der Fall mit den Gärtnern, letzteres mit den Glasern, beides mit den Maurern ist. Alles übrige gleich gesetzt, muß ein solcher Nachtheil durch einen höheren Lohn vergütet werden. Ein Maurer z. B. weil er weder bei langem Regen, noch bei hartem Frost arbeiten kann, und zu jeder andern Zeit seine Beschäftigung von dem gelegentlichen Rufe seiner Kunden erwartet, muß in seinen Arbeitstagen so viel verdienen, daß er nicht nur während der Zeit, wenn er nichts zu thun hat, leben könne, sondern auch noch einigen Ersatz für die Sorgen habe, die sein unzuverläßiger Beruf ihm manchmal verursachen muß. Auch pflegt würklich an den Orten, wo der Verdienst der meisten Manufakturarbeiter, die unter Obdach Waaren auf Vorrath verfertigen, und ziemlich gewiß seyn können, einen Tag wie den andern Beschäftigung zu finden, dem Taglohn gemeiner Arbeit ziemlich nahe kommt, der Maurerlohn um die Hälfte, auch wohl um das Doppelte höher zu stehen. Und wo er nicht ganz so hoch ist, da wird man finden, daß der Maurergesell, zumal der be-

weibte, sich noch mit irgend einer andern oft eigens erlernten Arbeit im Winter einen Theil seines Unterhalts zu erwerben weiß. Aus gleichem Grunde muß der Taglohn solcher Arbeit, welche durch die Schiffahrt in den nordischen Seehandelsplätzen veranlaßt wird, sofern sie des Winters ruhet, beträchtlich höher, als der Lohn andrer den Winter hindurch fortgehender Arbeit seyn. Auch ist er es, obzwar selten so viel höher, daß nicht diese Klasse von Arbeitern, wie sorgfältig sie auch des Winters jede Gelegenheit zu andrer Beschäftigung aufsucht, einem großen Theile nach in Schulden und Noth gerieth.

Wenn eine Arbeit, nach dem Willen des Beschäftigers bisweilen unbeständiger wird, als sie es sonst zu seyn braucht; so steigt dann auch allemal ihr Lohn über das Verhältniß, das er sonst zum gemeinen Taglohn haben würde. Ein Schneidergesell, tagweise gedungen, so daß er jeden Abend entlassen werden kann, bekommt höhern Lohn, als wenn er seiner Beschäftigung auf einen Monat, oder auch nur auf eine Woche sicher ist. Eben so bekommt ein täglich gemiethe-ter Lohnlakey mehr, als ein monatweise gedungner Bedienter, und dieser gemeiniglich

mehr, als einer, der auf ein halbes Jahr gemiethet wird.

Wenn dagegen dem, der eine Arbeit leisten soll, die ihrer Natur nach unbeständig ist, eine mehr oder weniger beständige Beschäftigung zugesagt wird; so läßt er sich insgemein einen geringeren Lohn gefallen. Der Miethkutscher in einer großen Stadt, der von einer Familie zur sonntäglichen Kirchenfahrt, oder von einem Arzte zum täglichen Besuche seiner Patienten, jahrweise gedungen wird, nimmt mit einer viel kleinern Summe vorlieb, als er sich sonst nach Verhältniß der einzelnen Fahrten berechnen könnte. Die Musik in Kirchen, von ordentlich dazu angestellten Personen geleistet, ist wohlfeiler, als sie nach Verhältniß der einzelnen Bemühungen sonst seyn würde. Und der Unterricht in schönen Künsten, neuern Sprachen und andern Wissenschaften, welcher, von unangestellten Lehrern stundenweise ertheilt, eben dieser Unbeständigkeit wegen theuer ist, kostet weniger, wenn ihn Lehrer geben, denen eine mehr oder minder lange Fortdauer ihrer Beschäftigung, sey es von Privatpersonen, sey es vom Publikum, zugesichert wird.

Arbeit wird höher bezahlt, je größer

das Zutrauen ist, das auf den, der sie leistet, gesetzt werden muß. Ein Buchhalter pflegt unter allen Comtoirbedienten am meisten Gehalt zu bekommen: wohl nicht bloß darum, weil seine Arbeit mühsamer und künstlicher ist; sondern weil man sich auf seine Pünktlichkeit mehr, als auf die Treue der andern, verlassen muß, indem jene sich nicht so leicht wie diese bewachen läßt. Noch mehr als ein Buchhalter bekommt ein Disponent, dem die Leitung der Geschäfte eines Handlungshauses übergeben ist; so fern es dabei nicht bloß auf den gewöhnlichen Grad von Diensttreue, sondern auf eigene Geistesthätigkeit in Ausfinnung von Planen, Benutzung von Konjunkturen und Erwählung der zu den wohlüberdachten Zwecken angemessensten Mittel, kurz darauf ankommt, daß der Mann seinen Auftrag zu Herzen nehme, und mit Liebe (con amore) besorge.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem Arzt, dem wir unsere Gesundheit, und mit dem Sachwalter, dem wir unser Vermögen, ja manchmal Leben und Ehre, anvertrauen. In so fern der Erfolg ihrer Bemühungen, die erforderliche Geschicklichkeit vorausgesetzt, besonders davon abhängt, daß

sie unsre Angelegenheit gleichsam zu der ihrigen machen, und dieß in ihrem Willen steht, ohne daß, wenn es unterbleibt, allemal eine Rüge möglich wäre, wird selbst der hohe Lohn, den man ihnen giebt, nicht sowohl für eine Vergeltung, als für eine Erkenntlichkeit gehalten: eine Ansicht, die nur bei solchen auf freier Geistesthätigkeit beruhenden Arbeiten Statt findet. Allerdings macht der Umstand, daß man denen, die dergleichen Arbeiten für uns unternehmen, sich gleichsam hingeben muß, eine höhere Belohnung auch schon darum nöthig, damit solchen Personen die Behauptung eines Ranges in der Gesellschaft möglich werde, welcher uns wegen des Zutrauens, das wir ihnen widmen müssen, Sicherheit gewähre.

Arbeit wird höher belohnt, je mehr ihre Erlernung schwierig und kostbar ist. So wie eine theure Maschine durch ihren Dienst das in ihr angelegte Kapital mit wenigstens dem üblichen Profit davon erstatten muß, bevor sie ausgedient hat; so muß die mühsam und kostbar erlernte Arbeit dem, der sie treibt, über dem gemeinen Lohn noch den ganzen Aufwand an Mühe und Kosten ihrer Erlernung mit wenigstens dem üblichen Profit von dem diesem Aufwande gleichen Kapi-

tal binnen einer, in Betracht der ungewissen Dauer des menschlichen Lebens, billigen Zeit, eben so wieder erstatten, als es in Betracht der gewissen Dauer der Maschine geschieht.

Sofern daher die Erziehung zu den schönen Künsten und wissenschaftlichen Berufsarten kostbarer und langwieriger ist, als die Erlernung der mechanischen und gemeinen Gewerbe, sollte die Vergeltung der Arbeit in jenen reichlicher als in diesen seyn. Und sie ist es auch. Ein Bildhauer verdient mit seiner Arbeit mehr, als ein Steinmetzer; ein Architekt mehr als ein Bauhandwerker; ein Komponist mehr als ein Musikant; und ein Verfasser mehr als ein Abschreiber.

So fern die Erlernung zünftiger Arbeiten langwieriger und kostbarer ist, als sie ohne den Zunftzwang seyn würde, muß natürlich auch der Lohn solcher Arbeiten höher seyn, als er sonst wohl wäre, oder als würklich der Lohn in manchen Gewerben ist, zu denen zwar nicht weniger Kenntniß und Geschicklichkeit, als zu jenen gehört, bei denen aber kein Zunftzwang Statt findet; wie z. B. bei dem Bergbau, bei der Schiffahrt, und bei den verschiednen Zweigen der Landwirthschaft. In zünftigen Gewerben muß der Lehrling eine gewisse meist ungebührlich

lange Lehrzeit aushalten, während welcher alle seine Arbeit dem Lehrherrn gehört, und er von den Seinigen in manchem Fall beköstigt, und in jedem Fall bekleidet werden, oder durch längere Lehrzeit die Kleider, die er vom Lehrherrn bekommt, abverdienen muß. In unzünftigen Gewerben, wie z. B. der Schiffahrt und Landwirthschaft, lernt der junge Mensch die schwierigern Stücke seines Berufs, während er zu den leichtern gebraucht wird, und verdient mit seiner Arbeit auf jeder von allen den Stufen, die er durchgeht, seinen Unterhalt. Aus diesem Grunde ist es billig, daß der Lohn zünftiger Arbeit den Lohn gemeiner Arbeit etwas übertreffe. Auch übertrift er ihn; und eben dieses höheren Lohnes wegen, werden die, welchen er zu Theil wird, als eine vornehmere Klasse von Leuten angesehen. Indessen beträgt in den gemeinern Manufakturen, z. B. von Leinen- und Wollenwaaren, der Lohn der Gesellen sehr wenig mehr, als der Taglohn gemeiner Arbeit. Und wenn in Betracht des Umstandes, daß ihre Beschäftigung beständiger und einförmiger ist, ihr Verdienst im Ganzen doch etwas mehr ausmacht, so scheint dieser Ueberschuß doch nur gerade zum

Ersatz der größeren Kosten ihres Auslernens hinzureichen.

Arbeit in verschiednen Gewerben wird höher gelohnt, je mißlicher oder je mehr von Glücksfällen und Geistesgaben abhängig in ihnen das weitere Fortkommen des Arbeiters ist.

Die Wahrscheinlichkeit, ob es einem jungen Menschen gelingen werde, das Gewerbe, dem er sich widmet, dereinst als selbstständiger Mann, nehmlich als Meister oder Lehrherr, für eigene Rechnung zu treiben, ist keinesweges bei allen Gewerben gleich groß. Ein Schneidergesell kann sich dieß bei dem geringen Verlage, den er dazu nöthig hat, fast allemal sicher versprechen. Schon unsicherer ist die Aussicht dazu für den unbemittelten jungen Menschen, wenn er sich dem Hutmacher- oder Kupferschmidtsgewerbe; noch ungewisser, wenn er sich der Schönfärber- oder Buchdrucker- oder Medicinapothekerkunst, kurz wenn er sich einem Gewerbe widmet, das zum Selbstbetriebe großen Verlag, seiner Natur oder bestehenden Zunftgesetzen nach, erfordert, oder das wohl gar besserer Polizeiaufsicht wegen oder kraft alten Herkommens geschlossen, nehmlich auf eine

bestimmte

bestimmte Zahl von Meistern oder Herren beschränkt ist. So fern nun in manchen Gewerben solcher Art die Gesellen beständig überaus viel zahlreicher seyn müssen, als die Meister oder Lohnherren, und in eben dem Verhältniß, wie jene gegen diese zahlreicher sind, die Unwahrscheinlichkeit, daß es ihnen gelingen werde, dereinst ihr erlerntes Gewerbe für eigene Rechnung treiben zu können, größer ist; so sollte ihr Lohn nach Verhältniß dieser Unwahrscheinlichkeit höher seyn. Auch ist er es wohl in der That; nach dem Umstande zu schließen, daß weit mehrere Gesellen in Gewerben solcher Art beweibt gefunden werden: indem dieß doch beweiset, daß ihr Verdienst hinreicht, einen eignen Heerd zu haben, und eine Familie zu unterhalten.

Wie ungewiß es indessen auch seyn mag, ob ein junger Mensch das Gewerbe, dem er sich widmet, dereinst auf eigne Hand werde treiben können; so ist es doch fast niemals ungewiß, daß er nach ausgehaltener Lehrzeit im Stande seyn werde, seine Berufsarbeit gehörig zu leisten; vorausgesetzt, daß von Gewerben die Rede ist, wo alles auf Handgeschicklichkeit, geübten Sinnengebrauch und bestimmte Regeln ankommt. Dagegen

ist eben dieß sehr ungewiß bei den sogenannten liberalen Professionen, wo es Arbeiten giebt, die von freier Geistesthätigkeit abhängen, und deren Wohlgelingen besondre Talente erfordert.

Ob ein junger Mensch, der einen solchen Beruf erwählt, die dazu erforderlichen Fähigkeiten habe, oder jemals in den Schwung kommen werde, der vielleicht diese Fähigkeit giebt, ist weder ihm selbst noch irgend einem seiner Bekannten gewiß; nur die würkliche Probe kann darüber entscheiden. Gesetzt nun, die Erfahrung bewiese, daß von der ganzen Anzahl derer, die einen Beruf solcher Art erwählen, in der Regel nur auf drei Viertheile zu rechnen wäre, welche die Probe vollkommen beständen, und daß also, bei der Ungewißheit, wer unter vieren die drei Glücklichen seyn werden, immer vier ihr Heil versuchen müßten, damit die drei brauchbaren, deren das Publikum bedarf, ausgefunden werden: so sollten diese drei für ihre Arbeit eine Vergeltung bekommen, welche den Aufwand nicht nur ihrer eigenen Erziehung, sondern auch der Erziehung des verunglückenden vierten ersetzte; damit nehmlich immer ein solcher vierter angelockt werde, sein Heil zu versuchen: etwa wie in einer

vollkommen richtigen Lotterie denen, welche die Treffer ziehen, alles das zufallen sollte, was denen entgeht, welche die Nieten ziehen.

Aber so ist es nicht. Von der großen Menge junger Leute, die z. B. in unserem Staat sich dem wissenschaftlichen Baufache widmen, bringen manche es nicht einmal so weit, die erste Prüfung zu bestehen, um Kondukteure zu werden, und von diesen fällt noch ein viel größerer Theil aus, der sich zur zweiten Prüfung, wovon ihre Anstellbarkeit in den höheren Bauposten abhängt, nicht stark genug findet. Schwerlich beträgt alles das, was von dem gesammten Baupersonale jährlich verdient wird, so viel, daß es über den eigentlichen Werth ihrer Arbeit noch den Aufwand der Erziehung aller derer, welchen ihr Versuch mißlingt, völlig deckt.

Nicht besser scheint es mit den studirten Aerzten bewandt zu seyn.

Noch auffallender aber ist es, nach Adam Smiths Versicherung, der Fall mit den englischen Juristen. Bei der verhältnißmäßig sehr kleinen Anzahl salarirter Justitzstellen in England, bei dem erstaunlich schwierigen Studium des englischen Rechts, und bei dem Erforderniß von Rednertalenten für den, der

als Sachwalter glänzen will, gelingt es unter den jungen Leuten, welche dieß Studium erwählen, kaum einem gegen zwanzig, dereinst von seinem Beruf leben zu können. Bei diesem Beruf also gebührte dem einen, dem sein Plan gelingt, aller der Verdienst, der den zwanzig Verunglückten hätte zu Theil werden sollen. Aber so hoch steigt die Vergeltung der englischen Juristen nicht, wie übertrieben uns auch ihre Gebühren manchmal vorkommen mögen. Die Lotterie ihres Berufs ist bei weitem keine vollkommen richtige Lotterie; und gleich vielen andern liberalen und ehrenvollen Professionen wird auch die ihrige dem baaren Geldverdienste nach zu schlecht belohnt.

Dennoch halten diese Professionen mit allen übrigen ihren Nichtstand, und ermangeln des dazu erforderlichen Zuflusses von Menschen nicht, unter denen vielmehr die geistreichsten und edelmüthigsten sich nach ihnen begierig drängen. Drei verschiedne Ursachen tragen dazu bei: Erstlich das Verlangen nach Ruhm; zweitens der Dünkel, den jedermann mehr oder weniger von seinen Fähigkeiten hegt; und drittens der Wahnglaube der Menschen an ihr eignes gutes Glück.

Sich auszuzeichnen in einem Berufe, in welchem nur wenige sich bis zur Mittelmäßigkeit erheben, ist das entscheidendste Merkmal von überlegenen Talenten, oder von dem, was man Genie nennt. Die öffentliche Bewunderung, die solche hervorstechende Geschicklichkeiten begleitet, macht allemal einen Theil von deren Belohnung aus, einen größeren oder kleineren, nachdem sie dem Grade nach höher oder geringer ist. Bei dem Berufe des Arztes giebt sie einen beträchtlichen Theil jener Belohnung ab, einen noch größeren bei Mahlerei und Skulptur; für den Dichter und Philosophen ist sie fast die alleinige Vergeltung.

Der überhohe Dünkel, den die meisten Menschen von ihren Fähigkeiten hegen, und der so viele zur Wahl eines Berufs verleitet, dem sie nicht gewachsen sind, ist bekannt genug.

Minder bemerkt, aber wo möglich noch allgemeiner herrschend unter den Menschen ist ihre dreiste Zuversicht auf ihr eigenes gutes Glück; durch die so viele theils zu jenen liberalen Professionen, theils vornehmlich zu Berufsarten, worin das Fortkommen meist vom Zufall abhängt, sich hintreiben lassen, trotz der geringen Vergeltung, auf die dabei

zu rechnen ist, und die nachher ihnen auch würklich zu Theil wird. Vielleicht, daß kein Sterblicher, so lange er gesund und aufgeräumt ist, ganz von diesem Wahnglauben frei bleibt. Die Möglichkeit zu gewinnen wird von jedermann mehr oder weniger überschätzt, so wie dagegen die Möglichkeit zu verlieren fast immer zu klein, und von Menschen, die leidlich wohl und munter sind, kaum jemals zu groß angeschlagen wird.

Wie sehr die Möglichkeit zu gewinnen überschätzt wird, zeigt der Fortgang, den überall Lotterien finden; obgleich eine vollkommen richtige Lotterie, worin das Total aller Gewinnste dem Total aller Verluste gliche, weder jemals gewesen ist, noch seyn wird, weil der Unternehmer nichts davon hätte. Die eitle Hoffnung, einen der großen Gewinnste zu treffen, ist es allein, was den Loosen Käufer schafft. Denn schwerlich würden, wenn eine Lotterie keinen Gewinn über zwanzig Thaler gewährte, gesetzt auch daß sie, in anderm Betracht, einer vollkommen richtigen Lotterie viel näher käme, als die gemeinen Staatslotterien, ihre Loose so gern gekauft werden, als die Loose der letztern. Zu geschweigen, daß, bloß um einen der großen Gewinnste besser zu ertappen,

so mancher Spieler mehrere Loose oder kleine Antheile an einer noch größeren Anzahl derselben kauft: da es doch mathematisch gewiß ist, daß auf je mehr Loose man sein Geld wagt, desto wahrscheinlicher der Verlust seyn werde; weil, wer alle Loose kauft, unfehlbar verliehrt.

Daß die Möglichkeit zu verliehren, gemeiniglich zu klein, und kaum jemals zu groß angeschlagen wird, zeigt der sehr mäßige Profit beim Assekuranzgewerbe, und der Eigensinn vieler Menschen, selbst um geringe Prämien sich gegen Gefahr nicht sichern zu wollen. In der That hat durch das Assekuranzgewerbe zwar so mancher etwas verdient, aber nicht leicht einer sich sehr bereichert: zum klaren Beweise, daß die gewöhnliche Balanz von Gewinn und Verlust nicht vortheilhafter in diesem, als in andern gemeinen Gewerben ist, durch welche sich so mancher zu bereichern pflegt. Und doch, wie mäßig auch die Assekuranzprämie gemeiniglich ist, machen sich viele Leute so wenig aus der Gefahr, daß sie selbst durch eine so mäßige Prämie sich dagegen nicht sichern wollen. In ganz England zusammengenommen mag unter zwanzig, vielleicht unter hundert Häusern nicht eins gegen Feuersgefahr versichert

seyn. Und zu aller Jahreszeit, selbst im Kriege, segeln Schiffe ohne alle Assekuranz; und zwar nicht bloß, wenn deren zwanzig oder dreißig Einem Rheder oder einer Handelskompagnie gehören, in welchem Fall sie sich unter einander selbst assekuriren, sondern auch in andern Fällen, wo Unterlassung der Assekuranz bloß Folge von dreister Verachtung der Gefahr ist.

Nie sind Verachtung der Gefahr und Zuversicht auf Glück mehr würksam, als in dem Alter, wann der junge Mensch seinen künftigen Beruf wählt. Wie wenig dann die Furcht vor Unfall den Glauben an gutes Glück aufzuwiegen vermag, zeigt sich an der Bereitwilligkeit der gemeinen Leute, Soldaten oder Matrosen zu werden, noch auffallender, als an dem Eifer, womit die vornehmere Jugend sich nach den sogenannten liberalen Professionen drängt.

Einen mißlichern Beruf, als den eines gemeinen Soldaten zur Kriegszeit, giebt es gar nicht. Und doch lassen sich in England junge Freiwillige nie lieber anwerben, als beim Ausbruch eines neuen Krieges. Ihr Sold reicht nicht an gemeinen Taglohn, und ihre Beschwernisse im würklichen Dienste sind größer, als die des gemeinen Arbeiters.

Aber ihre jugendliche Phantasie berechnet das nicht, sondern spiegelt ihnen tausenderlei Möglichkeiten vor, sich auszuzeichnen und empor zu schwingen. Diese romantischen Hofnungen sind der ganze Preiß, um den sie Blut und Leben wagen.

Minder selten, als dem gemeinen Soldaten, gelingt es dem gemeinen Seemann zu einigem Vermögen und zu höheren Posten zu gelangen: und doch ist es die Aussicht hierauf, was vornehmlich den Seedienst empfiehlt. Aber obgleich an Kunst und Gewandtheit der Matrose die meisten Handwerker übertrift, und sein Leben aus lauter Beschwerniß und Gefahr zusammengesetzt ist; so hat er doch, so lange er Matrose bleibt, für alle seine Kunst und für alle seine Beschwerniß kaum eine andre Vergeltung, als das Vergnügen jene ausgeübt, und diese überwunden zu haben. Denn sein Lohn ist nicht höher, als der gemeine Taglohn in dem Hafen, wo sich der Satz der Matrosenheuer regulirt, d. h. wohin und von wo die meisten Schiffe segeln; welches z. B. für England der Londner Hafen ist.

Die entfernte Aussicht auf Wagnisse, aus welchen man hoffen kann sich durch Muth und Geschicklichkeit heraus zu winden, ist

nicht unangenehm: auch erhöht sie bei keinem Beruf den Arbeitslohn. Mit Gefahren, wo Muth und Geschicklichkeit nichts helfen, ist es anders. In Gewerben, die als ungesund bekannt sind, steht (wie schon oben erinnert worden, indem das Ungesunde eine Art des Unangenehmen ist,) der Arbeitslohn allemal merklich höher.

So werden die Ungleichheiten des Geldlohnes der verschiednen Beschäftigungen begreiflich, wenn man diese in Hinsicht auf die erwähnten fünf Umstände mit einander vergleicht. Anscheinende Anomalien werden sich unter die Regeln fügen, sobald man einen oder den andern Umstand, den man übersehen hatte, gehörig in Betracht zieht. So scheinen die enormen Belohnungen ausgezeichneter Schauspieler, Operntänzer und Opernsänger befremdlich, erwägt man das Angenehme ihrer Verrichtungen selbst sowohl, als den Genuß der öffentlichen Bewunderung, die ihnen dafür zu Theil wird. Aber diese bewunderten Talente sind von der eigenen Art, daß ihre Schaustellung für Geld als eine Art von persönlicher Erniedrigung, sey es mit Recht oder aus Wahn, angesehen wird. Die wunderliche Mißachtung, die man gegen solche Personen dar-

um hegt, weil sie aus ihrer Kunst ein Gewerbe machen, muß ihnen eben so wohl vergolten werden, als der Aufwand an Kosten und Mühe, den ihnen die Erwerbung ihrer Kunst verursacht hat. Und sie erhalten diese Vergeltung in reichem Maaße, weil die Konkurrenz in ihrem Gewerbe durch eben jene Mißachtung vermindert wird. Denn bei weitem sind solche Talente so selten nicht, als man sich einbildet. Viele Personen besitzen sie in großer Vollkommenheit, die es unter ihrer Würde halten, solchen Gebrauch davon zu machen; und noch mehrere sind fähig sie zu erlangen, wenn sich dadurch etwas mit Ehren verdienen ließe.

Von den fünf Umständen, die den Geldlohn der verschiednen Arbeiten so verschieden machen, sind es fast nur der erste und der letzte, nur das Unangenehme oder Angenehme und das Mißliche oder Sichere, die einigen Einfluß auf den Geldprofit bei den verschiednen Verlagsanwendungen haben; die andern nicht. Denn ob ein Verlag beständig oder nur ab und zu angewandt wird, das beruht auf dem Gewerbmann und nicht auf dem Gewerbe. Von Zutrauen kann gar nicht die Rede seyn bei dem, der seinen eignen Verlag benutzt, sondern nur

bei dem, der fremden Verlag borgt: und wie viel Kredit dieser finden werde, das beruht gar nicht auf der Natur seines Gewerbes, sondern auf andrer Leute Meinung von seinem Vermögen und seiner Klugheit, so daß z. B. ein Hufschmidt oder Fleischer gar wohl mehr Kredit haben kann, als ein Uhrmacher oder Juwelirer. Auch die Leichtigkeit oder Schwierigkeit der Erlernung des Gewerbes, in welchem ein Verlag benutzt wird, scheint den Profit, wenn man ihn gehörig von Arbeitslohn unterscheidet, wenig zu verändern. Alle die mancherlei in großen Städten gemeiniglich vorkommenden Anwendungsarten eines Verlages lassen sich, wie es scheint, beinahe gleich leicht und gleich schwer erlernen. Es kann z. B. der eine Zweig des inländischen oder auswärtigen Handels nicht wohl ein viel verwickelteres Geschäft seyn, als der andere.

Dagegen was das Unangenehme betrift; so erhöhet es den Verlagsprofit eben so gut, wie den Arbeitslohn. Die Gastwirthshanthierung z. B. ist ungemächlich und mißgeachtet. Aber dafür giebt es auch unter den gemeinen Gewerben kaum irgend eins, worin kleiner Verlag so hohen Profit abwirft.

Auch erhöhet das Mißliche nicht minder den Profit, als den Lohn. Der übliche Profitsatz wechselt in den verschiednen Gewerben mit der größern oder geringern Gewißheit der Wiedereinnahme, oder des Umsatzes: und so wie dieser überhaupt genommen minder gewiß im ausländischen Handel, als im inländischen, und minder gewiß in manchem Zweige des ausländischen Handels, als in andern ist; so ist auch der ordentliche Profitsatz höher in jenen erstern Fällen, als in diesen letztern. Allemal steigt er mehr oder weniger mit dem Risiko.

Aber er scheint nicht in gehöriger Proportion oder so zu steigen, daß er allemal das Risiko völlig deckte. In den gewagtesten Handelszweigen sind die Bankrotte am häufigsten: zum klaren Beweise, daß in ihnen der Profit nach Verhältniß des Risiko nicht hoch genug ist. Brächte der waghafteste Handel unter allen, der Schleichhandel, so viel ein, daß er, außer dem üblichen Verlagsprofit, nicht nur alle von Zeit zu Zeit vorfallenden Einbußen deckte, sondern auch noch einen Ueberschuß an Profit von derselben Art, wie der Profit der Assuradeure ist, gewährte; so würden Bankrotte nicht häufiger in ihm, als in andern Han-

delsarten seyn: statt daß er jetzt der unfehlbarste Weg zum Bankrott ist. Warum anders, als weil die dreiste Zuversicht auf gutes Glück hier, wie bei allen andern Gelegenheiten, würkt, und so viel Waghälse zu diesem gefährlichen Handel verleitet, daß durch ihre Konkurrenz der Profit zu tief herabgebracht wird, um das Risiko genugsam zu decken.

Da von den fünf Umständen, mit welchen der Arbeitslohn wechselt, nur zwei den Verlagsprofit ändern, nehmlich das Angenehme oder Unangenehme, und die Mißlichkeit oder Sicherheit; und da in Absicht des Unangenehmen die meisten Verlagsanwendungen nicht viel von einander verschieden sind, und in Absicht des Mißlichen der Profit zwar mit dem Risiko steigt, aber nicht allemal in gehöriger Proportion mit ihm zu steigen scheint: so sollte man denken, es müßten in einer und derselben Staatsgesellschaft oder Nachbarschaft die mittleren und gewöhnlichen Profitsätze bei den verschiednen Anwendungen von Verlag viel näher wagerecht stehen, als die Geldlöhne bei den verschiednen Anwendungen von Arbeit. Und würklich findet man es auch so. Der Verdienst eines gemeinen Arbeiters und der Ver-

dienst z. B. eines wohlbeschäftigten Arztes oder Sachwalters weichen viel stärker von einander ab, als die ordentlichen Profite in irgend zwei verschiednen Gewerben.

Wenn der Unterschied zwischen den Profiten mancher Gewerbe sehr groß aussieht; so ist es insgemein eine Täuschung, die davon herrührt, daß man dasjenige, was eigentlich Arbeitslohn ist, von dem würklichen Verlagsprofit nicht unterscheidet.

So drückt Apothekerprofit etwas ganz Uebertriebenes aus. Und doch ist dieser anscheinend hohe Profit oft weiter nichts, als ein billiger Lohn für Arbeiten, die ein überaus wichtiges Zutrauen, und eine sehr feine wissenschaftliche Kunst erfordern; welchen Lohn der Mann, der diese Arbeiten leistet, auf keine andere Art einzuziehen vermag, als dadurch, daß er ihn auf den Preiß seiner Arzeneien schlägt, wo dieser Lohn sodann die Gestalt von Profit annimmt.

Eben so verhält es sich mit dem hohen Verdienst, den mancher kleinstädtsche Krämer aus seinem geringen Verlage zieht. Indem er, wir wollen setzen, des Jahres 200 Thaler an einem Verlage von 500 Thalern verdient, scheint er einen Profit von 40 Prozent zu machen. Aber was hier als Profit

erscheint, ist mehrentheils Arbeitslohn. Nehmlich für die jährliche Arbeit eines solchen Mannes, der bei seinem Handverkauf sich beständig zu tummeln hat, und der nicht nur lesen, schreiben und rechnen können, sondern auch vielleicht funfzigerlei Waaren nach ihren Preißen, Beschaffenheiten und besten Einkaufsplätzen genau kennen muß, sind hundert und funfzig Thaler wohl kein zu hoher Lohn. Zieht man diesen von dem scheinbar großen Profit ab; so bleiben funfzig Thaler und sonach zehn Prozent als eigentlicher Verlagsprofit übrig. In derselben kleinen Stadt, wenn sie ein Seeplatz ist, lebt vielleicht ein Großhändler, der an seinem Verlage von zehn tausend Thalern mehr nicht als 1150 Thaler verdient, und sonach einen Profit von zwölftehalb Prozent zu machen scheint. Rechnen wir ihm an Lohn für seine Arbeit eben so viel, wie jenem Krämer, nehmlich hundert und funfzig Thaler an; so behält er, nach Abzug dieses Lohnes noch tausend Thaler von seinem ganzen Verdienst und sonach zehn Prozent an eigentlichem Verlagsprofit übrig. Derselbe Lohn, der von des Krämers Verlage dreißig Prozent, und von seinem ganzen Verdienst drei Viertheile beträgt, macht von des Großhändlers Verlage

lage nur anderthalb Prozent, und von seinem ganzen Verdienst etwa nur ein Achttheil aus.

In einer großen Hauptstadt, wo kraft des ausgedehnten Markts selbst der Detailhandel starke Kapitalien beschäftigen kann, ist daher der Unterschied zwischen den anscheinenden Profiten des Detailhandels und des Großhandels weit geringer als in kleinen Städten und Landflecken. Denn indem dort ein Detailleur vielleicht zwanzig oder dreißig tausend Thaler umsetzt, ist der Lohn seiner Arbeit ein verhältnißmäßig nur geringer Zusatz zu dem eigentlichen Profit von seinem so starken Verlage; und dieser sein Profit steht sonach mit dem Profit des Großhändlers weit näher wagerecht.*)

*) Eben daraus erklärt sich der Umstand, daß Waaren detailweise verkauft, zum Theil viel wohlfeiler, zum Theil nicht theurer in der großen Hauptstadt, als in kleinen Städten und Landflecken sind. So z. B. sind Kramwaaren aller Art in der großen Stadt gemeiniglich viel wohlfeiler, und Brod und Fleisch öfters eben nicht theurer. Nehmlich Kramwaaren kommen mit nicht mehr Transportkosten beschwert nach der großen Stadt, als nach der kleinen; und indem sie also, ihren Primkosten nach, an beiden Plätzen einander gleich stehen,

Die bisher erklärten fünf Umstände verursachen zwar viele Ungleichheit, im Geldlohn und im Geldprofit; aber keine in dem Ganzen der, sey es würklichen, sey es einge-

sind sie am wohlfeilsten da, wo der niedrigste Preis oder Verdienst auf sie geschlagen wird, das heißt, in der Hauptstadt. Korn und Vieh dagegen kommen mit weit mehr Transportkosten beschwert nach der großen Stadt, als nach der kleinen; indem sie nach jener aus viel weiteren Entfernungen zusammen gebracht werden müssen. Brod und Fleisch also stehen, ihren Primkosten nach, höher in der großen Stadt, als in der kleinen: und wenn also gleich der Profit niedriger in der großen Stadt ist; so sind darum doch diese Waaren dort nicht allemal wohlfeiler, obzwar öfters auch nicht theurer. In solchen Artikeln nehmlich, wie Brod und Fleisch, zieht der ausgedehnte Markt einer großen Stadt zwei entgegengesetzte Folgen nach sich. Er vermindert die scheinbaren Preise; indem er Gelegenheit zur Anwendung stärkrer Kapitalien giebt; und er vermehrt die Primkosten, indem er Zufuhr aus weitern Entfernungen erfordert. Diese Verminderung der Profite, und diese Vermehrung der Primkosten halten, scheint es, in den meisten Fällen einander die Waage: welches vermuthlich die Ursache davon ist, daß, obgleich die Korn- und Viehpreiße sehr verschieden in den verschiednen Gegenden eines Landes sind, dennoch die Brod- und Fleischpreiße in den meisten Plätzen desselben insgemein ziemlich gleich, oder weit weniger ungleich, als jene stehen.

bildeten, Vortheile und Nachtheile, die jede der verschiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen mit sich führt: sondern, indem sie einen geringern Geldverdienst in einigen vergüten und einen großen Geldverdienst in andern werthloser machen, streben sie vielmehr dahin, daß eine durchgängige Gleichheit jenes Ganze betreffend in ihnen allen bewürkt werde.

Aber diese Gleichheit hängt davon ab, daß, wenn irgend eine Arbeits- oder Verlagsanwendung mehr oder minder vortheilhaft, als die übrigen ist, so viele Menschen in dem einen Fall zu ihr übergehen, und in dem andern von ihr zurücktreten werden, bis solche auf ihren Richtstand mit den übrigen Anwendungen zu stehen kommt. Und das kann nur geschehen, wenn die Menschen außer der freien Wahl, auch noch Kenntniß von dem, was jedesmal für sie das Vortheilhaftere ist, und Zeit zu solchem Uebergehen oder Zutreten haben, und durch sonst nichts daran gehindert werden. Selbst also die vollkommenste Gewerbsfreiheit vorausgesetzt, wird jene Gleichheit doch nur bei solchen Arbeits- und Verlagsanwendungen Statt finden können, erstens die in der Nachbarschaft wohl bekannt, und seit geraumer Zeit

im Gange, zweitens die in ihrem ordentlichen, oder wie man es nennen möchte, natürlichen Zustande sind, und drittens, die den alleinigen oder Hauptberuf derer ausmachen, welche sich damit befassen.

In neuen Gewerben pflegt der Arbeitslohn, alles übrige gleich gesetzt, gemeiniglich höher zu seyn, als in den alten. Denn wer z. B. eine Fabrik von neuer Art anlegt, der muß anfangs, um die Arbeiter, deren er bedarf, von andern Beschäftigungen wegzulocken, ihnen einen höheren Lohn bieten, als ihnen in ihrer bisherigen Lage zu Theil ward, oder als die Natur ihrer neuen Verrichtung sonst erfordern möchte; und es wird eine beträchtliche Zeit vergehen, bevor er es wagen kann, den Lohn auf den gemeinen Richtstand herabzusetzen. Eben daher pflegt auch der Lohn für solche Arbeit, welche Modewaaren liefert, die sich nicht lange in Nachfrage erhalten, höher zu seyn, als der Lohn für Arbeit, welche Waaren stellt, die von nothwendigem oder nützlichem Gebrauch sind, und daher fortwährend in Nachfrage bleiben. Bei dieser letzten Arbeit hat die Konkurrenz Zeit, sich bis zum Gleichgewicht zu verstärken, bei jener erstern nicht immer.

Die Einführung eines neuen Verfahrens in der Landwirthschaft, die Anlegung einer neuen Manufaktur, die Unternehmung eines neuen Handelszweiges, ist allemal eine Spekulation, wovon derjenige, der sich damit befaßt, außerordentlichen Profit erwartet. Dieser Profit, der würklich manchmal sehr hoch, aber auch zuweilen und wohl öfters niedrig genug ist, hält überhaupt keine regelmäßige Proportion zu dem Profit bei den andern alten Gewerben in derselben Nachbarschaft. Gemeiniglich ist er, wenn das Projekt gelingt, anfangs sehr hoch; nach Maaßgabe, wie das Verfahren oder Gewerbe mehr und mehr bekannt wird, und ordentlich in Gang kommt, bringt die Konkurrenz den Profit auf den Nichtstand mit den andern Gewerben herab.

Jene Gleichheit kann ferner bei den verschiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen nur so lange bestehen, als diese in ihrem ordentlichen, oder wie man es nennen möchte, natürlichen Zustande sind.

Nach fast jeder besondern Art von Arbeit ist die Nachfrage manchmal größer, und manchmal kleiner, als gewöhnlich. In dem einen Fall übersteigen die Vortheile der Ar-

heit den gemeinen Nichtstand, in dem andern sinken sie unter ihn herab.

Die Nachfrage nach Landarbeit ist größer zur Erndtezeit, als im ganzen übrigen Jahr; und mit ihr steigt der Lohn; weil auf weiten Strecken die Ernte zu gleicher Zeit eintritt, und die Anzahl der Arbeiter sich nicht so, wie es die schnelle Zunahme und Wiederabnahme der Nachfrage fodert, vermehren oder vermindern kann. Eben so steigt zur Kriegszeit in England die Matrosenheuer bei der Handelsschiffahrt wohl aufs doppelte und drüber, ohne daß es sich ändern läßt; weil der Staat, nicht wie die Landtruppen, so auch die Seeleute für den Fall des Krieges zum voraus bereit halten kann, sondern sie, wenn sie geübt und erfahren seyn sollen, der Handelsschiffahrt entziehen muß.

Dagegen wenn ein Gewerbe in Verfall geräth, ein Schicksal, das Modemanufakturen nicht selten trift, nimmt mancher Werkmann, ehe er seine gewohnte Arbeit aufgiebt, und sich zu einer neuen einrichtet, (was ihm oft Alters und anderer Umstände wegen schwer wird) lieber mit einem geringern Lohn vorlieb, als sonst der Natur seiner Arbeit angemessen wäre.

Der Profit wechselt mit dem Preiße der Waaren. So wie der Preiß irgend einer Waare sich über den ordentlichen oder Mittelsatz erhebt, steigt auch der Profit von wenigstens einem Theile des auf sie gewandten Verlages über seinen gehörigen Richtstand; und sinkt, so wie jener fällt, unter denselben herab. Nun sind zwar alle Waaren mehr oder weniger im Preiße wechselhaft, aber manche sind es weit mehr als andere. Es giebt, wie schon anderwärts bemerkt worden, Gewerbe, wo gleich viel Arbeit allemal fast gleich viel Waare hervorbringt; wie es z. B. der Fall mit allen Webereien ist. Der Wechsel im Marktpreiße solcher Waaren kann nur von irgend einem zufälligen Wechsel in der Nachfrage herrühren. Und so wie daher die Nachfrage z. B. nach schlechter Leinwand und gemeinem Tuch ziemlich einförmig ist, so ist es auch deren Preiß. Dagegen giebt es Gewerbe, wo gleich viel Arbeit nicht immer gleich viel Waare liefert; weil diese mit von Witterung und andern Zufällen abhängig ist: wie z. B. gleich viel Arbeit in verschiednen Jahren keinesweges gleich viel Getreide, Wein, Tabak, Zucker, Seide, Seesalz, Thran und dergleichen, schafft. Der Preiß solcher Waaren

wechselt also nicht bloß mit dem Wechsel der Nachfrage, sondern auch mit dem viel stärkern und öftern Wechsel der gewonnenen Quantität, und ist sonach äußerst schwankend. Nun aber muß der Profit wenigstens eines Theiles der Händler, deren Verlag in solchen Waaren angelegt ist, mit dem Preiße derselben schwanken. Die Geschäfte des spekulirenden Kaufmanns beziehen sich hauptsächlich auf Waaren solcher Art. Er kauft sie auf, wenn er voraus sieht, daß ihr Preiß steigen werde, und verkauft sie, wenn er einen Abschlag ihres Preißes vermuthet.

Ueberhaupt kann der Profit bei dem Spekulationshandel in keiner ordentlichen Proportion zu dem Profit irgend eines regelmäßigen, eingerichteten, wohlbekannten Gewerbes stehen, aus dem einfachen Grunde, weil der Spekulant kein solches Gewerbe treibt, sondern sich nach Verschiedenheit der Konjunkturen, mit jeder Art von Handel befaßt, der ihm mehr als gewöhnlichen Profit verspricht, und solchen aufgiebt, wann der Profit davon auf den Richtstand der andern Handelszweige zurückkehrt.

Ein dreister Spekulant erwirbt manchmal durch ein Paar gelingende Unternehmungen ein beträchtliches Vermögen; aber

eben so leicht kann er es durch ein Paar fehlschlagende wieder verlieren. *)

*) Nur an Plätzen, wo die zum Spekulationshandel erforderlichen Nachrichten schnell zu haben, und die darauf sich beziehenden Geschäfte leicht auszuführen sind, kann derselbe mit Erfolg getrieben werden. In der Regel also hat er seinen Sitz in großen Städten. Und er ist es, wodurch daselbst manchmal großer Reichthum plötzlich erworben wird. Denn durch irgend einen regelmäßigen, eingerichteten und wohlbekannten Handel oder Gewerbszweig wird selbst in einer großen Stadt großer Reichthum selten anders erworben, als Kraft eines langen Lebens voll Betriebsamkeit, Sorgfalt und Frugalität. Indessen wird er auf diesem Wege, selbst von geringen Anfängen, doch oft in einer großen Stadt erworben, und dagegen kaum jemals in kleinen Städten und Landflecken, obgleich in diesen die Profite des Grossirers sowohl als Detailleurs insgemein höher sind, als in der großen Stadt. Die Ursache liegt darin, daß an einem kleinen Ort wegen des beschränkten Markts der Handel nicht allemal sich so erweitern läßt, wie der Verlag zunimmt. Es kann also da, wie hoch auch der Profitsatz gehen mag, die Summe des Profits nie groß, und folglich auch die Anhäufung des Erwerbs nie stark seyn. In einer großen Stadt hingegen läßt sich der Handel ausdehnen, so wie der Verlag anwächst, und eines thätigen und sparsamen Mannes Kredit wächst noch schneller als sein Verlag. Nach Maaßgabe wie beide zunehmen, erweitert sich sein

Jene Gleichheit kann endlich nur bei solchen Arbeits- und Verlagsanwendungen Statt finden, welche den alleinigen oder Hauptberuf derer ausmachen, die sich damit befassen.

Zieht eine Person ihren Unterhalt aus einem Beruf, der ihr viel freie Zeit läßt; so ist sie nicht nur oft bereit, sondern auch allemal im Stande, irgend eine andere Arbeit für einen geringern Lohn in ihren Freistunden zu thun, als sonst der Natur dieser Arbeit angemessen wäre; oder als jeder andern Person gegeben werden müßte, die lediglich aus solcher Arbeit ihren ganzen Unterhalt zöge. Was auf solche Weise durch Nebenarbeit hervorgebracht oder verfertigt wird, kommt dann insgemein wohlfeiler zu Markt, als es unter andern Umständen möglich ist.

So verhält es sich mit dem Leinengarn, welches theils von dem zu andern Zwecken gehaltenen Gesinde in müssigen Stunden, theils von den Familien der sogenannten kleinen Leute auf dem Lande in ihrer Dienstfreien

Handel, und die Summe seines Profits steht mit dem Umfange seines Handels, und seine jährliche Verlagsanhäufung mit der Summe seines Profits in Proportion.

Zeit gesponnen wird. Es kommt so wohlfeil zu Markt, daß England, selbst durch Hülfe seines eisernen hundertarmigen Briareus, wie Lauderdale die Spinnmühlen nennt, es sich nicht wohlfeiler zu schaffen vermag, und daher in großen Quantitäten aus Preußen und dem nordwestlichen Theile von Deutschland zieht.

Eben so ist es mit den gemeinen Sorten von Leinwand, die selbst noch in diesem letzten Jahrmarkt hier in Königsberg (1805) wenig mehr, als vor zwanzig Jahren galt, obgleich während dieser Zeit das Material sowohl, als der Lebensunterhalt, wenn man die Kartoffeln ausnimmt, so sehr im Preiße gestiegen sind.

Noch immer werden in Preußen, wie fast überall in Deutschland, die gemeinsten Arten von Strümpfen wohlfeiler gestrickt, als auf dem Wirkerstuhle gewebt. Und schwerlich wird irgend eine Fabrik die geflochtenen Stroharbeiten und die geklöppelten Spitzen so wohlfeil stellen können, als jene von dem weiblichen Landvolke in einem Striche bei Dresden, und diese von den Familien der Bergleute im sächsischen Erzgebirge verfertigt werden.

Solche, neben einem andern Beruf, ver-

fertigte Waaren lassen sich mit denen vergleichen, die an manchen Orten von Klosterfrauen, Stiftswittwen, Waisenkindern und Pfleglingen öffentlicher Armenhäuser, kurz von Personen verfertigt werden, die ihren Unterhalt ganz oder zum Theil aus milden Fonds ziehen. Alle dergleichen Waaren können darum wohlfeiler gelassen werden, weil sie nicht die alleinige oder Hauptquelle des Auskommens ihrer Verfertiger sind.

Diejenigen Personen, welche durch irgend eine Arbeit solcher Art, die häufig als Nebenbeschäftigung getrieben wird, ihren ganzen Unterhalt zu erwerben suchen, wie z. B. durch Spinnen, Stricken und Nähen, haben dabei kaum das liebe Leben.

Fälle der Art, daß Leute von einer Beschäftigung leben, und zu gleicher Zeit einen kleinen Nebenerwerb aus einer andern ziehen, kommen seltner in reichen Ländern als in armen vor; weil es in jenen seltner ein Gewerbe giebt, welches nicht einen so ausgedehnten Markt fände, daß es die gesammte Arbeit und den gesammten Verlag derer, die sich damit abgeben, beschäftigen kann. Auch findet man seltner auf wohl kultivirten Ländereien jene kleinen Landleute, die unter mancherlei Namen ein außerhäusliches

Gesinde der Landwirthe vorstellen, und, neben dem Stückchen Land, das sie für sich zu bauen bekommen, vom Verdienst ihrer Arbeit leben. In den preußischen Niederungen findet man sie fast gar nicht. Das Land ist da den Eignern zu viel werth, um es auf solche Weise hinzugeben. Sie halten lieber mehr Hausgesinde, und zu den außerordentlichen Arbeiten der Ernte locken sie durch guten Lohn Arbeiter aus den entferntesten Gegenden an.

Zweite Sektion.

Von den aus positiven Einrichtungen entspringenden Ungleichheiten des Geldlohnes und Geldprofits bei den verschiednen Anwendungen von Arbeit und von Verlag.

Positive Einrichtungen können beträchtliche Ungleichheiten im Ganzen der Vortheile und Nachtheile, die jede der verschiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen sonst mit sich führen würde, verursachen, und zwar auf dreifache Weise. Erstens, so fern sie die Konkurrenz in manchen dieser Anwendun-

gen auf eine geringere Anzahl von Personen beschränken, als sonst sich damit befassen wollten; zweitens, so fern sie die Konkurrenz in andern Anwendungen stärker machen, als sie sonst seyn würde; und drittens, so fern sie den Umlauf der Arbeit und des Verlages von einer Anwendung zur andern und von einem Platze zum andern hemmen.

Unter den Einrichtungen der ersten Art, denjenigen nehmlich, durch welche die Konkurrenz beschränkt wird, verdienen eine genauere Betrachtung insonderheit die ausschließlichen Innungsprivilegien. Frankreich mit einem Theil seiner Schutzländer ausgenommen, wo sie durch die Revolution vertilgt wurden, herrschen sie mehr oder weniger über ganz Europa.

Eine Innung beschränkt, kraft ihres ausschließlichen Privilegiums, in der Stadt, wo sie besteht, bei dem Betriebe des ihr zugeeigneten Gewerbes die Konkurrenz nothwendig auf die Anzahl ihrer Genossen. In Betracht der Erfordernisse, um Genoß zu werden, zeigt sich unter den Innungen ein Hauptunterschied, nach welchem man sie in zwei Klassen ordnen kann.

Bei der einen ist zur Erlangung der Genossenschaft nöthig, daß man als Lehrbursche

unter einem gehörig qualificirten Meister ausgelernt, dann als Gesell bei solchen Meistern eine gewisse Zeit hindurch gearbeitet, und endlich, nach Ablegung bestimmter Proben von Geschicklichkeit, das Meisterrecht erworben habe.

Bei der andern, wohin z. B. Krämer-, Mälzenbräuer-, Bordingsrheder- und Kahnfahrer-, Fischhändler- und Höcker-Innungen gehören, ist dieses kein wesentliches, oder überall kein Erforderniß; sondern die Erlegung einer bestimmten Summe an die Gemeinkasse oder an die Obrigkeit ist dazu hinreichend.

Es wird zur Klarheit beitragen, wenn man jene erstere Klasse unter dem Nahmen der Zünfte, von dieser letztern unter dem Nahmen der Gilden, unterscheidet.

Zünfte sowohl als Gilden aber können geschlossen, das heißt auf eine bestimmte Anzahl von Gliedern oder Gewerbstellen beschränkt seyn, und dann ist zur Aufnahme in dieselben außer jenen Erfordernissen noch nöthig, daß man von einem der Genossen die sogenannte Gerechtigkeit, in deren Besitz er ist, abgetreten bekomme. Diese Gerechtigkeit, die entweder ein persönliches Recht, oder ein dingliches ist, das an einem Grund-

stück haftet, wird im ersten Fall durch Erlegung eines Abstandsgeldes, im andern durch Erkaufung des Grundstücks, von dessen Preiße sie einen Bestandtheil ausmacht, erworben. So z. B. machten noch vor kurzem die Bordingsrheder in Königsberg, welche die Lichterfracht zwischen dieser Stadt und ihrem Vorhafen Pillau ausschließlich besorgten, eine geschlossene Gilde aus; indem die Summe der Schiffslasten, bis zu welcher die Trächtigkeit aller Bordingen zusammen sich belaufen durfte, bestimmt war. Wünscht nun Jemand, der ein Schiff, wir wollen setzen, von funfzig Last besaß, solches als Bording brauchen zu können; so mußte er erst von einem der Gildegenossen das Recht dazu, nach dem Maaße von funfzig Last, durch Erlegung eines Abstandsgeldes oder Kaufpreißes erwerben; wodurch er dann zugleich Genoß der Gilde ward. Eben so wenn in einer Stadt eine geschlossene Gilde von Brauherren ist, deren Braurecht dinglich an ihren Häusern haftet, kann Niemand ein solches Recht anders erlangen, als wenn er von einem der Gildegenossen ein solches Haus miethet oder kauft, und in der Miethe den Gebrauch, so wie in dem Kaufgelde das Eigenthum jener Gerechtigkeit bezahlt.

Immer

Immer stellt in geschloßnen Innungen das Gewerbrecht jedes Genossen ein besondres Eigenthum vor, das man anders, als durch Abtretung von ihm, nicht erlangen kann.

Nächst allen diesen Erfordernissen liegt noch den Genossen jeder Zunft und Gilde die Schuldigkeit ob, zur Bestreitung der Kosten, welche die Aufrechthaltung ihres Vereins nöthig macht, gewisse Beiträge fortwährend zu entrichten.

Alles Innungswesen zielt auf Verminderung der Konkurrenz in den ihm unterworfenen Gewerben ab. Gradezu vermindert es die Konkurrenz in den Gewerben, die es geschloßnen Zünften und Gilden übergiebt; mittelbar vermindert es die Konkurrenz in den zünftigen Gewerben durch lange Lehrzeit, vieljährigen Gesellenstand, erschwerte und vertheuerte Erlangung des Meisterrechts, und die mancherlei Kosten und Beiträge, zu welchen es die Genossen nöthigt.

Auf allen diesen Wegen verursacht es ein künstliches Uebergewicht in dem Ganzen der Vortheile und Nachtheile auf Seiten der verinnungten Gewerbe über die andern freien, und zwar sowohl was der Arbeitslohn, als was der Verlagsprofit betrift.

Nehmlich der Lohn einer zünftigen Ar-

heit muß höher seyn, als er sonst seyn würde, wenn dieselbe Arbeit nicht zünftig wäre; und zwar höher, in eben dem Maaße, wie ihre Erlernung, vermöge des Zunftzwanges, langwieriger und kostbarer ist, als sie sonst zu seyn brauchte. Der größere Aufwand an Geld und Zeit muß durch einen Zusatz am Lohn vergütet werden.

Die Lehrzeit scheint vor Alters in den meisten zünftigen Gewerben überall auf volle sieben Jahr bestimmt gewesen zu seyn; und in England ist sie es noch. Nur daß man in England das alte Gesetz aus der Regierungszeit der Königin Elisabeth, welches diese Lehrzeit vorschreibt, bloß für die Gewerbe, die schon zu jener Zeit bekannt waren, und auch für diese nur, sofern sie in Marktstädten betrieben werden, gelten läßt: in allen erst seit jenem Zeitpunkt aufgekommenen Gewerben, deren es eine erstaunliche Menge giebt, und an allen Orten, die nicht schon damals förmliche Marktstädte waren, hat also der englische Kunstfleiß den freiesten Spielraum.

In andern Ländern ist die Lehrzeit zwar kürzer bestimmt, aber doch immer noch viel zu lang für das, was eigentlich zu lernen ist. Selbst die künstlichste Arbeit, wie das

Uhrmachen, enthält kein solches Geheimniß, zu dessen Begreifung ein vieljähriger Unterricht nöthig wäre. Die Erfindung solcher schönen Maschinen, so wie selbst manches Werkzeuges, das zu deren Verfertigung gebraucht wird, mag Zeit und Nachdenken genug gekostet haben. Aber nachdem sie längst erfunden sind, kann es wohl nicht mehr als eines Unterrichts von ein Paar Monaten bedürfen, um einem jungen Menschen alles daran aufs vollständigste begreiflich zu machen. Zur Erklärung der Arbeiten bei den gemeinen Handwerken möchte wohl der Unterricht von ein Paar Wochen oder selbst Tagen hinreichend seyn.

Freilich die Fertigkeit in den Handgriffen selbst bei der gemeinsten Handwerksarbeit, geschweige bei den künstlichern Verrichtungen, läßt sich ohne viel Erfahrung und Uebung nicht erwerben. Aber wie viel sorgfältiger würde ein junger Mensch auf alles merken, und wie viel emsiger sich üben, wenn er von Anfang an, wie ein Gesell, nach Maaßgabe des Werths der kleinen Sachen und Arbeiten, die er fertigen und leisten könnte, dafür bezahlt würde, und seinerseits alles bezahlte, was er etwa manchmal aus Unerfahrenheit und Ungeschick an

Materialien verdürbe. Gewiß würde sein Auslernen auf diesem Wege überhaupt sichrer gelingen, und allemal minder langwierig und kostspielig seyn.

Auch giebt es eine Menge von unzünftigen Arbeiten, die mehr Geschicklichkeit erfordern, als zünftige von ähnlicher Art; und die zum Theil auf die erwähnte Weise erlernt werden. So fodert das Putzmachen in Vergleich gegen das Schneidern, die Kochkunst gegen das Fleischer- und Bäckergewerbe, die Porzellan- und Glasmacherkunst gegen das Töpfer- und Glaserhandwerk, wohl mehr Geschicklichkeit, deren Erwerbung gleichwohl an keine Lehrzeit gebunden ist, und auf jenem freien Wege nicht nur minder kostbar fällt, sondern auch schneller und sichrer gelingt. Zu geschweigen, daß selbst Meister in zünftigen Gewerben sich öfters unter dem Fabrikantentitel die Erlaubniß zu verschaffen suchen, beim Betriebe ihres Gewerbes statt ausgelernter Gesellen freie Lohnleute gebrauchen zu dürfen; zum klaren Beweise, daß diese bald genug die nöthige Geschicklichkeit erwerben, und selbst schon deshalb wohlfeiler sind.

So wie die lange Lehrzeit, so muß auch die lange Dauer des Gesellenstandes, und die

Schwierigkeit und Kostbarkeit des Meisterwerdens natürlicherweise eine Erhöhung am Lohn solcher Arbeiten verursachen, welche mit diesen nachtheiligen Umständen verknüpft sind. Ein Ersatz muß für diese Nachtheile Statt finden, wenn es an der erforderlichen Anzahl von Arbeiten nicht fehlen soll, er mag ihnen nun schon als Gesellen, oder er mag ihnen erst dereinst als Meistern zu Theil werden.

Der Profit, den ein Verlag, angelegt in einem verinnungten Gewerbe, bringt, muß größer seyn, als er sonst zu seyn brauchte, wenn eben das Gewerbe frei wäre; und zwar größer um den ganzen Belauf der Kosten, die durch das Innungswesen verursacht werden. Der Aufwand an Mühe, Zeit und Geld, welcher die Erlangung des Meisterrechts kostet, ist als ein auf Leibrente hingegebenes Kapital zu betrachten, das sammt seinen Zinsen während der wahrscheinlichen Dauer der Ausübung dieses Rechts durch den Profit, der in dem Gewerbe zu machen ist, wieder eingezogen werden muß. Die Summe, welche bei geschloßnen Zünften und Gilden jeder Genoß an Abstandsgeld oder Kaufpreiß für seine so genannte Gerechtigkeit entweder erlegt hat, oder wenn sie ihm durch

Erbschaft zugefallen ist, bezahlt erhalten könnte, stellt eine Auslage vor, wovon er wenigstens die landüblichen Zinsen durch sein Gewerbe verdienen muß. Endlich sind auch noch die laufenden Beiträge, die der Genoß einer Innung an die Gesammtkasse entrichtet, als Auslagen anzusehen, die sein Gewerbe erfordert, und die es ihm mithin auch wieder erstatten muß. Um den ganzen Betrag dieser drei Artikel also muß der Profit, der mittelst eines Verlages in einem verinnungten Gewerbe gemacht wird, größer seyn, als er zu seyn brauchte, wenn dasselbe Gewerbe frei von allen solchen Einrichtungen wäre.

Sollen Arbeiter und Verleger bei verinnungten Gewerben sich auch nur nicht schlechter im Ganzen stehen, als sie könnten, wenn sie sich mit andern freien Arbeits- und Verlagsanwendungen befaßten, so muß nach Maaßgabe der besonderen Nachtheile, die ihnen das Innungswesen verursacht, ihr Lohn und Profit höher seyn. Schon des Gleichgewichts wegen können daher in den an Gilden und Zünften gebundnen Arbeits- und Verlagsanwendungen selbst die niedrigsten Lohn- und Profitsätze, das heißt die, bei denen dergleichen Anwendungen nur eben noch ohne Schaden möglich sind, nie so tief

stehen, als sie könnten, wenn dieselben Anwendungen ganz frei wären.

Dazu kommt aber noch ein andrer Umstand. Das Innungswesen, so fern es die Konkurrenz in den ihm unterworfenen Gewerben hemmt, setzt die zünftigen Arbeiter und bevorrechteten Verleger in den Stand, ihren Lohn und ihren Profit, so oft irgend ein Steigen der Nachfrage nach ihren Arbeiten oder Waaren eintritt, in einem viel stärkern Verhältnisse zu erhöhen, als sie sonst je könnten; während ihnen im entgegengesetzten Fall, wenn die Nachfrage sinkt, der Uebergang zu allen freien Arbeits- und Verlagsanwendungen offen steht. So z. B. schlägt bei einer Landestrauer, der Lohn der Schneiderarbeit auf, aber der Lohn der gemeinen Näthrinnen geht, wenn z. B. bei Mobilmachung einer Armee, schleunig eine Menge Soldatenhemden zu nähen sind, nicht in die Höhe: die Konkurrenz in diesem letztern Fall nimmt mit der Nachfrage zu; in jenem erstern ist sie auf die vorhandene Anzahl zünftiger Arbeiter beschränkt, ohne daß Jemand, wenn er auch die Arbeit eben so gut verstände, oder in ein Paar Tagen lernen könnte, hinzutreten darf. Wohl aber dürfen die zünftigen Arbeiter, wenn die

Nachfrage in ihrem Gewerbe zu sehr abnimmt, sich nach allen zunftfreien Beschäftigungen hinwenden.

Eben so ist es mit dem Profit, der in verinnungten und vollends in geschloßnen Gewerben, so oft ein Steigen der Nachfrage nach ihren Waaren oder Leistungen eintritt, viel höher gehen kann, und zu gehen pflegt, als er bei freiem Betriebe eben dieser Gewerbe jemals könnte. Einen Beweiß davon hat man an der besondern Mühe, welche sich die Obrigkeit giebt, das Publikum gegen Uebervortheilungen von Seiten solcher Gewerbe durch vorgeschriebne Taxen zu sichern, und an der ewigen Klage des Publikums, daß diese Taxen durchaus nichts helfen.

Zwar kann der Profit auch in solchen Gewerben tief genug herunter gehen, und auf eine Weile wohl selbst unter den tiefsten Satz, worauf er in andern Gewerben steht. Vornehmlich kann sich das ereignen, wenn er durch einen vieljährigen sehr hohen Stand veranlaßt hat, daß in den ungeschloßnen Innungen die Anzahl der Verleger und ihre Konkurrenz sehr angewachsen, und in den geschloßnen, das Abstandsgeld oder der Kaufpreiß der sogenannten Gerechtigkeiten sehr aufgeschlagen ist; und dann hinterher die Nach-

frage nach den Waaren und Leistungen dieser Gewerbe, auf welche Veranlassung es auch sey, stockt und abnimmt: ein Fall, der sich z. B. mit dem Profit mancher Brauherrngilde ereignet hat. Indessen stehen dann doch jedem dieser Innungsgenossen zur Anwendung seines Verlages, den er aus seinem bisherigen Gewerbe, wenn schon vielleicht nicht ohne Verlust ziehen kann, alle freie Gewerbe offen.

Was den Innungsgenossen in dem Preiße ihrer Waaren und Dienste an Lohn und an Profit mehr, als sonst nöthig wäre, zufließt, das wird von allen denen bezahlt, die jene Waaren und Dienste kaufen. In diesem Fall befinden sich selbst die verschiednen Innungen gegen einander. Jede muß, was sie von irgend einer andern kauft, etwas theurer bezahlen, als sie sonst nöthig hätte. Indessen vermag sie dafür auch wieder dasjenige, was sie zu verkaufen hat, sich theurer bezahlen zu lassen; und obschon bei diesem Verkehr der verschiednen Innungen unter einander nicht jede gleich gut fährt, indem z. B. ein Genoß einer ungeschloßnen Innung dasjenige, was ihm ein Genoß einer geschloßnen auflegt, nicht so leicht auf diesen oder einen andern zurückschieben kann;

so werden sie doch, kraft ihrer Ausschließungsrechte, weit eher im Stande seyn, sich unter einander abzufinden, als der übrige Theil der Nation in seinem Verkehr mit ihnen allen. Nichts von denen zu sagen, die von abgeleitetem Einkommen leben, wie die Rentenirer, Staatskostgänger u. s. w.; so sind selbst alle Producenten gegen die verschiednen Innungsgenossen in dem entschiedensten Nachtheil. Und doch ist es grade der Verkehr mit den Producenten, wodurch jede Stadt sich erhält und bereichert.

Jede Stadt, abgesehen davon, daß sie vielleicht selbst einigen Ackerbau treibt, zieht allen ihren Bedarf an Lebensmitteln und Industriematerialien vom Lande. Was sie dorther an Abgaben zur Salarirung der in ihr wohnenden Staatsdiener, oder an Zinsen von Kapitalien, die sie auf dem Lande ausstehen hat, empfängt, bei Seite gesetzt, bezahlt sie alles übrige auf zweierlei Art: wie man bald sichet, wenn man hinter dem Gelde nach der eigentlichen Valuta forscht. Erstlich, mit einem Theile der aus jenen Materialien verfertigten Waaren; in welchem Fall der Preiß jener Materialien um so viel zunimmt, als der Lohn der Arbeiter und der Profit ihrer Verleger ausmacht. Zweitens, mit

einem Theile der aus entfernten Plätzen des nehmlichen Landes, oder aus der Fremde eingeführten Natur- und Kunsterzeugnisse: in welchem Fall der ursprüngliche Preiß dieser Güter um so viel vermehrt wird, als der Lohn der Schiffer und Frachtfahrer und der Profit der Kaufleute beträgt, von denen sie beschäftigt werden. In demjenigen, was an dem erstern dieser beiden Verkehrszweige verdient wird, besteht der Vortheil, den die Stadt aus ihren Manufakturen zieht: in dem, was an dem zweiten verdient wird, besteht der Vortheil ihres inländischen und auswärtigen Handels. Der Lohn der Arbeiter und der Profit ihrer Verleger machen das Ganze dessen aus, was an beiden verdient wird.

Jede Einrichtung also, die dahin strebt jenen Lohn und Profit höher zu stellen, als er sonst wäre, strebt die Stadt in den Stand zu setzen, mit einer kleineren Quantität ihrer Arbeit sich das Erzeugniß einer größern Quantität ländlicher Arbeit zu verschaffen. Sie giebt den Handwerkern und Handelsleuten in der Stadt einen Vortheil über die Grundeigner, Pächter und Arbeiter auf dem Lande, und stürzt jene natürliche Gleichheit um, die sonst in dem Verkehr zwischen bei-

den statt haben würde. Sie macht, daß von dem jährlichen Gesammtertrage der Nationalarbeit, der sich zwischen den städtischen und ländlichen Einwohnern jährlich vertheilt, jenen ein größerer Antheil zufällt, als ihnen sonst zufiele, und diesen ein kleinerer Antheil. Da eine Stadt die ihr jährlich vom Lande zugeführten Lebensmittel und Fabrikmaterialien am Ende genommen mit den jährlich von ihr auf das Land ausgeführten Fabrikaten und andern Gütern bezahlt; so kauft sie jene in eben dem Maaße wohlfeiler, als sie diese theurer verkauft. Die städtische Betriebsamkeit wird mehr, die ländliche wird minder vortheilhaft.

Das Innungswesen ist es nicht allein, wovon die Ueberlegenheit herrührt, die der städtische Gewerbfleiß fast allerwärts in Europa über den ländlichen hat. Viele andere Einrichtungen tragen mit dazu bei. Nichts von den Beschränkungen zu sagen, denen der inländische Produktenhandel durch Aufkaufverbote und Marktgesetze, zu Gunsten des Städters und zum Nachtheil des Landmanns, unterworfen ist, sind besonders die hohen Zölle oder gänzlichen Verbote theils der Einfuhr fremder Fabrikwaaren, theils der Ausfuhr einheimischer Materialien zu die-

sem Zwecke sehr würksam. Innungsrechte machen es dem Städter möglich, seine Preiße zu erhöhen, ohne daß er einen Abgang an Käufern befürchten darf, den ihm die freie Konkurrenz seiner Mitbürger zuziehen könnte. Die erwähnten Hemmungen der Ein- und Ausfuhr in dem Verkehr mit der Fremde sichern ihn auf gleiche Weise gegen die Konkurrenz der Fremden. Die durch beides veranlaßte Preißerhöhung bezahlen zuletzt die Grundeigner, Pächter und Arbeiter auf dem Lande; und selten haben die Grundeigner, selbst wo sie es dürften, wie in England, sich der Errichtung solcher Monopole widersetzt, sondern sich einbilden lassen, das Privatinteresse der Fabrikanten und Handelsleute, das ist eines Theils und vollends eines untergeordneten Theils der Nation, sey das Gesammtinteresse der ganzen Nation.

Wie sehr viel vortheilhafter die städtische Gewerbsamkeit als die ländliche fast überall in Europa seyn muß, ergiebt sich aus einer ganz einfachen Bemerkung. Fast überall in Europa ist die Anzahl derer, die von kleinen Anfängen an zu großem Vermögen durch Fabriken und Handel, das heißt, durch eigentlich städtische Gewerbsamkeit gelangt sind, über allen Vergleich größer, als die Anzahl

derer, die ein ähnliches Glück durch eigentlich ländliche Gewerbsamkeit, durch Gewinnung roher Produkte, durch Grundmeliorationen und Bodenkultur gemacht haben. In manchem Lande verhält jene Anzahl zu dieser sich vielleicht wie hundert zu eins. Einträglicher muß also die Gewerbsamkeit, höher muß der Arbeitslohn sowohl als der Verlagsprofit in der einen Lage seyn, als in der andern. Und es ist kein Wunder, wenn unter solchen Umständen Arbeit und Verlag, so viel sie können, sich vom Lande nach den Städten ziehn.

Indessen scheint doch in manchen Ländern und selbst in Großbritannien die städtische Industrie gegenwärtig der ländlichen minder überlegen zu seyn, als ehedem. Der Lohn ländlicher Arbeit kommt dem Lohn der Manufakturarbeit, und der Profit von Verlag bei der Landwirthschaft kommt dem Profit vom Handels- und Manufakturverlag jetzt näher, als es vor jenen hundert und mehr Jahren der Fall war. Diese Veränderung ist die nothwendige, wenn gleich sehr späte Folge von der außerordentlichen Begünstigung, die der städtischen Industrie wiederfährt.

Der in Städten sich anhäufende Verlag

wird mit der Zeit zu groß, als daß er in den eigentlichen städtischen Gewerben angelegt noch immer den alten Profit gewähren könnte; weil jene Gewerbe, gleich allen andern, ihre Gränzen haben, und die Verlagszunahme, indem sie die Konkurrenz vermehrt, nothwendig den Profit schmälert.

Durch die Verminderung des städtischen Profits wird sodann Verlag auf das Land hinaus gedrängt, wo er durch Erschaffung einer neuen Nachfrage nach Landarbeit natürlich den Lohn erhöht. Angelegt auf das Land kommt er dann der Volksklasse zum Theil wieder zu gut, auf deren Kosten er ursprünglich in der Stadt angehäuft worden war.

Wird den Personen, denen er gehört, durch Gesetze, welche die Veräußerlichkeit des Bodens beschränken die Erwerbung von Land erschwert; so ergießt er sich darum nicht weniger doch auf das Land in Darlehnen an die Grundeigenthümer, wie z. B. eine große Masse solches Verlages, durch den Kanal der landschaftlichen Kreditvereine sich in manchen Provinzen des preußischen Staats auf das Land ergossen hat.

Daß allerwärts in Europa die wichtigsten Landverbesserungen von solchem Ueberströhmen des ursprünglich in den Städten ge-

sammelten Verlages herrühren; daß dieser Gang der Dinge, wenn auch manche Nation dabei beträchtlichen Wohlstand erreicht hat, an sich langsam, ungewiß, und der natürlichen und vernünftigen Ordnung entgegen ist; imgleichen was für Umstände des Mittelalters und was für Vorurtheile neuerer Zeit diesen verkehrten Gang veranlaßt haben, dieß alles wird im dritten und vierten Buch dieser Schrift vollständig dargelegt werden.

Das System von Handelsgesetzen, durch welche die städtische Gewerbsamkeit vor der ländlichen fast überall in Europa begünstigt wird, ist ein Werk neuerer Zeit, ausgebildet am ersten in England und dann nachgeahmt in andern Ländern.

Das Innungswesen dagegen ist ein Erzeugniß des Mittelalters, entstanden in mehr als einem Lande, gepflegt am meisten in Deutschland, und von da nach dem später kultivirten Osten und Norden unseres Welttheiles verpflanzt. Ein Blick auf seine Entstehung läßt uns sogleich seinen Zweck sowohl, als seine Mittel im Ganzen übersehen.

Als im Mittelalter zu einer Zeit, wo das offene Land noch unter der Anarchie der Grundherren und unter der Sklaverei ihrer Untergesessnen erlag, nach und nach Städte

das

das doppelte Recht erhielten, der Selbstregierung, durch eigen gewählte Obrigkeit, und der Selbstbeschützung, durch Ringmauern und Waffengewalt, gewann eben dadurch die Bürgerschaft jeder solchen Stadt die Macht, ihre Gewerbe, die fast allein im Kunstfleiß und Handel bestanden, ganz nach ihrem Wunsche, das heißt, aufs gewinnvollste für sich, einzurichten. In dieser Absicht thaten sich die Bürger, je nachdem sie Eines Gewerbes waren, Klassenweise zusammen, und jede Klasse vereinte sich in eine Gesellschaft, die nach Stimmenmehrheit Beschlüsse geltend für alle fassen, und kraft ihrer Auktorität die Beobachtung dieser Beschlüsse handhaben sollte. Jede Klasse, so fern ihr gestattet ward, dieß zu thun, hatte nichts dawider, daß alle andere Klassen dasselbe thaten. Und die Obrigkeit entweder vermochte es nicht zu wehren, oder fand ihre Rechnung dabei, wenn sie es geschehen ließ. So kamen Innungen auf, zu deren Errichtung in jenen alten Zeiten in vielen Gegenden von Europa weiter keine Auktorität, als die der Stadt, worin sie errichtet wurden, nöthig war. Selbst wenn eine landesherrliche Bestätigung noch hinzukommen mußte, war es bei solchem Vorbehalt mehr auf

Gelderpressung von denen, die jene verlangten, als auf die Beschützung der gemeinsamen Freiheit gegen dergleichen unterdrückende Monopolien angesehen. Die unmittelbare Aufsicht über alle Innungen und deren Beschlüsse war eine Sache der Stadt, zu der sie gehörten, und alles Recht, sie in Zucht zu halten, schrieb sich gemeiniglich her nicht vom Landesherrn, sondern von jener größern Korporation, genannt Bürgerschaft, von welcher die Innungen nur Theile waren.

Verminderung der Konkurrenz zwischen den Meistern oder Verlegern, und Vermehrung der Abhängigkeit aller unter ihnen arbeitenden Personen ist im Allgemeinen das doppelte Mittel zu dem Hauptzweck, den jede Innung hat, das ihr zugeeignete Gewerbe für sich so gewinnvoll, als möglich, einzurichten. Jenes erstere Mittel macht die Einnahme größer, dieß letztere macht die Ausgabe kleiner. Vermindert wird die Konkurrenz der Meister oder Verleger, wenn entweder geradezu die Innung für geschlossen erklärt, oder die Aufnahme in dieselbe an kostspielige und lästige Bedingungen geknüpft wird. Vermehrt wird die Abhängigkeit der unter ihnen arbeitenden Personen durch Fest-

setzung langer Lehrzeit für die Burschen, und langer Wanderjahre oder Wartezeit für die Gesellen; nicht zu gedenken mancher andrer Satzungen, wodurch dem Arbeiter die freie Wahl seines Lohnherrn verkümmert, oder fast ganz benommen wird.

Zu diesem Hauptzwecke kommt bisweilen noch der besondere Nebenzweck, unter alle Genossen einer Innung den Betrieb des ihr zugeeigneten Gewerbes, so viel möglich, gleichmäßig zu vertheilen. Dazu dienen die bei mancher Innung vorkommenden Verbote, daß es keinem ihrer Genossen erlaubt seyn soll, über eine bestimmte Anzahl von Lehrburschen oder Gesellen auf einmal zu halten, oder mehr als eine bestimmte Quantität von Waare jährlich zu verfertigen (wie z. B. ehedem in Königsberg kein Glied der Brauherrengilde jährlich über zwanzigmal brauen und jedesmal nur 25 Tonnen ziehen durfte); oder anders als nach einer Reihenfolge sein Gewerbe zu treiben, wie es bei dem Reihebacken, Reiheschlachten und Reihefahren mancher Strohmschiffer-Gilden der Fall ist.

Einwohnern einer Stadt, da sie an Einem Orte beisammen sind, ist es sehr leicht Verabredungen mit einander zu treffen, und

deren Haltung zu bewahren. Selbst manche der unbedeutendsten Gewerbe findet man daher in einer oder der andern Stadt zünftig; und selbst, wo sie es nicht sind, herrscht unter denen, die sich damit abgeben, doch der Innungsgeist, der sie oft antreibt, jene freie Konkurrenz, die sie nicht durch Satzungen verbieten können, durch Einverständnisse zu verhüten.

Die Bewohner des offenen Landes dagegen, zerstreut in entlegnen Plätzen, können sich nicht so leicht mit einander bereden. Auch sind nicht nur niemals Zünfte unter ihnen aufgekommen; sondern es hat auch der Zunftgeist niemals unter ihnen obgewaltet.

Man sage nicht, daß weniger Kenntniß und Geschicklichkeit zu den ländlichen Gewerben, als zu den städtischen gehöre, und darum ein zunftmäßiges Auslernen dieser letztern nothwendig sey. Nächst den schönen Künsten und gelehrten Professionen giebt es wohl kein Gewerbe, welches eine größere Mannigfaltigkeit von Kenntniß und Erfahrung erfodert, als die Landwirthschaft. Das beweisen schon die zahllosen Schriften, die darüber bei den weisesten und gelehrtesten Nationen aller Zeiten erschienen sind: woge-

gen es wohl kaum eins der gemeinen Handwerke giebt, dessen sämmtliche Operationen sich nicht auf wenigen Blättern so vollständig und deutlich erklären ließen, als es Worte mit Figuren erläutert nur immer vermögen.

Ueberdem fodert die Wahl und Reihenfolge der landwirthschaftlichen Operationen, die mit jedem Witterungswechsel sowohl, als mit vielen andern Zufällen sich ändern, weit mehr Verstand und Einsicht, als zu den handwerklichen nöthig ist, die fast immer dieselben sind. Ja, nicht bloß die Anordnung der Wirthschaftsgeschäfte im Ganzen, sondern selbst die Ausführung mancher gemeinen ländlichen Arbeit fodert mehr Nachdenken und Erfahrung, als die meisten Handwerksarbeiten. Denn diese werden mit Werkzeugen und an Materialien verrichtet, die beide fast immer dieselben sind; statt daß der Landarbeiter, z. B. der Pflüger, bei seiner Arbeit zu thun hat mit lebendigen Thieren, die an Gemüthsart, Stärke und Gesundheit oft sehr verschieden sind, und mit dem Acker, der, ursprünglich sowohl, als der Witterung nach, von sehr ungleicher Beschaffenheit ist.

An Manieren des Benehmens und Spre-

chens steht der Ladarbeiter freilich dem städtischen Handwerker nach. Aber gewohnt auf eine größere Mannigfaltigkeit von Dingen zu merken, ist er diesem, der oft von Morgen bis Abend nur ein Paar einfache Operationen zu wiederholen hat, insgemein sehr überlegen. Auch weiß das jeder recht gut, der irgend aus Neugier, oder in Geschäften, viel mit den untern Klassen auf dem Lande sowohl, als in der Stadt umgegangen ist. Wahrscheinlich würde überall, wie in Hindostan und China, der Landarbeiter an Lohn und Rang über die meisten Handwerks- und Manufakturarbeiter gehen, verhinderten es nicht Zunftgesetze.

Zur bessern Regierung der Gewerbe ist das Innungswesen nicht nöthig. Die kräftigste Zucht und Aufsicht über einen Werkmann ist nicht von seinen Innungsgenossen zu erwarten, sondern allein von seinen Kunden. Die Furcht, diese zu verlieren, ist es, was ihn am wirksamsten von Betrügereien und Nachläßigkeit abhalten kann. Die Kraft dieser Zucht aber wird nothwendig durch das Innungswesen geschwächt, indem durch dasselbe dieser oder jener Klasse von Werkleuten Beschäftigung zugesichert wird, sie mögen sich gut oder schlecht benehmen. Eben daher

kommt es, daß in mancher ansehnlichen Stadt unter den Zunftgenossen selbst der nothwendigsten Gewerbe kein tüchtiger Werkmann zu finden ist. Wer etwas Gutes gemacht bekommen will, muß es in den Vorstädten, wo der unzünftige Werkmann sich auf nichts als auf die Güte seiner Arbeit zu verlassen hat, machen lassen, und dann in die Stadt einzuschleichen suchen. Was aber solche Betrügereien betrift, dergleichen von einem gewöhnlichen Kundmann oder Käufer nicht leicht entdeckt werden können; so sind zu deren Verhütung ganz andere Mittel nöthig, als Zunftgesetze; wie sich schon daraus abnehmen läßt, daß, trotz aller Zunftgesetze der Silberarbeiter und Weber, die Polizei dennoch Marken auf Silberzeug und Schauzeichen an gewissen Weberwaaren fast überall zur Sicherung des Publikums für nöthig hält.

Aber nicht bloß unnöthig ist das Innungswesen; es ist auch ungerecht. Das Eigenthum, das jeder Mensch an seiner eignen Arbeit hat, ist der ursprüngliche Grund von allem andern Eigenthum, und sollte daher heilig und unverletzlich seyn. In der Kraft- und Geschicklichkeit seiner Hände besteht eines armen Mannes Hab' und Gut; und ihn hindern, daß er diese Kraft und Geschicklich-

keit nicht nach seinem Willen, ohne Beleidigung seines Nachbarn, soll brauchen dürfen, ist eine klare Verletzung dieses heiligen Eigenthums. Zugleich aber ist es ein offenbarer Eingriff in die natürliche Freiheit derer, die einen solchen Mann brauchen wollten. Indem ihm verwehrt wird, so zu arbeiten, wie er es für gut findet, wird zugleich Andern verwehrt, denjenigen für sich arbeiten zu lassen, den sie nun einmal haben wollen. Ob er zu der Arbeit tauge, das kann man dem Urtheil seiner Beschäftiger, welche dieser Umstand mehr, als sonst irgend Jemanden interessirt, unbedenklich überlassen.

Aber wie überwiegend auch immer diese Gründe seyn mögen, Gewerbe, die noch frei sind, keinem Innungszwange zu unterwerfen; so reichen sie doch keinesweges hin, wo nun einmal eine Innung besteht, den Genossen derselben ihr wohlerworbnes Recht durch eigenmächtige Anordnungen zu entreissen. Nur mit ihrer Einwilligung, auf die sich in mehr denn einem Fall rechnen läßt, und nur gegen Ersatz für das, was ihre Abtretungen wirklich werth sind, dürfen ihre Ausschließungsrechte, so weit es in der That Rechte und nicht unbefugte Anmaaßungen,

oder Mißbräuche sind, dem allgemeinen Nationalinteresse zu gut aufgehoben werden.

So viel über die Einrichtungen, durch welche, indem sie die Konkurrenz in manchen Gewerben auf eine kleinere Anzahl beschränken, als sonst wohl sich damit abgeben möchten, eine wichtige Ungleichheit in dem Ganzen der Vortheile und Nachtheile der verschiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen verursacht wird.

Eine andere Ungleichheit von entgegengesetzter Art bringen solche Einrichtungen hervor, welche die Konkurrenz in manchen Gewerben größer machen, als sie sonst natürlicherweise seyn würde. Zwei Arten von diesen Einrichtungen scheinen erwähnenswerth vor andern.

Wenn die Kosten der Erziehung zu einem gewissen Beruf nicht von dem Zöglinge selbst, sondern ganz oder zum Theil vom Publikum getragen werden; so wird der Lohn, der solchen Zöglingen dereinst für Arbeiten ihres Berufs zu Theil wird, niedriger seyn können, als er nach der Natur dieser Arbeiten seyn müßte, wenn die zu derselben erforderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeiten Niemand anders, als auf eigne Kosten, erworben könnte.

Fast in der ganzen christlichen Welt wird die Erziehung der Theologen durch mancherlei milde Stiftungen, wie Freitische, freien Lehrunterricht, Stipendien und dergleichen, mehr oder weniger erleichtert. Die Anzahl der Theologen, die lediglich auf ihre eigne Kosten ihre Studien vollenden, ist, zumal in England und den katholischen Ländern, sehr klein. Natürlich werden durch jene milden Anstalten viel mehrere Jünglinge zu jenem Beruf angelockt, als sonst daran denken könnten, sich demselben zu widmen. Den wenigen, welche sich gänzlich auf eigne Kosten gebildet haben, wird daher für ihre lange theure Erziehung nicht immer eine angemeßne Vergeltung zu Theil, wegen des Gedränges der vielen andern, die, um unterzukommen, mit einer weit geringern Belohnung vorlieb nehmen, als sie in Betracht einer solchen Erziehung sonst mit Recht fodern könnten. Auf diese Weise fällt, durch die Konkurrenz der Armen, die Vergeltung der Reichen weg.

In dem temporären Kontrakt, den ein römisch-katholischer Pfarrer mit seinem Kaplan, oder ein englischer mit seinem Curate schließt, erscheint der nackte Lohn für die kirchlichen Verrichtungen, die dem Pfarrer

obliegen, die aber an seiner Statt, von solchen geweihten Kandidaten ohne Pfarre, genannt Kaplan oder Curate, versehen werden. Nun nimmt z. B. in Westpreußen, mancher römisch-katholische Kaplan mit einem jährlichen Einkommen von siebzig Thalern, neben freier Station vorlieb; *) und mancher Curate in England bekommt von seinem Pfarrer kaum zwanzig Pfund Sterling des Jahres. Ein Schlossergesell erhält in Königsberg bei freier Station wöchentlich bis anderthalb Thaler an Lohn, und kann es also, wenn er immer beschäftigt ist, jährlich über siebzig Thaler bringen: und mancher Schustergesell in London verdient des Jahres bis vierzig Pfund Sterling. Einen Kaplan oder Curate mit einem Handwerksgesellen zu vergleichen, ist unanständig; aber ihre Bezahlung ist von ganz ähnlicher Natur, in-

*) Von zwei westpreußischen Kaplänen deren Einkommen ich zu erfahren Gelegenheit gehabt, bekam der eine 33⅓, der andere 40 Thaler Gehalt, neben freier Station, die von ziemlich gemeiner Art ist. Mit dem Antheil, den ihnen an den Stolgebühren der abwesende Pfarrer läßt, beläuft sich ihr baares Einkommen jährlich höchstens auf 70 bis 80 Thaler. Diese beiden Stellen scheinen eben nicht die schlechtesten zu seyn.

dem ein Kaplan oder Curate ganz eigentlich als ein Pfarrgesell anzusehen ist.

Freilich giebt solchen Stellvertretern des Pfarrers die Achtung, deren der geistliche Stand genießt, einigen Ersatz für ihren kleinen Geldlohn; an welcher Achtung es nicht fehlt, da die Ehre der Kirche durch die großen Pfründen und Würden in der katholischen Welt und in England empor gehalten wird. Würklich ist die Lotterie des geistlichen Standes in England und in der katholischen Welt weit vortheilhafter, als sie zu seyn braucht, um eine hinlängliche Anzahl von gelehrten und achtungswürdigen Menschen zu diesem Stande anzulocken. Das Exempel der protestantischen Kirchen beweiset, daß, in einer so ehrenvollen Berufsart, wo Bildung so leicht erlangt wird, die Aussicht auf weit mäßigere Versorgungen zu jenem Zwecke schon hinreicht.

Wenn für einen Beruf, bei welchem es keine Pfründen giebt, wie für den Beruf des Juristen oder Arztes, verhältnißmäßig eben so viele Personen, als für den geistlichen Stand auf öffentliche Kosten erzogen würden; so würde die Konkurrenz in solchem Beruf bald so zunehmen, daß seine Vergeltung gar sehr herabsinken müßte. Eltern

fänden alsdann nicht der Mühe werth, ihre Söhne zu solchem Beruf auf eigne Kosten zu erziehen. Er bliebe daher gänzlich solchen Personen überlassen, die jenen öffentlichen milden Anstalten ihre Erziehung zu danken hätten, und die durch ihre Menge und Dürftigkeit genöthiget seyn würden, sich mit einer elenden Vergeltung zu begnügen.

Ziemlich genau in eben der Lage, worin Juristen und Aerzte, unter obiger Voraussetzung seyn würden, befindet sich jener ungedeihende Schlag von Menschen, die man in Frankreich gens de lettres, in Deutschland Gelehrte schlechthin, oder auch Literaten nennt. In jeder Gegend von Europa besteht der größere Theil von ihnen aus Personen, die für den geistlichen Stand bestimmt gewesen sind. Sie haben insgemein auf öffentliche Kosten durch Hülfe milder Stiftungen und Stipendien studirt, und sind überall so zahlreich, daß durch ihre Konkurrenz der Preiß ihrer Arbeit auf eine sehr kärgliche Vergeltung herabgebracht wird. Ein Theil von ihnen verliert sich in andern Gewerben. Die übrigen haben nur zwei Wege vor sich, mit ihren Kenntnissen und Talenten etwas zu verdienen: die Schriftstellerei und das Lehrgeschäft.

Vor Erfindung der Buchdruckerkunst, als ihnen der letztre Weg allein offen stand, und das Lehrgeschäft in öffentlichen Schulen und Privathäusern weit weniger ausgebreitet war, als jetzt, nährte sich ein großer Theil solcher Litteraten von Allmosen, und die Häupter der Universitäten scheinen öfters ihren Studenten förmlich Erlaubnißscheine zum Betteln ertheilt zu haben. Jetzt nährt sich ein Theil der dürftigen Litteraten von Schriftstellerei; wodurch denn doch bei dem Lehrgewerbe die Konkurrenz etwas vermindert wird. Indessen ist sie noch immer groß; und eben darum, weil das Gedränge von solchen mehr oder weniger auf öffentliche Kosten gebildeten Litteraten nach Hausinformator- und Schullehrer- und akademischen Docentenstellen so groß ist, fällt ihre Vergeltung nach Verhältniß des Werths ihrer Arbeit so klein aus, und es steht z. B. die Vergeltung eines akademischen Privatlehrers, mit der Vergeltung eines Sachwalters oder Arztes, selbst wenn jener zu seinem Beruf nicht nur eben so viel Zeit und Mühe verwandt hat, sondern auch eben so viel Genie und Kenntniß braucht, als einer von diesen, in keiner Proportion.

Freilich kann es anders seyn, wenn, wie

es z. B. in Königsberg der Fall ist, an den akademischen milden Stiftungen die studirenden Juristen und Mediciner eben so gut Antheil nehmen, als die Theologen. Werden dann vollends im Laufe der Zeit die Amtseinkünfte der Justizstellen vermehrt, oder auch nur gegen das Sinken des Silberwerths durch nominale Zulagen gesichert, während die Amtseinkünfte der Lehrstellen dem Nahmen nach dieselben bleiben; so muß das Verhältniß zwischen der Anzahl der Studirenden, die auf jene und die auf diese Stellen ausgehen, sich durchaus ändern: so wie auch in Königsberg, wo auch noch andere Ursachen eine Zeitlang mit dazu beitrugen, würklich geschehen ist.

In alten Zeiten, als es noch keine solche milde Stiftungen gab, durch deren Hülfe dürftiger Leute Kinder zum Lehrerberuf gebildet wurden, pflegte die Vergeltung ausgezeichneter Lehrer sehr ansehnlich zu seyn. So z. B. empfing Isokrates in Athen von jedem seiner Lehrlinge, deren er, wie erzählt wird, hundert hatte, für den Unterricht in der Redekunst ein Honorar von zwei Hundert Thalern, und folglich, wenn man jene Erzählung so versteht, daß er die Hundert Lehrlinge auf einmal gehabt habe, für das,

was man ein Kollegium oder einen Kursus von Vorlesungen nennt, zwanzig Tausend Thaler.

Die Veränderung, die in diesem Stücke vorgegangen ist, gereicht im Ganzen dem Publikum wohl eher zum Vortheil. Die geringe Vergeltung der Lehrarbeit setzt freilich den Lehrstand dem Range nach etwas herab; aber die Wohlfeilheit litterarischer Ausbildung ist gewiß ein Vortheil, der jenes kleine Uebel weit überwiegt. Auch möchte sie für das Publikum von noch größrem Nutzen seyn, wenn jene auf Stiftungen beruhenden Lehr- und Erziehungsanstalten, dergleichen das klassische Alterthum nicht kannte, vernünftiger eingerichtet wären, als sie es anjetzt in dem größern Theile von Europa und besonders in England sind.

Mehr als eine Aehnlichkeit hat in staatswirthschaftlichem Betracht die jetzige militärische Hierarchie manches protestantischen Landes mit der ehemaligen ekklesiastischen vor der Kirchenreformation. Zu diesen ähnlichen Zügen gehört auch die Stiftung von Cadettenhäusern, und andern militärischen Bildungsanstalten. Sofern auf solche Weise eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Kindern armer Edelleute zum Kriegsdienst auf öffentliche

Kosten

Kosten erzogen wird, macht die dadurch vermehrte Konkurrenz es möglich, daß die Subalternofficierstellen, ohne Nachtheil ihrer Besetzung, mit sehr geringem Gehalt verknüpft seyn können; zumal wenn die Lotterie des Kriegsdienstes sonst vortheilhaft genug ist, um eine hinlängliche Anzahl von Personen anzulocken, ihr Glück darin zu versuchen; das heißt, wenn die höhern Officierstellen mit sehr starken Einkünften verknüpft sind.

Selbst die Entbindung von irgend einer lästigen Obliegenheit, wenn der Staat sie gewissen Arbeitern bewilligt, strebt die Konkurrenz solcher Arbeiter zu verstärken und ihren Lohn zu erniedrigen, indem ein Ungemach weniger eben so gut ist, als ein Vortheil mehr. So z. B. trägt die Befreiung vom Kriegsdienste, die den Arbeitern bei den Leinenmanufakturen im schlesischen Gebirge, wenn gleich nicht unbedingt zugesagt ist, doch würklich gewährt wird, unfehlbar zur Vermehrung derselben und zur Erniedrigung ihres Lohnes bei. Eine ähnliche Befreiung, den um die preußischen Haffe herumwohnenden Fischerfamilien gewährt, würde den Rhedern der hiesigen Seestädte einen beträchtlichen Zuwachs von treueren Ma-

trosen schaffen, als die fremden sind, deren sie sich jetzt bedienen müssen, während eine nicht geringe Anzahl jener Eingebohrnen aus Furcht vor dem Militär nach unsern Häfen nicht zurückkehrt, sondern im Auslande bleibt.

Wenn ein gewisser Manufakturzweig in der Art begünstigt wird, daß den armen Meistern Zinsfreie Vorschüsse an Material oder an Gelde gereicht werden, wie das im Preußischen mit den Wollmagazinen und in Berlin mit dem Seidenbüreau der Fall ist; so werden solche Meister sich mit einem geringern Profit begnügen können, und kraft der durch solche Wohlthat vergrößerten Konkurrenz auch wohl müssen, als es sonst möglich wäre. Das kann so weit gehen, daß große Fabrikunternehmer, so fern ihnen nicht auch solche Wohlthat zu Theil wird, die Konkurrenz der armen Meister nicht aushalten können; ungeachtet jene mittelst einer vortheilhaftern Maschinerie und zweckmäßigern Theilung der Arbeit die Waare besser und wohlfeiler zu liefern im Stande seyn würden, fände nicht jenes Hinderniß statt.

Auch an solchen Einrichtungen fehlt es in Europa nicht, die den freien Umlauf der Arbeit und des Verlages sowohl von einer Anwendung zur andern, als von einem Platze

zum andern hemmen, und eben dadurch eine in manchen Fällen sehr schlimme Ungleichheit im Ganzen der Vortheile und Nachtheile bei den verschiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen, verursachen.

Die Gesetze, wodurch einer jeden der verschiednen Zünfte eine gewisse Gattung von Arbeit ausschließlich zugeeignet wird, hindern den freien Umlauf der Arbeit von einer Anwendung zur andern sogar an demselben Wohnort; die Vorrechte geschloßner Innungen hindern ihn von einem Ort zum andern, sogar in demselben Gewerbe. Es trift sich oft, daß, während das eine Gewerbe eine steigende Nachfrage gewinnt, und daher hohen Lohn gewährt, das andere in Stockung geräth, und seinen Arbeitern kaum das Leben fristet. Beide können in benachbarten Orten, oder in derselben Stadt, und von so verwandter Natur seyn, daß die Arbeiter des einen sich sehr leicht in die Arbeit des andern finden würden, wie es z. B. der Fall mit den mancherlei Webereien, oder Metall- oder Lederarbeiten ist; und doch können sie, wenn jedes einer besondern Zunft angehört, einander nicht aushelfen.

Die in den meisten Gegenden des östli-

chen Europa noch immerfort bestehende Unfreiheit, oder wie man sie im Preußischen nennt, Erbunterthänigkeit eines großen Theiles der Landleute führt eine der schlimmsten Hemmungen des Umlaufs der Arbeit von einem Ort zum andern mit sich. Indem das unfreie Landvolk auf dem Fleck, wo es gebohren ist, festgehalten werden darf, kann auf manchem Gut ein drückender Mangel an Händen seyn, während auf einem andern eine Fülle von Menschen ist, ohne daß diese jenem Mangel abhelfen oder überhaupt, wenn irgendwo, selbst in der Nähe, das dringendste Begehr nach Händen vorfiele, solches für sich benutzen dürfen. Ihr Zwingherr kann ihnen das verwehren.

Auch gehört hieher die in manchem Staat bestehende Einrichtung, nach welcher selbst von der freigebohrnen Landjugend Niemand anders, als auf ausdrückliche Erlaubniß, nach einer Stadt gehen darf, um sich dort von gemeiner Arbeit zu nähren oder einem zünftigen Gewerbe zu widmen: ein Zwang, der angeblich einen Mangel an Arbeitern auf dem Lande verhüten soll, würklich aber den Zweck hat, die Arbeiter zur Annahme eines geringern Lohns, als ihre

Arbeit werth ist, zu nöthigen, und sonach die Grundeigner und Pächter auf Kosten der armen Arbeiterklasse zu bereichern.

Selbst in dem freien England führt das Gesetz, nach welchem jedes Kirchspiel seine eigene Armen zu versorgen verpflichtet ist, ein beträchtliches Hinderniß des Ueberganges der Arbeit von einem Platze zum andern mit sich. Ein Kirchspiel verstattet einem Manne, zumal einem verheiratheten, der bisher seine Heimath in einem andern Kirchspiel hatte, bei sich keine Ansiedelung, wofern er nicht ein Certifikat mitbringt, kraft dessen ihn, wenn er hülflos wird, das Kirchspiel, aus dem er herkommt, versorgen muß; und ein solches Certifikat erlangt er nicht leicht, weil die, welche es ihm zu geben haben, fürchten müssen, daß sie ihn wohl noch eher, wenn er wegzieht, als wenn er daheim bleibt, zu versorgen bekommen werden. So kann also durch Verweigerung eines solchen Certifikats ein Mann in dem Kirchspiel, wo er das Schicksal gehabt, eine sogenannte Heimat zu erwerben, für immer gleichsam gefangen gehalten werden, wie unbequem es auch für ihn seyn mag, an dem Ort zu bleiben, oder welchen Vortheil er sich auch versprechen könnte, wenn er anderswo lebte.

Alles was den freien Umlauf der Arbeit von einer Anwendung zur andern hemmt, das hemmt auch den des Verlages; weil Verlag nur durch Arbeit benutzt werden kann und die Quantität von Verlag, die irgend ein Gewerbzweig aufnimmt, gar sehr von der Quantität Arbeit abhängt, die in ihm Anwendung findet.

Wenn in einer Handelsstadt das Gesetz besteht, daß jeder Bürgerkaufmann bei Erlangung des Bürgerrechts sich für einen bestimmten Handelszweig erklären muß, auf den er beschränkt wird, und den er gegen einen andern nur kraft einer dazu besonders erlangten Berechtigung, und mit Verzicht auf jenen ersteren, vertauschen darf; so werden die Profite in den verschiednen Handelszweigen einer solchen Stadt ungleicher seyn können, als sie sonst wären, wenn nichts den Umlauf des Verlages von einer Anwendung zur andern hemmte.

Wenn Abschoßrechte zwischen Provinzen, oder wohl gar Gerichtsbarkeiten eines und desselben Landes bestehen, so daß, wer seinen Wohnsitz von einer nach der andern verlegt, da, wo er auszieht, einen Theil seines Vermögens abgeben muß; so werden in manchem Fall die Verlagsprofite in der einen

von solchen Provinzen und Ortschaften gegen die in der andern ungleicher seyn können, als sie sonst wohl seyn würden, wenn den Verlagsumlauf von einem Orte zum andern kein Abschoß hemmte.

Wird durch Einrichtungen, die den freien Verlagsumlauf hemmen, der Eigner eines Kapitals gehindert, dasselbe zu einer Anwendung zu benutzen, die ihm besonders gewinnhaft vorkommt; so kann er doch noch öfters sich einen Antheil an dem Gewinn solcher Anwendung schaffen, indem er denen, die dazu berechtigt sind, entweder seinen Verlag a conto meta und gegen andere dergleichen vortheilhafte Bedingungen anvertraut, oder ihnen ihr Recht gleichsam abmiethet; so daß er es unter ihrem Nahmen ausübt. Auf solche Weise werden z. B. in Preußen oftmals jüdische Kapitalien in solchen Gewerben angelegt, die dem christlichen Kaufmann ausschließlich vorbehalten sind. Dagegen wer durch Einrichtungen, die den freien Arbeitsumlauf hemmen, von einer gewissen Anwendungsart der Arbeit ausgeschlossen ist, dem bleibt keine Möglichkeit übrig, sich irgend einen Antheil an dem hohen Lohn, den solche Anwendung manchmal gewährt, zu verschaffen. In diesem Betracht sind Ein-

richtungen von dieser letztern Art drückender, als die von jener ersten, und können eine größere Ungleichheit im Arbeitslohn verursachen, als jene im Verlagsprofit.

Jede der bisher betrachteten dreierlei positiven Einrichtungen, indem sie das Ganze der natürlichen Vortheile und Nachtheile gewisser Arbeiten und Gewerbe ändert, giebt eben dadurch Anlaß, daß die Geldlöhne solcher Arbeiten und die Geldprofite solcher Gewerbe sich ändern. Aber auch bei diesen Aenderungen strebt allemal ein Gleichtgewicht sich einzustellen; und vorausgesetzt, jene Arbeiten und Gewerbe seyen wohlbekannt, und die Konkurrenz habe Zeit genug hinzuzuströhmen oder abzufließen, wie sie es ihrem Interesse gemäß will, so stellt sich das Gleichgewicht würklich ein.

Denn je höher, kraft der Innungsvorrechte, der Lohn und Profit der Arbeiter und Verleger, die solcher Rechte genießen, steigt, desto mehr nimmt die Anzahl solcher Arbeiter und Verleger zu; und mit ihrer Vermehrung muß ihr Lohn und Profit herunter gehn. So ist es in ungeschloßnen Innungen. In geschloßnen aber, je höher der Profit steigt, desto höher steigt auch das Abstandsgeld oder der Kaufpreiß, der mit

solchen Innungen verknüpften sogenannten Gerechtigkeiten; und desto mehr vermindert sich also jener Profit.

In beidem Betracht kann es sich treffen, daß den Arbeitern und Verlegern, sofern durch Sperrung des Arbeitsumlaufs der Lohn einer gewissen Art Arbeit, wie z. B. durch Unfreiheit des Landvolks der Lohn der Landarbeit unter seinen natürlichen Richtstand herabgedrückt wird, strebt nicht nur die Arbeit selbst dem schlechten Lohne gemäß schlecht zu werden; sondern auch die Arbeiterzahl stockt, und nimmt wohl gar ab, bis der Lohn seinen Richtstand mit den Löhnen der andern Arten von Arbeit erreicht.

Aber dieß künstliche Gleichgewicht, welches bei den vorher betrachteten positiven Einrichtungen sich einzustellen strebt, erfolgt langsamer, und bleibt in mehrern Fällen aus, als das natürliche, bei der Abwesenheit solcher Einrichtungen, erfolgen oder ausbleiben würde.

Vorausgesetzt, daß solchergestalt unter allen Umständen die verschiednen Berufs- und Gewerbsarten, was das Ganze ihrer Vortheile und Nachtheile betrift, unabläßig zum Gleichgewicht hinstreben; so wird man, wenn

man anhaltend die Konkurrenz in einer Berufs- oder Gewerbsart sich vermindern, oder in einer andern sich vermehren siehet, eben daraus schließen können, daß dann jenes Gleichgewicht fehlt. Und es fehlt entweder, weil das Gleichgewicht in der einen Wagschale zugenommen, oder weil das in der andern abgenommen hat, oder weil beides zugleich geschehen ist.

In jedem Fall, wo es darauf ankommt, die mangelnde Konkurrenz bei der einen Berufs- und Gewerbsart, oder die zuströhmende bei der andern zu erklären, muß man alle jene drei Ursachen einer Stöhrung des Gleichgewichts zusammen in Betracht ziehen, wenn man nicht einseitig, und eben darum falsch urtheilen will. Gesetzt, es sey zu einem gewissen Beruf die erforderliche Menschenzahl nicht ohne Zwang zu haben, wie es z. B. mit dem gemeinen Soldatendienst fast überall der Fall ist; so ist schon durch den Zwang bewiesen, daß dieser Beruf nach seinen Vortheilen und Nachtheilen im Ganzen unter dem allgemeinen Richtstande steht. Aber daraus folgt nicht, daß der Beruf, von welchem die Menschen zu jenem überzugehen abgeneigt sind, allemal über oder auch nur auf jenem Richtstande stehe, er kann ebenfalls

unter demselben seyn, (wie es mit dem Beruf der unfreien Landarbeiter in so manchem Lande gewiß der Fall ist, die gleichwohl den Soldatendienst gern verbäten;) genug, wenn er minder tief als dieser steht.

Gesetzt dagegen, es fände sich ein gewaltiges Gedränge von Konkurrenten bei gewissen Berufsarten, wie es sich z. B. in unserm Lande bei fast allen öffentlichen Dienststellen findet; so ist, trotz alles Klagens der Dienstleute über ihre geringen Gehalte, die freilich mit dem sinkenden Silberwerth mitsinken, das Uebergewicht solcher Stellen nach dem Ganzen ihrer Vortheile und Nachtheile betrachtet über die andern Berufsarten, von welchen die Konkurrenz sich dorthin wendet, eben durch jenes Gedränge klar entschieden. Aber die Ursache davon muß man nicht bloß in den Dienststellen, sondern auch in den andern Berufsarten suchen.

Ohne Zweifel wird, in vielen Dienststellen selbst von mittlerm und niedrigerm Range, die Arbeit, wie der Dienstmann sie würklich leistet, vollends vielleicht bei der Nebenhülfe, die er von Expektanten hat, über ihren Werth vergolten, wenn man den Umstand, daß die Vergeltung immerwährend ist, bedenkt, und zu dieser, außer dem Gehalt,

und den Nebeneinkünften, auch noch die Vortheile an Achtung, an Einfluß, an Aussicht auf weitere Beförderung, oder auf Gnadengeld im Alter, rechnet. Aber unfehlbar rührt jenes Gedränge mit davon her, daß auf Seiten der übrigen Berufs- und Gewerbsarten, wenn man sie nach dem Ganzen ihrer Vortheile und Nachtheile mit den Dienststellen vergleicht, ein Uebergewicht eingetreten ist.

Für den sich immer mehr verfeinernden Mittelstand werden Handwerke und Manufakturen, in denen noch Zwang der Lehrjahre, verbunden mit häuslicher Dienstbarkeit der Lehrburschen, besteht, immer abschreckender. Und indem des wohlhabenden Handwerkers Söhne sich nach oben, zumal nach dem Herrenstande der Officianten drängen, und von des Officianten Söhnen keiner zu den Handwerken heruntergeht, bleibt der Handwerksstand verhältnißmäßig in der Kultur zurück, und wird eben dadurch immer weniger einladend. Ueberdem kann es mit den Manufakturen in manchem Lande nicht weit gehen, weil es ihnen an der Hauptbasis fehlt, nehmlich an der großen Kundschaft eines freien wohlhabenden Landvolks: ein Umstand, den man bei so vielen

künstlichen Mitteln, wodurch die Manufakturen befördert werden sollen, vergißt, oder, vielmehr, wo Zwingherrn Einfluß auf die Gesetzgebung haben, absichtlich verschweigt. Der Handelsstand aber ist, zumal in seinen untern Zweigen schon zu sehr überfüllt, als daß er noch mehrere von denen, die sich jetzt nach Dienststellen drängen, in sich aufnehmen könnte. Und endlich die Landwirthschaft kann auch nicht viele aufnehmen, so lange, wegen der Menge von Domänen, und wegen der beschränkten Veräußerlichkeit sehr vieler, so wie wegen der erschwerten Theilbarkeit fast aller Ländereien, die Erwerbung von Bodeneigenthum zu wenig vortheilhaft ist; indem bei der großen Konkurrenz von Käufern, und bei der geringen Quantität von verkäuflichem Lande, der Preiß desselben zu hoch steigt, als daß der darauf gewandte Verlag einen gehörigen Profit gewähren könnte.

Es scheint auf alle Weise rathsam der Jugend aus den Mittelständen, die sich jetzt so wild nach Dienststellen drängt, andre Auswege zu ihrem Fortkommen zu eröfnen. Und es giebt keinen wohlthätigern, als wenn ihr die Erwerbung von Bodeneigenthum

durch Minderung der eben erwähnten Hindernisse erleichtert würde.

Gesetzgeber haben öfters versucht, die Löhne der Arbeiter in den verschiednen Gewerben an bestimmte Sätze zu binden. Nichts von Preußen zu sagen, hat man dieß ehedem in England vielfältig versucht; und noch jetzt besteht daselbst ein Gesetz, das bei harter Strafe den Lohn der Schneidergesellen bestimmt.

So oft die Obrigkeit über das Verhältniß zwischen Lohnherrn und deren Werkleuten auf Veranlassung eines unter ihnen obwaltenden Streits eine Verordnung macht, sind ihre Rathgeber allemal die Lohnherren. Fällt daher die Verordnung günstig für die Werkleute aus, wie z. B. das englische Gesetz, nach welchem den Werkleuten ihr Lohn nicht in Waaren, wie sonst öfters geschah, sondern in Geld bezahlt werden muß; so ist sie jederzeit billig und gerecht: aber nicht immer ist sie es, wenn sie für die Lohnherrn oder Meister günstig ausfällt. Gewöhnlich schließen diese bei den häufigen Abreden, die sie wegen Herabsetzung des Lohnes ihrer Werkleute mit einander nehmen, ein Bündniß, daß, wer mehr als einen gewissen Lohn giebt, in eine Geldbuße verfallen soll. Ein-

gen die Werkleute ein entgegengesetztes Bündniß mit einander ein, daß wer einen gewissen Lohn annimmt, in eine gewisse Geldbuße verfallen soll; so würde die Polizei sie dafür strenge bestrafen: und wäre die Polizei nicht partheiisch; so verführe sie mit dem Lohnherrn auf dieselbe Weise.

Die Klagen der Werkleute, daß eine Festsetzung des Lohnes den geschicktesten und emsigsten unter ihnen auf gleichen Fuß mit dem gewöhnlichen Werkmann stelle, scheinen vollkommen gegründet zu seyn, wobei natürlich aller Wetteifer sowohl als Erfindsamkeit erlöschen muß.

In alten Zeiten war es auch allerwärts üblich, durch Taxpreiße der Lebensmittel und andrer Güter die Profite der damit handelnden Gewerkleute zu reguliren. In England kennt man nur noch Bäckertaxen, statt daß in den meisten andern Ländern die städtische Polizei neben den Bäckern, auch die Fleischer, Bierbrauer und Höcker an Taxpreiße bindet. Wo diese Gewerbe auf Innungen, und vollends auf geschloßne beschränkt sind; da mag es rathsam seyn, die Preiße der ersten Lebensbedürfnisse zu reguliren: obgleich eben der Innungsgeist, der solche Regulative rathsam macht, sie auch

wieder zu vereiteln, und entweder durch Abzüge am Maaß und Gewicht der Waaren, oder durch Verringerung ihrer Qualität die Taxpreiße zu umgehen weiß. Wo es aber keine Innung giebt, da wird die Konkurrenz den Preiß jener Lebensbedürfnisse besser reguliren, als es irgend eine Polizeitaxe vermag.

Die Proportion zwischen den verschiednen Sätzen des Lohnes und Profits in den verschiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen wird durch die bisher erklärten Ursachen dergestalt bestimmt, daß sie mit der Bereicherung oder Verarmung, mit dem fortschreitenden, sich gleichbleibenden, oder rückgängigen Wirthschaftsgange einer Nation sich wenig zu ändern scheint. Ist in einem reichen oder gedeihenden Lande der Schneidergesellenlohn wöchentlich vier Thaler, und der Lohn der Gerbergesellen sechs; so wird, alles übrige gleich gesetzt, in einem armen oder verfallenden Lande, wenn jener zwei Thaler ist, dieser auch wohl drei Thaler seyn. Und steht in dem erstern Lande der Profit bei irgend einem sichern Gewerbe auf acht Prozent und bei einem mißlichern auf zwölf; so wird in dem letztern Lande, wenn der Profit bei jenem Gewerbe auf zehn Prozent

steht,

steht, er bei diesem wohl auf funfzehn stehen. Mit den Aenderungen, die der Vermögensstand und Wirthschaftsgang einer Nation erleidet, ändern sich zwar die allgemeinen Sätze des Lohnes und Profits; aber sie müssen sich in allen verschiednen Arbeits- und Verlagsanwendungen am Ende gleichmäßig ändern. Die Proportion zwischen ihnen muß daher dieselbe bleiben, und kann durch dergleichen Nationalschicksale nicht wohl, wenigstens nicht auf beträchtliche Zeit, verrückt werden.

Vierte Abtheilung.

Von der Bodenrente.

Wir entwickeln:

I. Den Begriff der Rente. Darauf untersuchen wir:

II. Wodurch die Rente bestimmt wird? und zwar die Rente zuvörderst von irgend einem Naturprodukt überhaupt; dann

III. Von solchen Naturprodukten, die ursprünglich Rente geben; und

IV. Von solchen, die nur abgeleiteterweise Rente geben.

Und da bei zunehmender Bodenkultur Veränderungen vorgehen in den Proportionen zwischen den gegenseitigen Sachwerthen der verschiednen Produktarten sowohl, als der Produkte und Fabrikate: so betrachten wir

V. Diese Veränderungen nach ihren Ursachen und Eigenheiten; und stellen

VI. Die Art und Weise dar, wie der verschiedne Gang der Nationalwirthschaft auf die Rente würkt.

I.

Begriff der Bodenrente

Des Grundherrn Rente von seinem Boden, (welches letzte Wort zugleich alle eines Eigenthums fähige Gewässer mit befassen soll,) unterscheidet man gewöhnlich bloß von dem Profit des Unternehmers, der den Boden pachtweise nutzt. Und dann ist sie der ganze für die Nutzung entrichtete Werth, der natürlich entweder in einer gewissen Portion des dem Boden abgewonnenen Produkts, wie beim Bergbau dieß oft der Fall ist, oder, was auf eins hinausläuft, in dem Preiße solcher Portion besteht.

Auch wenn der Eigner selbst seinen Boden nutzt, wird in dem Einkommen, das er daraus zieht, der Theil, der ihm als Eigner an Rente gehört, von dem andern, der ihm als Unternehmer vom Profit zukommt, sich doch immer unterscheiden lassen, sobald man fragt, wieviel ihm von einem Unternehmer, dem er den Gebrauch seines Bodens überließe, dafür entrichtet werden würde.

Es gilt sonach der eben erklärte Begriff allgemein für jeden Fall.

Aber diese schlechthin sogenannte Rente

ist insgemein noch vermischt mit Profit von einem, nicht dem Unternehmer, sondern dem Grundherrn zugehörigen Verlage, der in allerhand Anstalten steckt, welche die Bodennutzung zu erleichtern oder zu vergrößern bestimmt sind; und nun, was von jenen Renten nach Abzug auch dieses Profits noch übrig bleibt, soll echte Rente heißen: worunter sonach der Werth zu verstehen ist, der dem Grundherrn aus seinem Boden, abgesehen von allem Verlagsprofit, zufließt.

Es trift sich bisweilen, daß ein Grundeinkommen aus Verlagsprofit allein besteht, und von echter Rente nichts enthält. Dieß ist z. B. der Fall mit Bergwerken, wenn sie einen Ertrag liefern, der nur grade den auf ihren Betrieb gewandten Verlag, ohne den geringsten Ueberschuß erstattet: oder auch wohl mit Ackerstücken, wenn sie, der Versandung von nahen Stranddünen (wie in Holland und Preußen) ausgesetzt,*) nach und nach nur eben die Wirthschaftsko-

*) Einige holländische Stranddünen liegen auf gutem fruchtbarem Lande, worin man noch die Furchen angetroffen hat: heißt es in Wiebeking allgem. Wasserbaukunst Theil 2. S. 367. Der Fischhausen am frischen Haff in Preußen droht eben jetzt ein Stück Acker zu versanden.

sten mit dem üblichen Profit wiedergeben. Verpachtung ist in solchen Fällen nicht möglich, und bei weiterer Abnahme des Ertrages findet eben so wenig Selbstbenutzung statt.

Auch trift es sich, und zwar viel häufiger, daß ein Grundeinkommen aus lauter echter Rente, ohne alle Beimischung von Verlagsprofit, besteht. So ist es z. B. mit dem Einkommen, das manchem Grundherrn für die bloße Erlaubniß, auf seinem Boden Thon zu graben, von den Töpfern einer benachbarten Stadt; oder das ihm von Unternehmern zufließt, denen er den Torfstich in seinem Moore, ohne das Geringste zur Erleichterung ihrer Arbeit beizutragen, pachtweise überläßt: zu geschweigen der Einkünfte, die aus Verpachtung von Vogelfang, von Jagdbann, von Fischereien auf offnen Gewässern, und manchen andern Nutzungen des rohen Naturfonds gezogen werden.

Indessen ist doch am öftersten die schlechthin sogenannte Rente aus beiden erwähnten Bestandtheilen zusammengesetzt. So enthält der Pachtpreiß für eine Ziegelei gewöhnlich, außer dem Profit des in den Gebäuden steckenden Verlages, noch echte Bodenrente, ähnlich der oben erwähnten, die manchmal

von städtischen Töpfern entrichtet wird. Eben so ist es mit dem Pachtpreiße für den Torfstich, wenn der Grundherr Schuppen zum Unterbringen des Torfes errichtet, oder Arbeiterfamilien in der Nähe des Moores zur Bequemlichkeit der Unternehmer angesiedelt hat. Und die Pachtungen für die meisten Nutzungen eines wohleingerichteten Landguts sind offenbar aus jenen beiden Elementen zusammengesetzt.

Zwar läßt sich nicht immer leicht unterscheiden, wie viel von solchen Pachtpreißen auf echte Rente, und wie viel dagegen auf Profit von dem an den Boden gewandten Verlage zu rechnen sei; zumal in Fällen, wo es nicht sowohl darauf ankommt, was die zur bessern Nutzung des Bodens errichteten Anstalten mögen gekostet haben, (denn sie können verschwenderisch oder unverständig gemacht seyn;) als vielmehr, was sie dem Effekte nach, den sie bei der Wirthschaft leisten, werth sind. Indessen, wie schwierig es auch öfters seyn mag, jenen Unterschied bestimmt zu erkennen und anzugeben; so ist er darum nicht weniger würklich vorhanden.

Aber wozu diese abstrakte Unterscheidung? Was liegt einem Grundherrn daran, ob er von den 3000 Thalern, die er an Pacht

aus seinen Ländereien zieht, zwei Drittheile als echte Rente seines Bodens, und den Rest als Profit von dem in den Grundverbesserungen und Wirthschaftserfordernissen ruhenden Verlage zu betrachten habe? Sind denn nicht diese beiden Stücke des Pachtgeldes, als Interessen gleichnahmiger Stücke des Kaufpreißes jener Ländereien angesehen, völlig von einerlei Natur? —

Wohl, wenn man sie so ansehen will; aber keinesweges sind sie es in anderm Betracht. Verlagsprofit und echte Rente gehen nicht nur aus ganz verschiednen Quellen hervor, sondern richten sich auch in ihrem Steigen und Fallen nach ganz verschiednen Gesetzen.

Die Quelle des Profits, der Verlag, ist Menschenwerk, ist ein Resultat von Arbeit. Die Quelle der echten Rente, der Naturfonds oder Boden mit seinen Substanzen und Kräften, ist ein unserm Geschlecht zum Gebrauch verliehenes Gottesgeschenk, und vor aller Arbeit ursprünglich vorhanden. Bei vielen der sogenannten Land- und Wasserregalien, woraus so mancher Staat echte Rente zieht, wie z. B. Preußen aus seiner Haffischerei und Bernsteingewinnung, kann von einem Kaufpreiße und dessen Zinsen gar nicht die

Frage seyn.*) Und wenn in einem Lande, wie Großbritannien oder Nordamerika, wo man Regalien solcher Art wenig kennt, ein Grundherr auf seinem Boden einen Erzgang oder Gesundbrunnen oder ein Steinkohlenlager oder Salzquellen entdeckt; so wird er, wenn schon solcher Fonds ihm nichts gekostet hat, daraus dennoch echte Rente ziehen können. Kommt

*) Selbst von Austernbänken ziehen manche Landesherrn eine Rente. Nicht unähnlich diesem Austernregal ist das Vogelnesterregal, das von einigen Malayischen Fürsten ausgeübt wird. Bekanntlich giebt es eßbare Vogelnester von einer Art Schwalben gebaut aus Fischereien, den der Vögel von der Oberfläche der See aufnimmt. Auf verschiedenen Inseln um Pulo Pinang haben die Fluten tiefe Höhlen in Felsen gebildet, die voll solcher Vögel sind, und die von den Malayischen Fürsten, denen sie gehören, auf eine Brutzeit verpachtet werden. Der Britte, der die Nachricht giebt, hatte gehört, daß eine stark besetzte Höhle, während einer Brutzeit für 500 Pfund Sterling (über 3000 Thaler) verpachtet worden wäre. Im Jahr 1792 wurden auf Pulo Pinang für 40000 Pf. Sterl. solcher Nester verkauft. Der große Markt für diese Waare ist China, wo die Reichen sie zu ihren Kraftsuppen brauchen. Siehe Howisons Beschreibung der Prinz-von-Wales-Insel, sonst Pulo Pinang genannt, in den allg. geogr. Ephemeriden, Oktoberstück von 1805, Seite 134.

ein Fonds dieser Art zum Verkauf, so bezahlt man für das Eigenthum der Rente, die er gewährt, freilich ein gewisses Vielfaches derselben, welches nicht ohne Rücksicht auf den Satz der Geldzinsen bestimmt wird. Der Käufer mag dann immerhin die bezahlte Summe für den Fonds selbst, so wie die Rente, welche derselbe gewährt, für die Zinsen jener Summe ansehen: aber die Natur der Sache bleibt immer von solcher Ansicht ganz verschieden. Nicht darum, weil solcher Fonds ihm oder irgend einem Sterblichen viel oder wenig gekostet hat, zieht er daraus viel oder wenig Rente, sondern umgekehrt, weil die Rente, die solchen Fonds gewährt, groß oder klein ist, hat er dafür eine große oder kleine Kaufsumme bezahlt.

Eben wegen dieser Verschiedenheit der Quellen, aus welchen Profit und echte Rente fließen, sind auch die Gesetze, nach welchen sich ihr Steigen und Fallen richtet, ganz verschieden. Eines Landes Verlag ist seinem Total nach einer unbestimmbaren Zunahme, sowohl als Abnahme, und seinen Theilen nach einer unbestimmbaren Anwendung fähig: weder an diesen noch jenen Ort gebunden, kann viel davon aus dem Lande nach der Fremde gehen und aus der Fremde

nach dem Lande kommen. Der Naturfonds einer Nation hingegen ist für sie, wenn man den herrenlosen Ocean ausnimmt, durch den Umfang des Staatsgebiets begränzt; ist den möglichen Nutzungen nach durch seine ursprüngliche Beschaffenheit mehr oder weniger beschränkt, und bleibt im Ganzen immer derselbe. Auf diesem wesentlichen Unterschiede zwischen Verlag und Boden beruht hauptsächlich der Unterschied zwischen der Art, wie sich Profit, und der Art, wie sich echte Rente bestimmt.

Die Gesetze der Veränderungen des Profitsatzes haben wir bereits an einem andern Ort erklärt, und die Gesetze, nach welchen sich die echte Rente verändert, können erst weiter unten angegeben werden. Zur vorläufigen Einsicht in die Verschiedenheit beider werden indeß folgende zwei Bemerkungen hinreichen.

Die echte Rente kann sinken, während der Profitsatz steigt. Je tiefer eine Nation durch Abnahme ihres Verlages in Verfall geräth, desto höher hebt sich der Profit und Geldzins empor, und desto mehr wird selbst schon dadurch des Grundeigners echte Rente vermindert: des anderweitigen Abbruchs nicht zu gedenken, den sie durch allgemeine Verarmung erleidet.

Die Rente kann steigen, während der Profitsatz unverändert bleibt, oder gar sinkt. So z. B. wird bei zunehmender Volksmenge in einer Gegend, wo es an Holz fehlt, die Rente von einem Torfmoor sich vielleicht während eines Menschenalters verdoppeln, aber der Profit der Unternehmer, die den Torfstich in diesem Moor pachtweise betreiben, wird darum nicht auch in die Höhe gehen, sondern muß vielmehr durch ihre zunehmende Konkurrenz sinken.

Es giebt Lokalereignisse, durch die bisweilen in der Gegend, wo sie Statt haben, die Rente der Ländereien schnell empor gehoben wird. Dahin gehören Eröffnung eines neuen Handelsweges, wie z. B. für die südwestlichen Provinzen von Rußland durch die freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meere; Ziehung eines fahrbaren Kanals, wie in unserm Netzdistrikt; Erbauung einer neuen Stadt, wie der Bundesstadt Washington in Nordamerika; oder Vergrößerung aller Plätze, kraft darin aufblühender Gewerbe oder dahin verlegter Regierungsbehörden, wie z. B. in Süd- und Neuostpreußen. Indem, solchen Ereignissen zufolge, der Tauschwerth der Produkte und mit ihm die Rente der Ländereien steigt, wird darum nicht eben noth-

wendig auch der Profitsatz steigen. Daß man von den Pächtern bei jedem neuen Kontrakt, eine höhere Pacht fodern werde, versteht sich von selbst.

Zwar kann unter solchen Umständen auch der Profitsatz höher gehen. Aber die Ursache seines Steigens, die allemal in einer Unzulänglichkeit der vorhandnen Kapitalien in Vergleich gegen die Menge der sich darbietenden Erwerbsgelegenheiten liegt, hat mit der Ursache des Steigens der echten Rente nichts zu thun.

Wenn bei anhaltend glücklichem Fortgange der Nationalwirthschaft die Konkurrenz von Kapitalien zunimmt und sonach der Profitsatz herunter geht, ist es nicht nur möglich, daß die Rente gleichwohl zu steigen fortfährt, sondern es liegt sogar, wie wir weiterhin sehen werden, in der Natur der Sache, daß dieß geschehe.

Und so viel über den Begriff der Rente überhaupt sowohl, als insonderheit der echten: eine Unterscheidung, deren man, wenn es darauf ankommt, den Ursprung und das Wesen der verschiednen Bestandtheile des Nationalvermögens wissenschaftlich einzusehen, nicht wohl entrathen kann.

II.

Wodurch bestimmt sich die Rente von irgend einem Naturprodukt?

Die Rente, als der Pachtpreiß einer Bodennutzung angesehen, ist natürlicherweise der höchste Preiß, welchen der Unternehmer nach den jedesmaligen Umständen solcher Nutzung irgend zu bezahlen vermag. Denn der verpachtende Grundherr will in der Regel nur soviel von dem Ertrage seines Bodens dem Pächter lassen, als eben hinreicht, diesem die Wiedererstattung seines Verlages sammt dem in der Gegend üblichen Profit zu gewähren: und das ist offenbar die kleinste Portion, womit dieser sich begnügen kann, wenn er nicht Verlust leiden soll. Den ganzen Rest des Ertrages, oder was auf eins hinausläuft, den Preiß des ganzen Rests, sucht jener sich vorzubehalten, als seine grundherrliche Rente; die sonach offenbar das Höchste ist, was der Pächter nach den jedesmaligen Umständen der Bodennutzung abzugeben vermag. Mag doch bisweilen ein Grundeigner aus Unkenntniß oder aus Güte sich eine etwas kleinere Portion gefallen las-

sen; oder auch ein Pächter mit einem geringern, als dem in der Gegend üblichen, Profit vorlieb nehmen, und sonach etwas mehr geben: immer ist gleichwohl jene Portion als die natürliche Rente zu betrachten, oder als die, von welcher natürlich gemeint wird, daß sie bei den meisten Verpachtungen Statt haben sollte.

Als der Pachtpreiß einer Bodennutzung angesehen, ist die Rente sonach ein Monopolpreiß, der sich keinesweges richtet nach dem, was der Grundherr für den Boden bezahlt hat, oder auch was er auf Anstalten zu dessen besserer Benutzung mag ausgelegt haben; sondern lediglich nach dem, was der Pächter aufzubringen vermag. Selbst wenn der Pächter auf eigne Kosten Verbesserungen gemacht hat, die den Reinertrag vergrößern, fodert, und erhält deshalb von ihm bei Schließung eines neuen Kontrakts der Grundherr eben so gut einen Aufschlag an Rente, als wenn er zu jenen Verbesserungen die Kosten hergegeben hätte.

Sogar richtet die Rente sich nicht einmal nach dem, was der Grundherr selbst aus seinem Boden zu ziehen vermag. So z. B. möchte die Haffischerei in Ostpreußen, wenn der Staat sie, statt wie jetzt zu ver-

pachten, für eigne Rechnung betriebe, das gewiß nicht einbringen, was sie jetzt bringt; und die Bernsteingewinnung, die er an der samländischen Küste für eigne Rechnung betreibt, brächte ihm, wenn er sie den dortigen Dorfgemeinden in Pacht gäbe, vermuthlich einen höhern Reinertrag, als sie jetzt bringt.

Eine Rente gewähren, können überhaupt Produkte nur dann, wenn ihr ordentlicher Preiß über dem Satze steht, bei welchem er eben nur hinreichen würde, den zu ihrer Feilstellung erforderlichen Verlag sammt dem üblichen Profit wieder zu erstatten. Geht ihr ordentlicher Preiß unter diesen Satz herab; so muß ihre Feilstellung für gewöhnlich unterbleiben. Erreicht ihr ordentlicher Preiß nur grade diesen Satz; so können sie wohl zu Markt kommen, aber eine Rente gewähren können sie nicht. Der Bodeneigner selbst kann sich mit ihrer Gewinnung befassen, ein Anderer, wenn ihm nicht alle Rente erlassen wird, kann es nicht. Kommt ihr ordentlicher Preiß über diesen Satz zu stehen; so macht der Ueberschuß dann die Rente von der Bodennutzung aus, die solche Produkte liefert.

Hier siehet man klar, sofern der Preiß

einer Waare aus Lohn, Profit und Rente zusammengesetzt ist, daß Rente auf eine ganz andre Weise in diese Zusammensetzung eintritt, als die beiden übrigen Bestandtheile. Lohn und Profit bestimmen den Preiß, aber die Rente bestimmt ihn nicht, sondern wird vielmehr durch ihn bestimmt. Der Arbeiter und Verleger müssen in dem Preiße der Waare, die sie stellen, jener seinen vollen Lohn, dieser seinen vollen Profit erhalten; sonst wenden sie sich nach andern Beschäftigungen hin. Sobald also Lohn und Profit, ihren anderwärts erklärten Gesetzen gemäß, in die Höhe gehen, muß auch der Preiß der Waare steigen, oder ihre Lieferung unterbleibt. Mit der Rente hingegen verhält es sich ganz anders. Nicht darum, weil eine hohe oder niedrige Rente für ein gewisses Produkt entrichtet wird, ist dasselbe theuer oder wohlfeil; sondern weil dessen Preiß noch über dasjenige, was zur Bezahlung des Lohnes und Profits nöthig ist, einen großen oder geringen, oder gar keinen Ueberschuß läßt, gewährt solches Produkt eine hohe, oder niedrige, oder gar keine Rente.

Ob aber der Preiß eines Produkts so seyn werde, daß dasselbe viel oder wenig

oder gar nichts an Rente gewähren kann, das hängt von folgenden drey Stücken ab.

Erstens, von der Nachfrage, die natürlich an Größe sowohl, als an Stärke verschieden seyn muß, je nachdem das Produkt, das ihr Gegenstand ist, einer mehr oder weniger großen Anzahl von Menschen nützt, und zur Befriedigung eines mehr oder weniger dringenden Bedürfnisses dient, ohne von selbst in solcher Menge, als es verlangt wird, vorhanden zu seyn.

Zweitens, von der Ergiebigkeit des Bodens, der das Produkt liefert. Sie mißt sich nach der Größe des Reinertrages ab; und es ist daher, Grundstücke von gleichem Umfange vorausgesetzt, bei gleichen Kosten die Fruchtbarkeit oder Ergiebigkeit des einen größer, als die des andern nach Verhältniß, wie eine größere Quantität solches Produkts dem einen, als dem andern abgenommen wird; oder nach Verhältniß, wie mit weniger Kosten dem einen als dem andern eine gleiche Quantität solches Produkts sich abgewinnen läßt. Dieser Begriff findet nicht weniger Anwendung auf Weideland und Waldboden, auf Bergwerke, Jagden und Fischereien, als auf Gärten und Aecker. Und es ist einleuchtend, daß ein Produkt bei

gleichem Preiße, mehr oder weniger Rente gewähren muß, nach Maaßgabe, wie der Boden, der es liefert, mehr oder weniger fruchtbar ist. Denn je größer die Fruchtbarkeit, desto kleiner ist der Abzug der von dem gleichen Preiße für die Kosten der Gewinnung des Produkts gemacht wird, und desto größer ist folglich der Ueberschuß, in welchem eben die Rente besteht.

Drittens, hängt, ob ein Produkt viel oder wenig oder nichts an Rente gewähren kann, von der Lage des Bodens ab, der es liefert, gegen den Markt, wohin es zum Verkauf geht, oder mit einem Wort, von der Absatznähe. Kommen zu Markt in derselben Stadt zwei gleiche Quantitäten eines Produkts, die mit gleichen Kosten, aber auf Grundstücken gewonnen sind; deren eins in der Nähe der Stadt, das andre in einer weit davon entfernten Gegend liegt; so gewährt bei gleichem Preiße das Produkt des letztern Grundstücks weniger Rente. Denn der Abzug, den es an Frachtkosten leidet, ist größer, und also fällt der Ueberschuß kleiner aus, welcher den Profit des Pächters sowohl als die Rente des Grundherrn hergiebt. Aber auch der Profitsatz ist gemeiniglich höher in einer abgelegenen Gegend,

als in der Nachbarschaft einer ansehnlichen Stadt; es geht also an diesem verminderten Ueberschusse auch an Profit mehr ab, und sonach bleibt noch weniger an ächten Renten für den Grundherrn übrig. Aus dieser doppelten Ursache giebt Land in der Nachbarschaft einer Stadt höhere Rente, als Land von gleicher Fruchtbarkeit in einer entfernten Gegend.

Eben daher gehören gute Landstraßen und schiffbare Ströme und Kanäle, sofern sie durch Verminderung der Frachtkosten die vornehmsten Marktplätze den entfernten Gegenden gleichsam näher bringen, zu den wichtigsten aller Verbesserungen. Sie befördern die Kultur des weiter liegenden Landes, das mit dem Abstande von der Stadt (wie eine Kreisfläche mit der Entfernung vom Mittelpunkt) an Umfang zunimmt. Für die Stadt sind sie eine Wohlthat, indem sie das Monopol der umliegenden Landschaft niederreißen. Und selbst dieser Landschaft sind sie nützlich; indem ihr dadurch für ihre Produkte mancher neue Markt eröfnet, und kraft vermehrter Konkurrenz, eine gute Wirthschaft zur Nothwendigkeit gemacht wird. Denn immer ist Monopol ein Feind guter Wirthschaft, die nur dann allgemein gedei-

het, wann, kraft freier und durchgängiger Konkurrenz, Jedermann um seiner Selbsterhaltung willen sich ihrer zu befleißigen genöthigt ist.

Was von der Lage gesagt ist in Hinsicht auf ihren nächsten Marktplatz, das gilt auch von der Lage ganzer Provinzen und Länder in Hinsicht auf das Ausland. So gewährt unsrer Provinz Preußen, gelegen an der Ostsee und durchflossen von zwei großen Strömen, die sich hier münden, diese für den Absatz ihrer überschüssigen Erzeugnisse so bequeme Lokalstellung in Hinsicht auf die Rente ihrer Ländereyen einen besondern Vortheil. Und ein Inselland mit guten Häfen versehen, wie Großbritannien, besitzt schon als solches, in Hinsicht auf Bodenrente überhaupt, vor Binnenländern einen Vorzug.

Die Lage des Bodens hat auf die Rente von seinen Produkten geringern oder stärkern Einfluß, nachdem diese Produkte leichter oder schwerer zu transportiren, das heißt, mehr oder weniger haltbar, und bei gleichem Raum, den sie einnehmen, von größerem oder kleinerem Werth sind. Minder stark würkt die verschiedene Lage z. B. auf die Rente von einem Weingarten, als auf die von einem Karpfenteich, sofern die Pro-

dürfte von beiden nach ihrem Markt zur Achse gehen, minder stark auf die Rente von Honig und Wachs, als auf die von frischer Milch und Butter; minder stark auf die Rente von Kornobst und Getreide, von Steinkohlen und Metallen, als auf die von Kartoffeln und Heu, von Torf und Kalk.

III.

Von den Produkten, die ursprünglich Rente geben.

Was man Produkte nennt, sind entweder Bestandtheile des Bodens, oder es sind Gewächse und Thiere. Bei jenen findet weiter keine Wahl statt, als sie zu nehmen oder nicht: bei diesen aber hat man eine mannigfaltige Wahl, was für Arten derselben, und in welcher Ordnung neben und nach einander man sie erzeugen will.

Der Grundherr zieht unter mehrern nützlichen Nutzungsarten natürlich diejenige vor, von welcher er sich als Unternehmer den größten Profit, und als Eigner die größte Rente verspricht. Was für eine dieß seyn werde, das bestimmt sich, abgesehen von allen andern seine Wahl beschränkenden Umständen, durch die Nachfrage, ohne welche weder Fruchtbar-

keit noch Lage des Bodens in Betracht kommen können.

In Ansehung der Nachfrage haben diejenigen Produkte, welche zur menschlichen Hauptnahrung dienen, vor allen andern den Vorzug, nicht nur unabläßig, sondern auch immer in größerer Menge begehrt zu werden: weil sie nicht nur von der ersten Nothwendigkeit und die Bedingung des Schaffens aller andern Lebenserfodernisse sind; sondern auch, weil nach Maaßgabe, wie sie vermehrt werden, zugleich die Menschen sich vermehren. Eine doppelte Eigenschaft, die einzig diesen Produkten eigen ist. Es gibt kein andres Produkt, mit dessen Vermehrung zugleich die Nachfrage nach ihm sich fortgehend vermehrte.

Wer also Nahrungsmittel in Händen hat, kann immer sicher seyn, daß er Arbeit dafür zu Gebot haben werde, und folglich auch alles, was ein Resultat von Arbeit ist. Zwar, nachdem der Lohnsatz hoch oder niedrig steht, wird das Quantum Arbeit, das er für ein gewisses Quantum Nahrung bekommen kann, kleiner oder größer seyn; aber soviel Arbeiter, als auf den reichlichen oder knappen Fuß, wie man sie sonst in der Gegend unterhält, mit einer

Quantität Nahrung unterhalten werden können, wird er dafür allemal bekommen.

Wenn daher ein Stück Land soviel Nahrung hervorbringt, daß nach Abzug dessen, was an Lohn der Arbeit, durch welche sie gewonnen wird, und an Profit von dem diese Arbeit beschäftigenden Verlage abzurechnen ist, noch ein Ueberschuß bleibt; so wird dieser allemal einen Sachwerth, wenn schon nicht immer einen gleichen haben, und sonach dem Grundherrn eine Rente gewähren.

Von manchen eßbaren Erzeugnissen eines unkultivirten Bodens bleibt bisweilen kein solcher Ueberschuß; wie z. B. für Nüsse, Pilze, Beeren; wofür auch wohl der Eigner des Bodens, worauf sie gesammelt sind, dem Sammler, statt ihm eine Rente abzufordern, öfters denselben Preiß, wie jeder andre Käufer, bezahlt. Nicht leicht wird dieß der Fall mit jagdbarem Wilde seyn, noch seltner mit Fischen aus Privatgewässern: beide gewähren daher in der Regel dem Grundhern einige Rente. Selbst die wüstesten Meere, Brüche und Gebirge, sofern sie Weide für Vieh darbieten, das durch seine Milch und seinen Zuwachs alle Arbeit seiner Wartung bezahlt, und zugleich den üblichen Profit dem Eigner der Heerde gewährt, brin-

gen dem Grundherrn einige Rente. Mit der Güte der Weide nimmt die Rente zu, sofern dann ein gleicher Umfang von Boden nicht nur eine größere Menge Vieh nährt, sondern auch dieses Viehes Wartung und Milchnutzung, indem es näher beisammen weidet, weniger Arbeit nöthig macht. Der Grundherr gewinnt an beiden Enden, durch Vermehrung des Produkts, und durch Verminderung der Arbeit, die daraus unterhalten werden muß.

Bei der Wahl, ein Grundstück zur Hervorbringung entweder vegetabilischer Eßwaaren oder animalischer anzuwenden, giebt in den Zeiten der beginnenden Bodenkultur die größere Rente allemal den Ausschlag zu Gunsten der vegetabilischen. Denn mit eßbaren Gewächsen, z. B. Korn, bebaut, liefert das Grundstück nicht nur eine über allen Vergleich größere Masse von Menschennahrung, als es, zur Viehzucht angewandt, an Fleisch liefern kann; sondern von jener größern Masse bleibt auch, nach Abzug der allerdings viel höhern Kosten ihrer Hervorbringung, eine weit größere Quantität übrig, als von dem Fleisch, das sich auf dem Grundstück gewinnen läßt, nach Abzug seiner geringern Hervorbringungsko-

sten übrig bleibt. Wären also beiderlei Eßwaaren einander an Tauschwerth gleich, oder gölte ein Pfund Brod soviel, als ein Pfund Fleisch, so würde jener an Quantität größere Reinertrag auch an Tauschwerth größer seyn. Er würde folglich dem Grundeigner sowohl mehr Rente, als dem Pächter mehr Profit gewähren, und sonach beide bestimmen, daß sie die Nutzung des Grundstücks zu vegetabilischen Lebensmitteln vorzögen.

In den Zeiten der beginnenden Bodenkultur aber, wo das meiste Land in seinem wilden Zustande dem Vieh überlassen ist, und die wenigen Menschen mehr animalische Nahrung haben, als vegetabilische, gilt diese, kraft der stärkern Nachfrage, worin sie steht, an Tauschwerth nicht nur jener gleich, sondern übertrift sie sogar. Ein Pfund Brod gilt dann mehr, als ein Pfund Fleisch. Kostete doch zu Buenos Ayres, vor jenen sechzig Jahren, nach Ulloa's Bericht, der beste Ochse aus einer Heerde von hunderten erlesen, kaum zwei Drittheile eines preußischen Thalers; während der Kornpreiß hoch genug seyn mußte, da Mehl aus Europa dorthin ging. Noch jetzt geht Mehl aus Europa dorthin, und noch jetzt weiden

in den Wildnissen Rinderheerden dort zu tausenden, ohne die geringste menschliche Wartung. Vermuthlich gilt also noch jetzt ein Pfund Brod dort nicht viel weniger, als ein Pfund Fleisch.

Aber mit der zunehmenden Bodenkultur muß der Preiß des Fleisches gegen den Preiß der eigends gebauten vegetabilischen Nahrung fortgehend steigen, aus einem doppelten Grunde.

Erstens, weil die Nachfrage nach Fleisch zunimmt, indem mit der größern Masse von Nahrung, die der erweiterte Landbau liefert, die Menge der Menschen sich vermehrt, die Korn, oder was eins ist, die den Werth von Korn in den Händen haben, um dafür Fleisch einzutauschen.

Zweitens, weil die Quantität von Schlachtvieh, die der Boden, sonder Arbeit, von selbst ernährt, abnimmt, indem das unkultivirte Weideland durch den zunehmenden Ackerbau sich vermindert. Da dann mittelst kultivirter Grundstücke Vieh gezogen und gemästet wird; so muß sein Preiß hinreichen zu bezahlen, nicht nur die zu seiner Wartung nöthige Arbeit, sondern auch die Rente, die der Grundherr, und den Profit, den der Pächter aus solchen Grundstücken

durch den Kornbau hätten ziehen können. Das auf den wüsteſten Weiden gezogene Vieh findet, wenn es auf denſelben Markt kommt, nach Verhältniß ſeiner Größe und Güte denſelben Preiß, wie das auf dem kultivirteſten Boden gezogene. Die Eigner ſolcher wüſten Weiden erhöhen alſo die Rente ihres Landes, nach Verhältniß, wie der Preiß ihres Viehes ſteigt: wie es z. B. in Schottland ſeit der Union geſchah, die dem dortigen Vieh den Markt von England öffnete, wo man ſein Vieh ſchon damals auf eigends gebautem Futterlande unterhielt. Statt daß zuvor in mancher Gegend der ſchottiſchen Hochlande Fleiſch ſo wohlfeil war, wie Brod ſogar von Hafermehl, ſtieg der Preiß des holländiſchen Viehs nach und nach auf das Dreifache ſeines vorigen Preißes, und die Rente vieler holländiſchen Güter ward dreimal und viermal höher, als ſie vorher geweſen war.

So werden im Fortgange der Bodenkultur die Rente und der Profit von unkultivirter Viehweide gewiſſermaaßen regulirt durch die Rente und den Profit von kultivirten Weidekoppeln, oder eigends gebautem Futter; und die von dieſen wieder durch die Rente von Korn, oder dem vegetabiliſchen Produkt,

das zur Hauptnahrung des großen Volkskörpers dient.

Da nun auf demselben Grundstück jährlich eine größere Masse vegetabilischer Nahrung, als animalischer gewonnen werden kann; so muß der Minderbetrag an Quantität durch eine Erhöhung am Preiße vergütet werden; und sonach muß Fleisch gegen Brod an Tauschwerth steigen. Indessen hat das Steigen seine Gränze. Kommt der Viehpreiß am Ende so hoch zu stehen, daß es nicht minder vortheilhaft ist, das beste Pflugland zur Nahrung für das Vieh, als zu unmittelbarer Menschennahrung anzuwenden; so hat er sein Maximum erreicht. Denn ginge er noch höher; so würden, durch den größern Gewinn an Rente und an Profit gereizt, Grundherren und Pächter mehr Land und Arbeit dem Vieh zuwenden, und den Futterbau mit Abbruch des Getreidebaues vermehren: so wie sie dagegen, wenn er sänke, einen Theil des Futterbaues in Getreidebau verwandeln würden.

Diese Gleichheit indessen zwischen dem Profit und der Rente von Viehfutter und Brodkorn oder von dem Boden, der unmittelbar Nahrung für das Vieh, und dem, der unmittelbar Nahrung für Menschen her-

vorbringt, versteht sich, wird immer nur bei den meisten kultivirten Grundstücken eines großen Landes Statt finden.

In einigen besondern Lagen ist es ganz anders: da gewährt das Futter bisweilen einen Profit und eine Rente, wie das Brodkorn gar nicht gewähren kann.

So pflegt öfters in der Nachbarschaft einer großen Stadt, durch die Nachfrage nach Milch und nach Heu für Pferde und nach Grasung für Schlachtvieh, der Werth des Grünfutters weit über das, was man sein natürliches Verhältniß zu dem Werth des Brodkorns nennen möchte, erhoben und empor gehalten zu werden: ein Lokalvortheil, der den entferntern Grundstücken sich gar nicht mittheilen läßt.

Selbst ein beträchtliches Landgebiet kann unter besondern Umständen bisweilen so volkreich werden, daß sein Boden nicht zulangt, seinen Einwohnern den vollen Bedarf an Futter sowohl, als an Korn zu liefern. Man benutzt ihn dann hauptsächlich zu Futter, als der voluminösern Waare, die nicht so leicht aus einer großen Weite sich herbeischaffen läßt, und Korn, die Nahrung für den großen Volkskörper, wird aus fremden Ländern eingeführt. Mit Holland ist dieß

noch jetzt der Fall; und in einer ähnlichen Lage scheint ein beträchtlicher Theil von Altitalien während des Flors der römischen Republik gewesen zu seyn, wo, nach des ältern Cato Versicherung, damals gute Viehzucht den ersten, mittelmäßige Viehzucht den zweiten, schlechte den dritten und Kornbau erst den vierten Rang an Einträglichkeit in der Bewirthschaftung eines Landguts einnahm.

Auch pflegt auf unverkoppeltem Lande, dessen Haupterzeugniß Korn ist, eine wohl eingehägte Graskoppel öfters mehr Rente zu geben, als irgend ein gleich großes Stück des benachbarten Kornfeldes. Nicht sowohl eigentlich von dem in ihr wachsende Grase wird diese höhere Rente bezahlt, als vielmehr von dem Ertrage der Kornfelder, zu deren Kultur das Vieh gebraucht wird, das sich von jenem Grase nährt. Denn die Einhägung der Koppel erspart die Arbeit das Vieh zu hüten, und zugleich gedeiht das Vieh besser, wenn es weder von seinem Hüter noch dessen Hunde beunruhigt wird. Je häufiger die Koppeln werden, desto mehr nimmt ihre überlegne Rente ab.

Aber wo kein Lokalvortheil solcher Art vorhanden ist, da werden durch den Profit

und die Rente von Korn oder was sonst die gemeine vegetabilische Volksnahrung ist, der Profit und die Rente von Futter regulirt; auf dem Boden, versteht sich, der eine Wahl, jenes oder dieß darauf hervorzubringen, zuläßt.

In jedem großen Lande wird der größere Theil des kultivirten Bodens angewandt, entweder Nahrung für Menschen oder Nahrung für Vieh hervorzubringen. Der Profit und die Rente dieser Ländereien reguliren den Profit und die Rente jedes andern kultivirten Grundstücks, was auch immer für Produkte darauf gezogen werden, sie mögen gleichfalls zu Speise und Trank, oder zur Befriedigung andrer Bedürfnisse dienen. Denn, wenn irgend ein besonderes Produkt weniger Profit und Rente gewährte; so würde man das zeither dazu benutzte Grundstück bald zur Gewinnung von Korn oder Futter anwenden: und gewährte irgend ein besondres Produkt mehr; so würde man zu dessen Erzeugung bald einen gewissen Theil des bisherigen Korn- und Futterlandes benutzen.

Zwar scheint manches besondre Produkt viel höhern Profit und viel höhere Rente zu gewähren, als die man von Korn oder

Futter zieht. Aber in jedem solchen Fall wird man finden, daß einer von folgenden vier Umständen obwaltet. Ein solches Produkt erfodert entweder

ersteens, größere Grundauslagen, um den Boden gleich Anfangs dazu gehörig einzurichten; oder,

zweitens, größere jährliche Kulturkosten, wegen der größern Sorgfalt, Mühsamkeit und Kunst, womit es bearbeitet und behandelt seyn will; oder es ist,

drittens, seiner Natur nach, öfterem und stärkerem Mißrathen ausgesetzt, oder es verlangt,

viertens, eine solche in ihrer Art einzige Beschaffenheit des Bodens, die sich andern Grundstücken, denen sie nicht ursprünglich beiwohnt, durch keine bekannte Kunst mittheilen läßt.

Abgesehen von diesem vierten Umstande, und angenommen also, daß ein solches Produkt eine Erweiterung seines Anbaues zuläßt, und dennoch nicht häufiger angebaut wird; so darf man eben daraus sicher schließen, daß die Ueberlegenheit seines Profits und seiner Rente weiter nichts, als einen Profit für die stärkern Grundauslagen, oder einen billigen Ersatz für die höhern Kulturkosten,

kosten, oder eine billige Assekuranz für die größere Mißlichkeit des Gerathens abgiebt.

So sind von einem Küchengarten die Rente des Grundherrn sowohl, als der Profit des Pächters gemeiniglich höher, als von einem gleich großen Stücke Korn- oder Futterlandes. Aber den Boden zu solchem Garten ursprünglich einzurichten, fodert mehr Auslagen; daher gebührt dem Eigner eine größere Rente, und der Bau der Küchengewächse erfodert eine mühsamere und geschicktere Behandlung; daher gebührt dem Pächter ein größerer Profit. Bei Hopfen- und Obstgärten kommt dazu noch die größere Mißlichkeit des Gerathens ihrer Erzeugnisse; deren Preiß daher nicht nur einen Ersatz für die von Zeit zu Zeit eintretende Fehlernte, sondern auch noch etwas einer Assekuranzprämie Aehnliches gewähren muß. Eben so verhält es sich mit Weingärten, sofern von solchen Arten Wein die Rede ist, zu deren Anbau sich mehr Land tauglich findet, als dazu dermalen angewandt wird.

Das französische Gesetz, welches die Eigner der alten Weinberge im Jahre 1731 auswürkten, und nach welchem, ohne besondere Erlaubniß des Königs, kein neuer Weinberg angelegt, und kein alter, wenn sein

Anbau zwei Jahre lang unterblieben, wieder hergestellt werden sollte, ist kein Beweis vom Gegentheil. Denn durch ihre Aengstlichkeit, dem weitern Fortgange des Weinbau's Einhalt zu thun, verriethen jene Eigner zwar einerseits ein Bewußtseyn, daß dieser Kulturzweig damals einträglicher, als jeder andre wäre; aber doch auch andrerseits die Meinung, der überlegne Gewinn davon könne nicht länger dauern, als das Gesetz, welches den freien Weinbau beschränkte. Der Vorwand zu dem Gesetze war der Mangel an Korn und Futter und der Ueberfluß an Wein. Aber hätte dieser Ueberfluß würklich Statt gehabt, er würde schon für sich allein ohne alles Gesetz würksam genug das Anpflanzen neuer Weinberge dadurch gehemmt haben, daß er den Profit und die Rente vom Wein unter ihr natürliches Verhältniß zum Profit und zur Rente von Korn und Futter erniedrigt hätte. Und was den angeblich durch Erweiterung des Weinbaus verursachten Mangel an Korn betrift; so ward von jeher nirgend in Frankreich Korn sorgfältiger gebaut, als in den Weinprovinzen, soweit ihr Boden sich dazu tauglich fand. Die mit dem einen Kulturzweige beschäftigte Menge von Händen muntert natürlich zu

dem andern auf, indem sie für dessen Erzeugniß einen raschen Absatz darbietet. Und durch Verminderung der Winzer, die Korn kaufen, den Kornbau begünstigen wollen, ist gewiß eine eben so verkehrte Maxime, als wenn man durch Abschreckung von Manufakturen den Ackerbau befördern wollte.

Wenn also gleich der Profit und die Rente von einem solchen Produkt, das entweder ursprünglich größere Grundauslagen, oder jährlich größere Kulturkosten erfodert, oder seltner gut geräth, den Profit und die Rente von Korn und Futter insgemein übertreffen; so werden sie dennoch, sofern ihr Ueberschuß nur eben zur Deckung solches außerordentlichen Aufwandes und Risiko's hinreicht, in der That durch den Profit und die Rente jener gemeinen Produkte regulirt.

Eine Ausnahme von dieser Regel findet nur dann statt, wenn der letzte von den oben erwähnten vier Umständen eintritt. Sind der Grundstücke, die ein großes Produkt allein liefern, zu wenige für die Befriedigung des würksamen Begehrs, so läßt sich ihr gesammtes Erzeugniß an Käufer absetzen, die mehr geben wollen, als was eben hinreicht, den ganzen Betrag von Rente, Profit und Lohn nach den natürlichen d. i. nach

denjenigen Sätzen zu bezahlen, wie jedes dieser drei Stücke bei den meisten andern kultivirten Ländereien bezahlt wird. Der Ueberschuß des Preißes nach Abzug aller Grundauslagen und Kulturkosten hat in diesem Fall, und nur in diesem allein, keine regelmäßige Proportion zu dem ähnlichen Ueberschusse bei Korn oder Futter; sondern kann ihn unbestimmbar weit übertreffen; und das Meiste von diesem Gewinn geht zur Rente des Grundherrn.

So ist es mit manchen Arten von Wein, die sich durch einen eigenthümlichen Wohlgeschmack auszeichnen, der ihnen auf einem andern, als dem oft sehr beschränkten Landstrich, wo sie wachsen, keine Kultur oder Kunst zu verschaffen vermag. Indem dieß zu Markt kommende Quantum solcher Weine gegen die würksame Nachfrage zu klein ausfällt, steigt natürlich ihr Preiß mehr oder weniger, nachdem durch ihre Seltenheit oder den Modegebrauch die Konkurrenz der Käufer mehr oder weniger verstärkt wird. Von diesem ihrem höhern Preiße geht das Meiste zur Rente des Grundherrn: dem Arbeitslohn und Verlagsprofit fließt davon weniger zu. Denn obschon dergleichen Weingärten überhaupt sorg-

fältiger kultivirt werden; so ist doch nicht sowohl wegen dieser sorgfältigern Kultur der Preiß solcher Weine so hoch, sondern ihr, wie oben gezeigt worden, mit einem ganz andern Grunde so hochsteigender Preiß ist vielmehr die Ursache von der sorgfältigern Kultur. Ein kleiner Theil dieses hohen Preißes reicht also schon hin, den Lohn der auf ihren Anbau gewandten außerordentlichen Arbeit, und den Profit des diese Arbeit in Gang setzenden außerordentlichen Verlages zu bezahlen.

Mit den westindischen Zuckerinseln verhält es sich, wie mit jenen köstlichen Weingärten. Ihr Totalerzeugniß reicht für die würksame Nachfrage der Europäer nicht hin, und findet daher bei ihnen einen Preiß, der höher ist, als er zu seyn braucht, um den ganzen Betrag an Lohn, Profit und Rente, welchen dasselbe zu seiner Feilstellung erfordert, nach den Sätzen zu bezahlen, wie jedes dieser Stücke bei jedem andern Produkt bezahlt zu werden pflegt. In den Gegenden von Hindostan, die zum Zuckerbau vollkommen geeignet sind, werden gleichwohl die meisten Grundstücke zu Getreide, Reis, Gemüsen und Oelfrüchten, kurz zu Lebensmitteln für den großen Volkshaufen, ange-

wandt. Die relativen Preiße dieser Artikel und des Zuckers stehen daselbst in ihrer natürlichen Proportion; das heißt, in derjenigen, die zwischen den verschiednen Erzeugnissen der meisten kultivirten Ländereien natürlicherweise sich einstellt, und die den Grundherrn und Pächter so nahe, wie sich es nur berechnen läßt, nach Maaßgabe dessen belohnt, was an ursprünglichen Grundauslagen und jährlichen Kulturkosten gemeiniglich verwendet wird. Auf den westindischen Zuckerinseln hingegen steht der Zuckerpreiß in keiner solchen Proportion zu dem Preiße der gemeinen Lebensmittel; wie schon daraus erhellet, daß der westindische Pflanzer diese, statt sie selbst zu bauen, aus Europa und Nordamerika gegen Zucker eintauscht. Sollte indessen der Zuckerbau fortfahren, sich auf dem amerikanischen Kontinent so zu erweitern, wie es, besonders im Lauf dieser letztern Jahre, kraft des durch das brittische Seemonopol erhöhten Preißes geschehn ist; so wird es unfehlbar am Ende dahin kommen, daß die Rente vom Zuckerbau auf ihr natürliches Verhältniß zur Rente vom Bau der gemeinen Lebensmittel herabsinkt.

Mit dem Tabak in Virginien und Ma-

ryland, der vormals eine Rente gab, die zwar minder hoch, als die von Zucker, aber doch höher als die von Weizen war, scheint es, nach dem, was Liancourt erzählt, schon seit einiger Zeit dahin gekommen zu seyn, daß seine Rente auf ihr natürliches Verhältniß zu der Rente von Weizen herabgegangen ist. Eine gleiche Bewandniß hat es mit dem Indigo.

Der arabische Kaffee, sofern er gewissen eigenthümlichen Umständen des sehr beschränkten Landstrichs, worauf er wächst, seinen besondern Wohlgeschmack verdankt, wird immer einen Monopolpreiß gelten; der in den europäischen Kolonialländern gebaute dagegen, der selbst in der Levante großen Absatz findet, wird unfehlbar auf einen Preiß sinken, bei welchem die Rente nicht höher ist, als jede andre Nutzung desselben Bodens sie gewähren mag.

So wird demnach durch die Rente des kultivirten Bodens, welcher menschliche Nahrung liefert, die Rente des größten Theiles der andern kultivirten Ländereien regulirt. Keine Produktart kann lange Zeit hindurch weniger einbringen, weil man sonst den Boden unverzüglich einer andern Kultur widmen würde. Gewährt dagegen irgend eine Produktart

anhaltend mehr; so ist es daher, weil die Quantität des dazu tauglichen Bodens für die Befriedigung der würksamen Nachfrage zu klein ist.

Sofern in zwei verschiednen Ländern, einerlei Produkt zur menschlichen Hauptnahrung dient, und beide davon gleich fruchtbar sind; mag immerhin das eine Land, gelegen unter einem südlichern Himmelsstrich, Weingärten, Olivenpflanzungen und Zitronenwälder haben; es wird darum nicht reicher an Bodenrente seyn, jenen vorerwähnten besondern Fall ausgenommen, als das andre Land, das solche Güter nicht hat; weil, wenn man jenen besondern Fall ausnimmt, die Rente von allen dergleichen köstlichen Produkten sich nach der Rente von jenem Hauptnahrungsmittel richtet. Ein Land dagegen, minder fruchtbar an den vornehmsten Eßwaaren, wie schöne Südfrüchte es auch auf seinem Boden ziehn, wird minder reich an Rente seyn, als ein andres, das an jenem Hauptprodukt ergiebiger ist: wie z. B. das genuesische Gebiet einem gleich großen Stück an der Flandrischen Küste gewiß an Rente nachsteht.

Wenn in irgend einem Lande ein Gewächs, wovon der gemeinste Boden, bei gleicher Kultur, eine viel größere Quantität

hervorbrächte, als der fruchtbarste Boden von Getreide hervorbringt, zur vornehmsten und beliebtesten Eßwaare für das Volk, statt des Getreides würde; so müßte die Rente des Grundherrn, nehmlich der Ueberschuß von Eßwaaren, der ihm nach Bezahlung der Arbeit und nach Erstattung des Wirthschaftsverlages und des üblichen Profits, verbliebe, nothwendig viel größer seyn. Auf welchem Fuße auch immer in dem Lande gemeiniglich Arbeit möchte unterhalten werden; so könnte doch allemal dieser größere Ueberschuß mehr Arbeit unterhalten, und folglich den Grundherrn in den Stand setzen, mehr Arbeit zu befehlen, oder mehr Erzeugnisse derselben zu kaufen. Der Sachwerth seiner Rente, seine dingliche Macht über die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, womit ihn anderer Menschen Arbeit versorgen könnte, würde nothwendig viel größer seyn.

Ein Reisfeld, versichert man, bringe nicht nur eine viel größere Quantität Nahrung hervor, als das fruchtbarste Kornfeld; sondern lasse davon auch, nach Abzug der größern Kulturkosten einen größern Ueberschuß übrig. In den Reisländern also, wo der Reis die Hauptnahrung des Volks ist,

und wo der Landarbeiter, der ihn bauet, hauptsächlich damit unterhalten wird, sollte von diesem größern Ueberschusse ein größerer Antheil dem Grundherrn zu gute kommen, als in Kornländern. In der That findet man auch selbst in Carolina die Reiskultur einträglicher, als den Weizenbau, wenn gleich dort ein Reisfeld jährlich nur Eine Ernte giebt, (statt daß es in südlichern Ländern deren zwei liefert;) und wenn gleich dort, nach europäischer Sitte, Weizen, nicht Reis die Hauptnahrung des Volks ist.

Aber selbst in Reisländern kann durch die Rente der Reisfelder die Rente der andern kultivirten Ländereien nicht regulirt werden; sofern diese sich nicht in jene verwandeln lassen, welches in der That selten angeht. Denn ein gutes Reisfeld ist ein Sumpf, und zu der Jahreszeit in welcher der Reis im Wachsthume steht, sogar ein bestimmter Sumpf; und so wie es weder zu Getreide noch zu Futter oder sonst einem nützlichen Gewächse taugt, so taugt dagegen der Boden, der solche Gewächse trägt, zum Reisbau nicht.

Ein Morgen Kartoffeln giebt, bestimmten Untersuchungen zufolge, so viel menschliche Nahrung, als viertehalb Morgen Ge-

treide. Die größern Kulturkosten in Absicht des Anpflanzens, Behackens und Ausgrabens sind, wenn die Kartoffeln an die Stelle der Brache kommen, geringe gegen den Verlust, das Feld ein Jahr lang ungenutzt zu lassen; sie vergüten sich zum Theil durch die Reinheit und Auflockerung, welche der Boden für die Frucht des folgenden Jahres erhält, und lassen, auf jeden Fall noch immer einen weit größern Ueberschuß zurück, als der Getreidebau läßt. Sollte dieß Gewächs jemals in irgend einem europäischen Lande, gleich dem Reis in manchen Reisländern zur Hauptnahrung des Volks werden, so daß es einen eben so großen Theil alles Pflugandes einnähme, als Korn und andere zur menschlichen Nahrung dienende Getreidearten jetzt einnehmen; so würde dieselbe Quantität kultivirten Bodens eine größere Menge Menschen ernähren, und indem man die Menge Landarbeiter insgemein mit Kartoffeln unterhielte, bliebe, nach Erstattung alles auf die Kultur angelegten Verlages und nach Unterhaltung aller darauf gewandten Arbeit, ein größerer Ueberschuß. Die Bevölkerung würde wachsen, und die Bodenrente würde weit ihren gegenwärtigen Stand übersteigen.

Der zu Kartoffeln taugliche Boden taugt fast zu jedem andern nützlichen Gewächse. Nähmen sie also denselben Theil alles kultivirten Landes ein, den jetzt Korn einnimmt; so würden sie auf dieselbe Weise, wie das Korn es jetzt thut, die Rente der meisten andern kultivirten Grundstücke regeliren.

Die Sänftenträger und Kohlenschwöller in London, und jene unglücklichen Dirnen, die daselbst von ihrer Schande leben, das heißt die stärksten Männer und schönsten Weibsbilder vielleicht im ganzen brittischen Gebiet, sollen aus der untersten Volksklasse von Irland seyn, die fast lediglich von diesem Gewächse lebt. Welche Speise hat einen entscheidendern Beweis von ihrer nährenden Kraft und ihrer Zuträglichkeit für den menschlichen Körper aufzuzeigen?

Was den Fortgang des Kartoffelbaues verzögert, ist der doppelte Umstand, daß sie so leicht verderblich und so schwer zu transportiren sind. Indessen würde diese Schwierigkeit wohl wegfallen, wenn wir nur erst die mannigfaltigen Benutzungen der Kartoffeln, so wie die des Getreides kennen gelernt, und Maschinen und Mühlen zu ihrer Bereitung eingerichtet hätten. Man hat sie

auf Darren getrocknet, und sie so weite See-reisen machen lassen, da sie sich dann in jedem Klima sehr gut gehalten haben. Auch das von diesen getrockneten Kartoffeln bereitete Mehl ist, so lange man es aufbewahrt hat, unverdorben geblieben, und hat die Passage unter der Linie besser, wie Weizenmehl, ausgehalten.

So viel ist gewiß, daß in den volkreichsten Gegenden der Kartoffelbau selbst mit Abbruch des Getreidebaues sich hebt, und bei dem Uebergewicht von Nahrung, das er auf gleicher Bodenfläche liefert, in solchen Gegenden, wo ihr Absatz leicht und sicher ist, sich heben muß; ohne darum das Getreide, dessen er so viel erspart, vertheuern zu können.

IV.

Von den Produkten, die nur abgeleiteterweise Rente geben.

Die Nachfrage nach Produkten, welche zur menschlichen Nahrung dienen, wird durch diese Produkte selbst erzeugt, indem von ihnen das Daseyn der Menschen abhängt, und mit ihnen die Menschenmenge sich vermehrt. So ist es nicht mit den übrigen

Produkten, die man mit einem Worte Materialien nennen kann, und die sich auf die andern Bedürfnisse beziehen, unter welchen Kleidung und Wohnung die vornehmsten sind. Die Nachfrage, welche sich nach diesen in irgend einem Lande findet, hängt nicht von ihnen ab, sondern von der Menschennahrung, die entweder in dem Lande selbst, oder in irgend einem andern, mit dem es in Verkehr steht, vorhanden ist.

Nehmlich eines Landes Volksmenge richtet sich nicht nach der Menge von Materialien zur Kleidung, Wohnung und anderm Behuf; sondern nach der Menge der Nahrungsmittel, die es hervorbringt. Ist nur erst für Essen gesorgt; so findet sich für die nöthige Wohnung und Kleidung leicht Rath. Aber diese können zur Hand seyn, während es äußerst schwer hält, Speise zu finden.

Eine Hütte kann von Einem Menschen durch Eines Tages Arbeit errichtet werden. Die einfachste Kleidung von Thierhäuten fodert, wenn schon etwas mehr, doch auch nicht viel Arbeit. Unter wilden Völkerschaften ist wohl der hundertste Theil der Arbeiten des ganzen Jahrs hinreichend, sie mit solcher Kleidung und Wohnung zu versehen, als den meisten unter ihnen genügt: alle die

andern neun und neunzig Theile sind oft nur eben genug, sie mit Essen zu versorgen.

Aber nach Maaßgabe, wie mit zunehmender Bodenkultur der Ueberschuß von Eßwaaren über den Selbstbedarf der Producenten, die solche liefern, zunimmt; nimmt auch der Theil der Menschen zu, der freie Hand behält, sich mit andern Verrichtungen zu befassen. Kann eine Familie mit ihrer Arbeit Nahrung für zwei Familien schaffen; so ist die Arbeit von einer Hälfte der Nation hinreichend, die ganze Nation mit Nahrung zu versehen. Die andre Hälfte kann sonach zur Besorgung andrer Dinge oder zur Befriedigung der andern würklichen oder eingebildeten Bedürfnisse gebraucht werden. Und hier gibt es für sie einen unbestimmbar großen Würkungskreis, da diese Bedürfnisse fast unbegränzt sind.

An Nahrung wird der Quantität nach kaum mehr von dem reichen Manne verzehrt, als von dem armen; wenn jene schon an Quantität besser ist, und in Absicht auf Auswahl und Zubereitung mehr Arbeit kostet. Aber man vergleiche dagegen die Garderobe und den Pallast des einen mit den Lumpen und der Hütte des andern, und man wird den Unterschied in ihrer Kleidung, Wohnung

und Hausgeräthschaft nicht minder groß an Menge finden, als an Beschaffenheit.

Die Eßlust hat ihre Gränze, aber das Verlangen nach Bequemlichkeiten und Zierden in Wohnung, Anzug, Hausrath, Möbeln und Equipage scheint ins Unendliche zu gehen. Wer also mehr Nahrung zu Befehl hat, als er selbst verzehren kann, ist immer bereit, den Ueberschuß davon, oder was einerlei ist, den Preiß desselben, für Genüsse dieser Art hinzugeben. Und diejenigen, welchen es an Nahrung gebricht, strengen sich an, jene Lüsternheit des Reichen zu befriedigen; und wetteifern mit einander, wer ihm am wohlfeilsten und vollkommensten die Sachen, die er verlangt, liefern könne.

Nicht genug, daß solchergestalt mit der zunehmenden Bodenkultur und der dadurch vermehrten Nahrung, die Anzahl von Werkleuten zunimmt; sondern, da die Natur ihrer Beschäftigungen die äußerste Arbeitstheilung gestattet, so nimmt die Menge von Materialien, die sie verarbeiten können, in noch viel höherem Verhältnisse zu, als die Anzahl der Werkleute. Auf solche Weise entsteht und wächst die Nachfrage nach Materialien aller Art, von denen menschliche

Erfin-

Erfindungskraft nur irgend einen Gebrauch, zum Nutzen oder Schmuck an Gebäuden, Kleidung, Möbeln, Equipage und dergleichen ersinnen kann. Mit der Nachfrage aber steigt der Preiß solcher Produkte dergestalt, daß sie fähig werden, Rente zu geben.

So ist also Nahrung nicht nur die ursprüngliche Quelle von Rente; sondern jedes andre Produkt, das nachgehends Rente giebt, leitet denjenigen Theil seines Werths, der in Rente besteht, davon her, daß die Arbeitskräfte angewandt auf das Hervorbringen von Nahrung mittelst der zunehmenden Bodenkultur an Würksamkeit zunehmen, und sonach eine immer größre Masse von Nahrung liefern.

Aber diese andern Produkte, welche nachgehends Rente geben können, geben solche nicht einmal jederzeit würklich. Selbst in einem Lande von beträchtlicher Bodenkultur sind sie nicht immer in so starker Nachfrage, daß ihr Preiß über den Satz emporstiege, auf welchem er nur eben hinreicht, den zu ihrer Feilstellung nöthigen Aufwand an Arbeit und Verlag, sammt dem üblichen Profit zu erstatten. Und dann kommt es bei der Frage: ob und wieviel sie würklich Rente geben werden? außer der Nachfrage

noch auf die Ergiebigkeit des Bodens und dessen Lage gegen den Absatzort an. Im Allgemeinen läßt sich darüber Folgendes bemerken.

Allemal geben sie Rente, wenn sie eigends gebaut werden. Ihr künstlicher Anbau selbst beweiset, daß ihr Preiß, außer dem Ersatz des dazu erfoderlichen Lohnes und Verlages sammt dem gehörigen Profit, noch einen Ueberschuß läßt, der eben die Rente ausmacht. Baut man sie auf Land, das eben sowohl auch Eßwaaren oder Viehfutter trüge; so wird ihre Rente durch die Rente, welche diese geben würden, regulirt. So z. B. können Flachs und Hanf nicht weniger Rente bringen, als das Getreide, dessen Stelle sie einnehmen; sonst zöge man den Bau von diesem vor. Auch können sie nicht größre Rente geben, sonst räumte man ihnen mehr Getreideland ein. In einigen nordwestlichen Gegenden Frankreichs baut man Ginster zur Feuerung; wovon also die Rente wenigstens derjenigen gleich seyn muß, die derselbe schlechte Boden, zu Viehweide, oder zu was sonst angewandt, gewähren könnte.

Nicht anders ist es mit den köstlichern Materialien; von denen dasselbe gilt, was oben von den feinern Nahrungsartikeln, wie

Wein, Zucker und dergl. gesagt ist. Ihre Rente wird eben so gut, wie die von dem geringsten Material durch die Rente regulirt, die derselbe Boden, zu Kornbau benutzt, gäbe: ausgenommen den einzigen Fall, wo ihre Vermehrung mit der zunehmenden Nachfrage darum nicht Schritt halten kann, weil des Bodens, der allein sie zu liefern vermag, nicht genug vorhanden ist. So gewährt der Krapp in Schlesien und selbst in Seeland, wo er am vortrefflichsten fällt, nach Abzug alles des Aufwandes, den seine Kultur erfodert, nicht mehr Profit und Rente, als Runkelrüben, oder irgend eine gemeine Feldfrucht, mit deren Abbruch sein Anbau sich erweitern könnte, und doch nicht erweitert. Safflor oder Baumwolle bringen in Aegypten nicht mehr Rente, als Bohnen oder Flachs. Und in Bengalen sind Maulbeerfelder zur Seidengewinnung, so wie Nopalereien, d. i. Gärten zur Zucht der Cochenille, nicht einträglicher als Weizenfelder und Gemüsegärten, die man in jene verwandeln könnte, aber nicht verwandelt. Der vormals in Thüringen sehr stark betriebene Waidbau hat seit der Einfuhr des amerikanischen Indigo sehr abgenommen; zum klaren Beweise, daß seine Rente unter die Rente

von Flachs und Korn fiel, welche Gewächse man jetzt statt des Waids bauet. Und ein ähnliches Schicksal hatte vor wenigen Jahren in Hindostan der zu weit getriebene Bau des Indigo.

Das Material zu den feinsten Shawls von Caschemir ist ein Flaum, welchen die Natur den auf den hohen Gebirgen in Tibet weidenden Ziegen zum Schutz gegen die scharfe Witterung giebt, und den sie verlieren, sobald sie nach einer niedrigern und wärmern Gegend versetzt werden. Sofern die Vermehrung dieses Materials solchergestalt beschränkt ist, könnte die Nachfrage seinen Preiß und somit auch seine Rente unbestimmbar hoch emportreiben. Eine ganz ähnliche Bewandtniß hat es mit der Vicunnawolle, einem Produkt von einer eignen Art Thieren auf den peruanischen Cordilleren.

Es giebt Produkte, die neben einem Bestandtheil, der zur Nahrung dient, noch einen andern liefern, der ein Material abgiebt, wie z. B. die Waben neben Honig noch Wachs, oder wie das Schaf- und Rindvieh neben Fleisch und Milch, noch Talg, Wolle und Häute liefern. Unter rohen Nationen, die dergleichen Produkte wegen jenes erstern Bestandtheiles ziehen, würde der andre bei sei-

nem Ueberfluß und geringem Verbrauch, oft kaum einigen Tauschwerth haben. Was wollten z. B. die Baschkiren mit alle dem Wachs, oder die Kirgisen mit alle dem Talg machen, das jenen bei ihrer Bienenzucht, die sie des Honigs wegen, und diesen bei ihrer Viehzucht, die sie des Fleisches wegen treiben, nebenbei zufällt. Die Fülle von Nahrung in kultivirten Ländern ist es, woraus die Nachfrage entspringt, die nach Materialien sich bis zu solchen Nationen hin erstreckt. Und so geschieht es, daß, indem z. B. sibirisches Wachs in spanischen Kirchen brennt, und sibirisches Talg von den Britten zu Lichtern und Seife gebraucht wird, diesen Materialien ein Preiß zuwächst, der eine Rente gewährt.

In kultivirten Ländern kann es geschehen, daß manches solcher Produkte mehr des Materials als der Nahrung wegen gezogen wird; wie z. B. in mancher sandigen Gegend von England Kaninchengehege eine gute Rente geben, die nicht sowohl von dem schlechten Fleisch dieser Thiere, als von ihrem theuren Fell einkommt. *)

*) Nach Arthur Young (in general view of the agriculture of Suffolk. London 1797. p.

Materialien, die man noch nicht eigends erzieht, können gar wohl in mancher Gegend selbst eines sonst im Ganzen schon ziemlich kultivirten Landes wenig oder nichts an Rente geben; obgleich ihr Preiß im Kulturfortgange allemal zu steigen strebt, und zwar bis zu dem Punkt, bei welchem es vortheilhaft wird, sie eigends zu erziehen. So ist es mit dem Holz. Nicht nur in mancher Bienengegend von Nordamerika würde der Grundeigner Jedem, der ihm die meisten großen Bäume von seiner Rodung umsonst wegnehmen wollte, sehr dafür danken: sondern selbst in mancher Gegend des schottischen Hochlandes ist, aus Mangel an Straßen- und Wasserfahrt, die Rinde das einzige, was von Bäumen zu Markt gehen kann; das Holz läßt man auf dem Grunde verfaulen. Im Fortgange der Bodenkultur steigt nothwendig der Holzpreiß, und zwar aus eben den Ursachen, und fast auf eben die Weise, wie der Viehpreiß. Denn je mehr der Landbau sich erweitert, desto mehr nehmen die ursprünglich den größten Theil

199.) verhält sich der Werth des Fettes zum Werth des Fleisches vom Kaninchen jetzt wie 7 zu 3, selten wie 7 zu 6.

des Bodens bedeckenden Wälder ab; indem sie theils durch Rodung in Pflugland verwandelt, theils durch den Weidegang des zahlreicheren Viehes zu Grunde gerichtet werden. Denn zahlreiche Viehheerden in Wäldern weidend, zerstören sie gleich die alten Bäume nicht, hindern den Aufwuchs der jungen, so daß mit der Zeit der ganze Wald zu Grunde geht. Andrerseits macht die mit der zunehmenden Bodenkultur anwachsende Volksmenge den Holzverbrauch zum Bauen sowohl als Brennen stärker. Indem auf solche Weise das Holz immer seltner und die Nachfrage darnach immer stärker wird, kann sein Preiß so steigen, daß er eine hohe Rente gewährt, und daß der Grundherr wohl seinen besten Boden kaum vortheilhafter zu benutzen weiß, als wenn er ihn mit Holz bepflanzt. Dieß scheint jetzt so ziemlich der Fall in mancher Gegend von Großbritannien zu seyn; wo das Holzpflanzen für nicht minder einträglich, als der Kornbau gehalten wird. Ueber die Rente von Kornbau kann der Vortheil der Holzzucht nirgend steigen, wenigstens nicht auf lange Zeit; aber wohl kann er ihr nahe genug kommen in einer hochkultivirten Gegend, wenn sie weit ab von der See liegt. Ist sie

der See nahe, so kann sie freilich, wenn Steinkohlen zur Feuerung für sie bequem zu haben sind, ihren Bedarf an Bauholz manchmal wohlfeiler aus minder kultivirten Ländern hohlen, als selbst daheim erziehen; wie z. B. in der Neustadt von Edinburg vielleicht nicht ein Splitter schottischen Bauholzes steckt.

Noch ungewisser ist es, ob solche Materialien, die gar nicht durch Kunst vermehrbar sind, d. h. die zum Mineralreich gehören, selbst bei der höchsten Bodenkultur des Landes, wo sie gefunden werden, Rente geben oder nicht. Immer hängt dieß ab von der Leichtigkeit, mit welcher sie gewonnen werden können, und von der Lokallage des Bodens, wo man sie findet: und zwar kommt bei den geringern Arten derselben eben so viel auf den einen dieser Umstände, wie auf den andern an; bei den köstlichen aber, d. i. solchen, die einen hohen Werth und einen kleinen Raum enthalten, und also leicht transportirbar sind, mehr auf den erstern, als den letztern.

Ob z. B. ein Steinkohlenlager Rente gewähren kann, oder nicht, hängt theils von seiner örtlichen Lage, theils von seiner Ergiebigkeit ab. Manches, das ergiebig ge-

nug ist, kann wegen seiner unvortheilhaften Lage nicht gebauet werden. Es ließe sich aus ihm mit gleicher oder minderer Arbeit eine eben so große Quantität dieses Fossils ziehen, als aus einem andern, das in vollem Baue steht, gezogen wird; aber in einer weit ab von der Küste gelegenen, dünn bevölkerten, und weder mit Wasserfahrt noch guten Landstraßen versehenen Gegend fände diese Quantität keinen Absatz. Dagegen giebt es andre vortheilhaft gelegene Kohlenminen, die gleichwohl gar nicht oder höchstens vom Eigner selbst gebaut werden können; weil sie nicht genugsam ergiebig sind. Man baut sie gar nicht, wenn ihr Ertrag die Kosten nicht einbringt, und sonach weder Profit noch Rente gewährt. Reicht ihr Ertrag nur eben hin, die zu ihrem Bau nöthigen Auslagen an Lohn und Verlag sammt üblichen Profit wiederzugeben; so kann der Eigner sie bauen, aber niemand sonst, weil jener niemanden ohne Rente den Bau gestatten wird, und eine Rente sich davon nicht aufbringen läßt. Mit einigen Kohlenwerken in Schottland ist dieß würklich der Fall.

Es giebt einen niedrigsten Preiß, um den die Steinkohlen eine Zeitlang feil seyn

können, und das ist der, welcher nichts von Rente enthält. Auf diesem Preiße stehen sie gemeiniglich an den Minen, die Niemand, als der Eigner selbst, bauen kann.

Auch hat ihr Preiß ein Maximum. Da sie ein minder angenehmes und wie man sagt, auch ein minder gesundes Brennmaterial abgeben, als Holz; so muß an dem Ort, wo man sich ihrer zum häuslichen Gebrauch bedient, die Feuerung mit ihnen etwas weniger kosten, als die Feuerung mit Holz. Kommt jene eben so theuer zu stehen, als diese; so ist dann an dem Ort und bei diesen Umständen der Kohlenpreiß so hoch, als er seyn kann. Dieß scheint der Fall in mancher innern Gegend von England, besonders in Oxfordshire, zu seyn, wo selbst die gemeinen Leute zu ihrer Feuerung Holz und Steinkohlen zusammen mischen: ein klarer Beweis, daß der Unterschied an Kosten dieser beiden Brennstoffe nicht groß seyn kann. In Königsberg werden brittische Steinkohlen gebraucht zum Schmieden, aber sonst zu keiner häuslichen Feuerung. Sie müssen also bei jenem Gebrauch in Betracht des größern und schnellern Effekts, den sie leisten, wohlfeiler als Holzkohlen seyn; indessen hat auch bei die-

ser Anwendung ihr Preiß an dem Preiße der Holzkohlen eine natürliche Gränze.

In jeder Steinkohlengegend sind die Steinkohlen sehr weit unter diesem höchsten Preiße. Wären sie es nicht; so könnten sie die Kosten einer weiten Fahrt zu Wasser oder zu Lande nicht ertragen. Es könnte daher nur eine kleine Quantität abgesetzt werden; und doch finden Unternehmer sowohl als Eigner von Kohlenwerken, jene, daß sie mehr an Profit, diese, daß sie mehr an Rente gewinnen können, wenn eine große Quantität zu einem Preiße, der nur etwas über dem niedrigsten ist, als wenn eine kleine Quantität zu dem höchsten Preiße abgesetzt wird. Sie ziehen daher jenen mäßigern Preiß vor. Allemal regulirt daher die ergiebigste Kohlenmine den Preiß der Kohlen an allen andern Minen in ihrer Nachbarschaft. Die Grundherren sowohl, als Unternehmer dieser andern Minen sehen sich bald genöthigt, auf denselben Preiß herabzugehen, der an jener besteht; obgleich sie ihn nicht so gut erschwingen können, und obgleich er ihren Profit sowohl, als ihre Rente allemal schmälert und bisweilen gänzlich wegnimmt. — Denn es ist weniger vortheilhaft, eine Quantität Waaren mit z. B. ei-

nem reinen Vortheil von 9 Prozent als 2 mal oder 3 mal soviel mit einem Vortheil von 6 Prozent zu verkaufen, wenn man die Wahl hat, beides zu thun. — Manches solcher Kohlenwerke wird aufgegeben, manches andre gewährt keine Rente, und kann daher bloß vom Eigner gebauet werden.

Rente, selbst wenn Steinkohlen eine geben, macht insgemein in dem Preiße derselben einen geringern Bestandtheil aus, als in dem Preiße der meisten andern rohen Produkte. Während in Großbritannien die Rente von einem Grundstück über der Erde insgemein ein Drittheil des veranschlagten rohen Ertrages ausmacht, und gewöhnlich eine gewisse und von dem zufälligen Wechsel der Ernten unabhängige Rente ist; pflegt bei Kohlenminen ein Fünftheil des rohen Ertrages eine sehr große Rente, ein Zehntheil die gemeinste zu seyn: und selten ist sie eine gewisse Rente; sondern hängt von dem zufälligen Wechsel des Ertrages ab. Dieser Wechsel ist so groß, daß in einem Lande, wo der dreißigjährige Reinertrag von Landgütern für einen mäßigen Kaufpreiß derselben gilt, der zehnjährige Reinertrag für einen guten Kaufpreiß einer Kohlenmine gehalten wird: oder mit andern Worten, daß,

wo man ein Landgut zu $3\frac{1}{3}$ Prozent gekauft, wohlfeil nennt, eine Kohlenmine zu 10 Prozent gekauft, theuer heißt.

Der Werth einer Metallmine für den Eigner hängt mehr von ihrer Ergiebigkeit ab, und weniger von ihrer Lage; weil selbst die gemeinen und noch mehr die edeln von solchem Werthe sind, daß sie die Kosten eines sehr weiten Land- und des weitesten Seetransports ertragen.

Der Preiß der westphälischen Steinkohlen kann auf den Preiß der schlesischen nicht wohl, und auf den Preiß der ungarischen gar nicht würken; sofern jene ersten mit den zweiten nicht wohl und mit den dritten gar nicht in Konkurrenz kommen können. Aber die Metalle aus noch so weit von einander entlegnen Minen können nicht nur, sondern werden würklich in Konkurrenz gebracht. Der Preiß daher, den die gemeinen und noch mehr der Preiß, den die edeln Metalle bei den ergiebigsten Minen der Welt haben, muß nothwendig auf ihren Preiß in jeder andern Mine würken, mehr oder weniger, je nachdem diese Metalle von mehr oder minder kostbarer Art, und sonach mehr oder minder leicht transportirbar sind. Der Preiß des Zinnes in England muß einigen

Einfluß haben selbst auf den Preiß des Zinnes aus den Minen in Malakka. Beiderlei Zinn kommt auf so entlegnen Märkten, wie z. B. Canton und Amsterdam, mit einander in Konkurrenz. Der Preiß des Silbers in Peru, das heißt, die Quantität Arbeit oder anderer Güter, die man dort dafür kaufen kann, muß auf den Preiß des Silbers aus den europäischen nicht nur, sondern selbst aus den chinesischen Silberminen Einfluß haben. Auch geriethen nach Entdeckung der Peruanischen Minen die meisten europäischen in Stillstand. Der Silberwerth sank dermaßen herab, daß ihr Ertrag nicht länger die Kosten ihres Betriebes decken, oder, mit einem gehörigen Profit, die Nahrung, Kleider und andern Bedürfnisse, die bei ihrem Betriebe verbraucht wurden, wieder erstatten konnte.

Wird aber durch den Preiß, den ein Metall bei seiner feuchtbarsten Mine von der Welt gilt, wo er natürlich am tiefsten steht, sein Preiß bei jeder andern Mine mehr oder weniger regulirt; so wird er bei den meisten andern Minen wenig über die Betriebkosten übrig lassen, und sonach selten dem Grundherrn eine hohe Rente gewähren können. Noch mehr als bei den gemeinen

Metallen muß das der Fall bei den edeln seyn; aus dem besondern Grunde, weil, erstens, der Eifer, Silber- und Goldbergwerke zu bauen, kraft des unter den Menschen so sehr herrschenden Wahnglaubens an ihr eigenes gutes Glück überaus groß; und, zweitens, die Kauflust in Absicht auf Silber und Gold, bei dem hohen Tauschwerth dieser Metalle, sehr begränzt ist. Auch scheint nach aller Erfahrung Rente würklich nur einen kleinen Theil von dem Preiße der gemeinen Metalle, und einen noch kleineren von dem Preiße der edeln an den meisten Minen auszumachen; in Arbeitslohn und Verlagsprofit besteht der größte Theil des Preißes von beiden.

So z. B. ist ein Sechstheil des rohen Ertrages die Rente von verschiednen sehr ergiebigen Bleiminen in Schottland. Auch geben die fruchtbarsten Zinnminen in der Welt, die cornwallschen, im Durchschnitt ein Sechstheil des rohen Ertrages dem Grundeigner an Rente, und außerdem an einer Art an Regalabgabe für den Herzog von Cornwall über ein Zwanzigtheil, welches, wäre diese Abgabe nicht, natürlich ebenfalls der Rente des Grundeigners zuwachsen würde. Sie geben also, kann man annehmen,

an Rente $\frac{13}{100}$ des rohen Ertrages. Die reichsten Silberminen der Welt, die Peruanischen, gaben dem Könige von Spanien bis zum Jahr 1736 ein Fünftheil oder $\frac{12}{100}$ des fertigen Silbers an Regalabgabe; und dieß konnte bis auf jene Zeit als die würkliche Rente jener Minen betrachtet werden, weil der Grundeigner des Bodens, worauf sich eine solche Mine fand, von den Unternehmern, die sie bauen, gewöhnlich weiter nichts an Abfindung erhielt, als daß ihr rohes Erz auf seiner Mühle gegen den ordentlichen Pochlohn gepocht werden sollte. Seit 1736 hat die Regalabgabe gar auf ein Zehntheil oder $\frac{6}{100}$ herabgesetzt werden müssen. Selbst also, wenn man annimmt, es werde diese Abgabe vom Silber eben so richtig bezahlt, als jene vom Zinn, (da doch die Versuchung und Gelegenheit zum Unterschleif bei Silber, das einen höhern Werth in wenigern Raum enthält, viel größer, als bei Zinn ist,) verhält sich doch die Rente von Silber zu der von Zinn bei den reichsten Gruben dieser Metalle, wie sechs zu dreizehn, und reicht sonach nicht an die Hälfte von dieser.

Daß auch die Profite der Bergbauunternehmer in Peru gemeiniglich nicht sehr bedeutend

deutend sind, läßt sich daraus abnehmen, daß nach glaubwürdigen Nachrichten, diese Leute dort in großem Mißkredit stehen, und wenn sie Anleihen suchen, sich zu ganz enormen Geldzinsen bequemen müssen.

Vom Golde hat die Regalabgabe an den König von Spanien nach und nach von einem Fünftheil auf ein Zehntheil und zuletzt auf ein Zwanzigtheil herabgesetzt werden müssen; und das Zwanzigtheil scheint die ganze Rente von den meisten Goldminen in Peru und Chili zu seyn. Bei den Brasilianischen Goldminen steht die Regalabgabe zwar noch auf einem Fünftheile. Aber da Gold, außerdem, daß es einen sehr viel kleinern Raum als Silber bei gleichem Werth einnimmt, sich fast allemal gediegen findet, und sonach der Unterschleif dabei sehr viel leichter ist; so wird die Regalabgabe von Golde wohl noch weit schlechter, als die von Silber entrichtet, und Rente macht sonach wohl einen noch weit kleinern Theil des Goldes, als des Silbers aus.

Der Preiß der edeln Metalle hat sein Minimum. Tiefer kann er nicht herabgehen, als bis auf den Punkt, wo er eben nur hinreicht, den zu ihrer Gewinnung und

Bereitung erfoderlichen Verlag sammt dem üblichen Profit zu erstatten.

Ein Maximum dagegen hat er nicht: er wird in seinem Steigen nicht durch den Preiß irgend einer andern Waare begränzt, etwa so wie der Preiß der Steinkohlen durch den des Holzes, indem (Quantitäten von gleicher Feuerungskraft vorausgesetzt) jene Brennwaare nie theurer denn diese werden kann: sondern durch zunehmende Seltenheit könnte das kleinste Stückchen Gold einen höhern Tauschwerth gewinnen, oder einer größern Quantität andrer Güter gleichgelten, als diejenigen Dinge, welche jetzt den höchsten Tauschwerth haben.

Der Edelsteine hoher Preiß besteht in den meisten Fällen fast ganz aus Arbeitslohn und Verlagsprofit. Rente hat insgemein einen sehr geringen, oft gar keinen Theil daran; nur die ergiebigsten Minen gewähren irgend eine beträchtliche Rente. So erfuhr der Juwelirer Tavernier, als er die Diamantminen von Golconda und Visapour bereisete, daß der Landesherr, für dessen Rechnung sie bearbeitet wurden, alle andre bis auf die, welche die größten und schönsten Steine lieferten, hatte schließen lassen; vermuthlich,

weil mit jenen andern nichts an Rente zu gewinnen war.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich, wenn man den Bergbau mit dem Landbau vergleicht, zwischen beiden folgender merkwürdiger Unterschied.

Die Rente, welche irgend ein Bergwerk seinem Eigner gewähren kann, richtet sich nicht darnach, wie ergiebig es, an sich betrachtet, sondern um wie viel es ergiebiger ist, als andre Bergwerke derselben Art. Vornehmlich gilt das von den edeln Metallen und Edelsteinen. Würden Silberminen entdeckt, eben so sehr überlegen denen, die man jetzt in Amerika bauet, als es diese den europäischen sind; so möchten die jetzigen amerikanischen wohl dasselbe Schicksal haben, das seit ihrer Entdeckung die europäischen traf; sie würden wenig oder nichts an Rente geben, und wohl gar nicht einmal vom Eigner selbst gebaut werden können; da, wie gezeigt worden, der Preiß der edeln Metalle an ihrer ergiebigsten Mine in der Welt, ihren Preiß an jeder andern Mine regulirt.

Der Werth, den das gesammte Produkt einer Mine und folglich auch das zur Rente gehende Stück desselben hat, wird nicht noth-

wendig größer nach Maßgabe, wie das Produkt und dieß zur Rente gehende Stück desselben an Masse zunimmt. Vor der Entdeckung von Amerika konnten die fruchtbarsten europäischen Silberminen dem Publikum ein an Werth eben so großes Produkt und ihrem Grundherrn eine an Werth eben so große Rente gewähren, als jetzt die ergiebigsten amerikanischen Minen. War gleich die Quantität Silber, die aus ihnen gezogen wurde, viel kleiner; so konnte sie doch eine eben so große Quantität Güter eintauschen; und der Theil davon, der dem Grundherrn an Rente zufiel, setzte sie in den Stand, eine eben so große Quantität Arbeit zu befehlen oder zu kaufen.

Werden jetzt vierzig Centner Silber den reichsten Gruben eben so leicht abgenommen, als damals zehn, und beträgt die Rente jetzt, wie damals ein Zehntheil, so machen dieser Ertrag und diese Rente darum, weil sie viermal größer sind, nicht auch das Publikum und die Grundherrn viermal reicher; es kann der Werth, den die viermal größere Masse Silber jetzt hat, derselbe seyn, den die einfache damals hatte. Und der einzige Vortheil, der für die Welt aus dieser Veränderung entsteht, ist, daß man Geräth-

schaften und Zierrathen von Silber für eine kleinere Quantität Arbeit oder Waaren eintauschen kann.

Ganz anders verhält es sich mit dem Landbau:

Ländereien, wie wenig fruchtbar sie auch seyn mögen, werden in ihrem Werth durch die Nachbarschaft der fruchtbarsten Grundstücke nicht erniedrigt, sondern vielmehr erhöht. Sie werden nicht erniedrigt: denn das Quantum von Nahrung, Kleidungsstoffen und Baumaterialien, welches sie hervorbringen, kann jederzeit eine gewisse Anzahl Leute sättigen, kleiden und behausen; und was auch immer für ein Antheil davon an Rente dem Grundeigner zufalle: so wird dieser allemal eine verhältnißmäßige Quantität von Arbeit oder von alle dem, was durch Arbeit hervorgebracht wird, dafür zu Gebot haben. Sie werden vielmehr sogar erhöht: denn so manches ihrer Erzeugnisse findet unter der großen Menge Menschen, die in der fruchtbaren Nachbarschaft leben, seinen Markt, den es unter den eignen Einwohnern nie könnte gefunden haben.

Der Ertrag an unmittelbaren Lebensbedürfnissen hat allemal einen seiner Größe proportionalen Werth. Liefern gewisse Lände-

reien eine dreimal so große Masse von Lebensmitteln, als andre von gleichem Umfange bei gleicher Arbeit liefern; so wird jene dreimal größere Masse, abgesehen von allen andern Umständen, auch dreimal mehr werth seyn, nehmlich dreimal so viel Arbeit unterhalten, oder Erzeugnisse der Arbeit tauschen können.

Alles, wodurch eines Bodens Fruchtbarkeit, Nahrung hervorzubringen, verstärkt wird, erhöhet nicht nur den Werth der Grundstücke, die solchergestalt verbessert werden; sondern trägt auch dazu bei, den Werth mancher andern zu erhöhen, für deren Erzeugniß es eine neue Nachfrage verschafft. Jener Ueberfluß von Nahrung, der, kraft des erweiterten und verbesserten Landbaues, vielen Leuten über ihren eignen Bedarf angehört, ist es, der die Nachfrage nach edeln Metallen und Edelsteinen sowohl, als nach allem Andern erzeugt, was irgend zur Bequemlichkeit und Zierde in Hinsicht auf Anzug, Gebäude, Möbel und dergleichen dienen kann. Nahrung macht nicht nur das Hauptstück des Reichthums der Welt aus, sondern der Ueberfluß von Nahrung ist es, der vielen andern Arten von Reichthum das Hauptstück ihres Werths ertheilt.

V.

Was gehen bei zunehmender Bodenkultur, für Veränderungen vor in den Proportionen zwischen den gegenseitigen Sachwerthen der verschiednen Produktarten?

So wie die Bodenkultur sich ausdehnt und verbessert, streben die gemeinen vegetabilischen Eßwaaren ihrem Sachpreiße nach herunter zu gehen; theils, weil dann die Fruchtbarkeit des Bodens zunimmt, oder sein Ertrag, den er bei gleicher Arbeit giebt, vermehrt wird; theils weil dann manche Gattung solcher Eßwaaren, die man im rohen Zustande des Ackerbaues nur mit dem Spaten auf kleinen Gartenflecken ziehet, wie Rüben, Bohnen, Möhren, Kohl u. d. auf Feldern mit dem Pfluge wieder mühsam gebaut, und manche neue Gattung, die weniger Land und nicht mehr Arbeit als das Getreide fodert, und daher wohlfeiler zu Markt kommt, einheimisch gemacht wird. Wohin z. B. Kartoffeln und Mays gehören; dieser für die südlichen, jene für alle Gegenden: die wichtigste Bereicherung, die der europäische Landbau, vielleicht die Europa selbst,

der großen Ausdehnung seiner Schiffahrt und seines Handels zu danken hat.

Alle andere Produktarten streben, bei zunehmender Bodenkultur ihrem Sachwerthe nach zu steigen, weil die Nachfrage nach ihnen mit der Fülle von Nahrung zunimmt, die eine Folge des größern und bessern Landbaues ist. Zwar wird die Nachfrage nach diesem oder jenem Produkt, in verschiednen Ländern, und selbst in dem nehmlichen Lande zu verschiednen Zeiten, bei gleichem Grade von Bodenkultur nicht immer gleich seyn. Stärker wird sie z. B. nach Materialien zur Feuerung und zu warmer Kleidung in einem nördlichen Lande seyn, als in einem südlichen; stärker vielleicht nach Fischen in demselben Lande, wenn es katholisch, als wenn es protestantisch ist. Aber wie ungleich auch immer nach Himmelsstrich und Sitte, bei gleicher Bodenkultur, die Nachfrage nach einerlei Produkt seyn mag; so strebt sie doch in jedem Lande, alles übrige gleich gesetzt, mit zunehmender Bodenkultur, zu wachsen.

Man möchte demnach wohl erwarten, daß in den Proportionen zwischen den gegenseitigen Sachwerthen der gemeinen vegetabilischen Nahrungsmittel, z. B. des Getreides, und aller jener andern Produkte nur

eine einzige Veränderung während des ganzen Fortgangs der Kultur vorgehen sollte. Alle jene andere Produkte sollten nehmlich gegen die vegetabilischen Lebensmittel unabläßig steigen, oder einer immer größern Quantität derselben gleich gelten, mit einem Worte, immer theurer werden. Auch ist das mit den meisten, und in den meisten Fällen auch würklich geschehen: und wenn es nicht mit allen und in jedem Fall geschehen ist, so rührt dieß davon her, daß diese Produkte, was ihre Vermehrbarkeit betrift, von sehr ungleicher Natur sind, und daß durch besondre Ereignisse die Lieferung einiger von ihnen noch stärker als die Nachfrage zugenommen, und diese gleichsam überflügelt hat.

In Hinsicht auf ihre Vermehrbarkeit lassen sie sich insgesammt in vier Klassen theilen.

Die erste Klasse befaßt diejenigen Produkte, die kaum vermehrbar sind, und von denen eine größere Menge sich weder durch Zufall auffinden, noch durch Kunst ansammeln läßt.

Die zweite begreift diejenigen, welche der menschliche Fleiß nach Verhältniß der zunehmenden Nachfrage vermehren kann, ohne

dabei durch etwas sonst, als den Anbau der vegetabilischen Hauptnahrung beschränkt zu seyn.

Die dritte Klasse befaßt diejenigen, deren Vervielfältigung noch durch andere ihnen eigenthümliche Umstände begränzt ist.

Die vierte endlich diejenigen, welche zwar nicht durch Kunst vermehrbar, aber man weiß nicht, wo und in wie großen oder kleinen Quantitäten, im Schooße der Erde verborgen sind, so daß die Bemühung der Menschen sie häufiger zu gewinnen, von ungewissem Erfolg ist.

Im Fortgange der Kultur können die Produkte von der ersten Klasse ihrem Sachpreiße nach, gränzenlos steigen. Die von der zweiten können zwar auch sehr hoch gehen, aber doch über einer gewissen Gränze sich, irgend eine beträchtliche Zeit hindurch, nicht halten. Die von der dritten und vierten, ob sie gleich im Kulturfortgange zu steigen streben, können dennoch, und zwar jene nach besondern die Aus- und Einfuhr betreffenden Umständen, diese, nachdem der Zufall ihre häufigere Entdeckung begünstigt oder nicht, bei dem nämlichen Kulturgrade, manchmal sogar sinken, manchmal unverändert bleiben, manchmal mehr oder weniger steigen.

Zu der ersten Klasse gehören diejenigen Produkte, deren Vermehrung der menschliche Fleiß kaum in seiner Gewalt hat. Sie bestehen in solchen Dingen, welche die sich selbst gelassene Natur allein, und nur in gewissen Quantitäten erzeugt, und welche zu vergänglich sind, als daß man das Erzeugniß mehrerer Jahre zu Vorräthen ansammeln könnte. So ist es mit dem meisten wilden Geflügel, insonderheit mit allen Zugvögeln, mit manchen seltenen Seefischen, mit den eßbaren indianischen Vogelnestern, zum Theil mit Trüffeln, und manchen andern Dingen. Sofern menschliche Betriebsamkeit nicht wohl eine größere Quantität solcher Dinge zu schaffen vermag, als sich von selbst vorfindet; und sofern mit zunehmendem Reichthum und Wohlleben die Nachfrage nach ihnen wetteifernd zunimmt, kann ihr Preiß zu einer unbestimmbaren Höhe steigen. Er scheint in der That durch nichts begränzt zu seyn. Denn käme es auch dahin, daß eine Schnepfe oder eine Trüffel zehn Friedrichsd'or, oder ein indisches Vogelnest deren hundert gölte; so könnte menschliche Betriebsamkeit doch nicht machen, daß eine viel größre Menge von diesen Dingen, als jetzt, zu Markt gebracht würden.

Der hohe Preiß, den zu den Zeiten der größten Herrlichkeit des römischen Staats mancher reiche Römer für seltne Vögel und Fische bezahlte, indem z. B. einer für eine weiße Nachtigall 6000 Sestertien d. i. ungefähr 300 Thaler, und ein andrer für einen Meerbarben (mullus) 8000 Sestertien d. i. 400 Thaler gab, erklärt sich hieraus deutlich genug, ohne daß man die Ursache davon in irgend einer Verringerung, die der Silberwerth damals in Rom erlitten habe, zu suchen braucht. Der Silberwerth, nach dem Mittelpreiße des Getreides gemessen, war damals in Rom weit höher, als jetzt: so wie er auch in China, wo reiche Mandarinen für indianische Vogelnester erstaunlich hohe Preiße bezahlen, höher ist, als in Europa.

Die hohen Preiße solcher Dinge sind nicht Folgen von irgend einem Unwerth des Silbers, sondern von der Nachfrage nach diesen Dingen, die keine menschliche Betriebsamkeit nach Belieben zu vervielfältigen vermag, und von dem Ueberfluß an Arbeit und Nahrung, über den die Käufer solcher Seltenheiten zu gebieten haben.

Zur zweiten Klasse gehören diejenigen Produkte, welche die menschliche Betriebsam-

keit nach Verhältniß der zunehmenden Nachfrage vervielfältigen kann. Sie bestehen in den brauchbaren Gewächsen und Thieren, die in einem unkultivirten Lande von selbst so häufig vorhanden sind, daß sie wenig oder nichts gelten, und die daher, so wie die Kultur vorrückt, manchen einträglichern Produkten Platz machen müssen. Während eines langen Zeitlaufs der fortschreitenden Kultur nimmt ihre Quantität beständig ab, und zugleich nimmt die Nachfrage nach ihnen beständig zu. Ihr Sachwerth oder das Quantum Arbeit, dem sie gleich gelten, steigt daher nach und nach immer höher, bis er am Ende so hoch zu stehen kommt, daß er sie zu eben so einträglichen Produkten macht, als irgend ein andres, das durch menschlichen Fleiß auf dem fruchtbarsten und kultivirtesten Boden erzeugt werden kann. Ist er so hoch gekommen; so hat er sein Maximum erreicht; denn ginge er höher: so würde bald zu ihrer Vermehrung mehr Land und Arbeit angewandt werden.

So verhält es sich mit dem Holz, in den ursprünglich bewaldeten Ländern, so mit dem Vieh und so mit dem Wilde. In Ansehung des Holzes findet sich hier, nach dem, was bereits oben darüber gesagt ist, nur

noch zu erinnern, daß es wegen der Schwierigkeit seines Landtransports, in mancher Gegend eines beträchtlichen Landes auf seinen höchsten Preiß empor steigen kann, während es in vielen andern Gegenden desselben Landes noch lange tief unter jenem Preiße bleibt. Was aber die mancherlei nützlichen Thiere betrift, so sollen die mit ihrem Sachwerth im Kulturfortgange vorgehenden Veränderungen hier genau angegeben werden.

Die Erweiterung des Getreidebaus hebt, wie schon anderwärts bemerkt ist, den Preiß des Viehes, indem sie einerseits die Menge derer, die Getreide, oder, was einerlei ist, einen Getreidewerth in Händen haben, und Fleisch dafür einzutauschen suchen, vermehrt; und andrerseits die Menge des wüsten Weidelandes vermindert, und sonach eine mühsamere Zucht und Pflege des Viehes nothwendig macht. Der Viehpreiß muß sonach an Kulturfortgange immer höher gehen; bis es zuletzt eben so vortheilhaft wird, die besten Aecker zum Viehfutter als zum Getreidebau zu benutzen. Hier bieten sich folgende Bemerkungen dar.

Das Steigen des Viehpreißes bis an jenes Maximum scheint die unerlaßliche Bedingung zu seyn, ohne welche selbst die der

höchsten Kultur fähigen Ländereien nie vollständig angebauet werden können. Denn auf allen Gütern, die zu weit entfernt von irgend einer beträchtlichen Stadt sind, um Dünger von da zu holen, das heißt, auf den allermeisten Gütern jedes großen Landes, ist die Quantität des wohlkultivirten Ackers proportional der Quantität des auf jedem Gute selbst gewonnenen Düngers, diese wieder proportional dem auf dem Gute selbst unterhaltenen Viehstapel, und diese proportional der Quantität des vorhandenen Futters.

Gedüngt wird der Acker entweder, indem er als Futterkoppel mit Viehe beweidet, oder indem dieß im Stall gehalten, und sein Dünger auf ihn hingefahren wird. Ist nun der Viehpreiß nicht hoch genug, die Rente sowohl, als den Profit vom kultivirten Acker zu bezahlen; so wird kein Landwirth solchen Acker eigends mit Futtergewächsen zur Weidekoppel bestellen; und noch weniger wird er dann Stallfütterung treiben, indem dazu nicht nur gleichfalls angebautes Futter nothwendig ist, sondern auch, weil dieß dem Vieh zugebracht werden muß, mehr Arbeit erfordert wird.

Unter solchen Umständen aber, wo man

kein anderes Futter hat, als was der Getreidebau in seinen Abgängen, und was die natürlichen Wiesen und die Stoppel- und Brachfelder und das wilde Weideland liefern, ist natürlich der Viehstapel in den meisten Gegenden klein, und der Dünger unzulänglich. Allen Dünger also, den man hat, da er für die ganze Feldflur nicht hinreicht, behält man den Aeckern vor, denen man ihn am vortheilhaftesten oder bequemsten zuwenden kann, d. i. den fruchtbarsten oder zunächst am Gehöft gelegenen. Der übrige Boden, der an Umfang oft zweimal und dreimal so groß ist, als alle jene Aecker zusammengenommen, bleibt zur Hütung liegen: und zwar ein Theil als immerwährendes Weideland; ein andrer Theil als Dreschland, das man, nachdem es drey, oder sechs oder mehrere Jahre behütet worden, aufreißt, um ihm eine oder ein Paar armselige Ernten von Sommerfrucht abzugewinnen; und dann läßt man es, damit es sich von seiner Erschöpfung erhole, wieder soviel Jahre lang, wie zuvor ruhen und behüten. Der Viehstamm, der des Sommers hauptsächlich von solcher Weide lebt, wie klein er auch gegen den ist, der zum vollständigen Anbau der ganzen Feldflur nöthig wäre, ist sehr oft in

Ver-

Verhältniß gegen den Vorrath von Winterfutter zu groß.

So ist die Wirthschaft in allen den Gegenden bestellt, wo der Viehpreiß zu niedrig ist, um den Futterbau lohnend zu machen; und offenbar können, bei solcher Einrichtung, selbst die der höchsten Kultur fähigen Ländereien nie vollständig angebaut werden. Mangel an Dünger und Unzulänglichkeit des Arbeitsviehes gegen den Umfang von Boden, den es bearbeiten soll, haben natürlich die Folge, daß selbst von den eines hohen Ertrages fähigen Grundstücken viele nur sehr schlecht und viele gar nicht kultivirt werden können.

Es muß immer lange dauern, bis durch den zunehmenden Landbau der Viehpreiß auf sein Maximum erhoben wird. Denn die Vermehrung des Viehstapels und die Verbesserung der Bodenkultur gehen nothwendig Hand in Hand, so daß keine der andern weit vorspringen kann. Ohne vermehrten Viehstamm kann kräftigere Düngung und tüchtigere Bearbeitung, das heißt, bessere Kultur des Bodens nicht statt finden; und ohne vorangegangene bessere Bodenkultur kann nicht wohl ein größerer Vorrath von Futter gewonnen und sonach ein vermehrter Viehstamm

unterhalten werden. Diese natürlichen Hindernisse des Aufkommens einer bessern Wirthschaft lassen sich nur in einem langen Zeitlauf durch anhaltende Betriebsamkeit und Sparsamkeit überwinden.

Wenn also, selbst nachdem der Viehpreiß schon sehr hoch gestiegen ist, noch immer in den meisten Gegenden eines Landes jene schlechte Wirthschaft herrscht; so liegt die Ursache davon überhaupt nicht sowohl in Unwissenheit und Anhänglichkeit an altem Herkommen, als vielmehr in den Erschwernissen, welche die Natur der Dinge selbst der schnellen Einführung eines bessern Wirthschaftssystems entgegen stellt. Sie liegt erstlich darin, daß der Landwirth nicht Verlag genug besitzt, und nicht Zeit genug gehabt hat, den stärkern Viehstapel zu erlangen, den die vollständigere Kultur seines Bodens erfodert; indem eben der steigende Viehpreiß, der ihm die Haltung eines größern Viehstapels vortheilhaft macht, ihm die Erlangung desselben erschwert: und zweitens, daß er noch nicht Zeit gehabt hat, sein Land zur gehörigen Ernährung dieses größern Viehstamms in Stand zu setzen, wenn er ihn auch anzuschaffen vermögend wäre.

Ist einmal der Viehpreiß so hoch gestie-

gen, daß der Landwirth Vortheil dabei findet, den kultivirtesten Acker zum Anbau von Viehnahrung anzuwenden; so werden nach und nach immer bessere Methoden eingeführt und verbreitet, wie man auf einem gleichen Umfange von Lande eine größere Quantität Vieh unterhalten könne: Methoden, betreffend theils die Wahl derjenigen unter den mancherlei Futtergewächsen, welche nach verschiednen Umständen die vortheilhaftesten sind; theils diejenige Abwechselung ihres Baues mit dem Getreidebau, welches den größten Ertrag von beiden giebt. Sofern nun mittelst solcher Methoden mehr Vieh mit weniger Kosten, als im Anfange des Futterbaus, gehalten werden kann, wird in der Proportion zwischen den gegenseitigen Sachwerthen des Viehes und des Getreides eine Veränderung vorgehen, und der Sachwerth des Fleisches gegen den des Brodes wird sinken.

Nach sichern Angaben hat wirklich in England in den zwölf ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts der Weizenpreis ein gut Theil niedriger, und der Fleischpreiß ein gut Theil höher gestanden, als in den zwölf Jahren vor 1764: eine Erscheinung, die sich aus dem seit jener Zeit mehr und mehr vervollkommneten Futterbau genugsam erklärt.

Von allen den Produkten, die zur vorer, wähnten zweiten Klasse gehören; ist Vieh wohl das erste, das im Fortgange der Kultur einen Preiß erhält, der die Mühe lohnt, Land eigends für dasselbe zu bauen, weil, bevor das Vieh einen solchen Preiß gilt, die Kultur sich überhaupt nicht gehörig erweitern, und verbessern kann.

Dagegen ist von allen diesen Produkten, deren Preiß im Kulturfortgange sein Maximum erreicht, Wildpret wohl das letzte. Selbst in den Gegenden von England, wo der Viehpreiß längst auf seinem Maximum steht, ist das Wildpret, wie übermäßig hoch sein Preiß auch aussieht, doch immer noch nicht theuer genug, um die Kosten eines Thiergartens mit gehörigem Profit zu erstatten, sonst würde die Fütterung von Wildpret bald ein Artikel der gemeinen Landwirthschaft in England werden, wie es bei den alten Römern einer war, die kleinen Vögel, Turdi genannt, zu füttern; oder wie es in gewissen Gegenden Frankreichs wenigstens sonst einer war, die Ortolanen, eine Art Zugvögel, die mager ins Land kommen, fett zu machen.

Zwischen derjenigen Periode des Kulturfortganges, wo der Viehpreiß, und derjenigen,

wo der Preiß des Wildprets sein Maximum erreicht, giebt es eine sehr lange Zwischenzeit, in deren Verlauf viele andre Produkte nach und nach auf ihren höchsten Preiß emporsteigen; manche früher, manche später, nachdem es die verschiedne Nachfrage, Vermehrbarkeit und Zufuhr derselben in dem Lande, von welchem die Rede ist, mit sich bringen.

Das Federvieh z. B., so lange man es bloß mit solchen Abgängen von Scheuren und Ställen nährt, die sonst keinen Werth hätten, kostet fast nichts, und kann daher auch um einen geringen Preiß gelassen werden. In schlecht angebauten und daher dünn bewohnten Gegenden kann des solchergestalt gezogenen Federviehes für die Nachfrage genug vorhanden seyn; daher es allda auch öfters kaum mehr gilt, als Fleisch von gemeinem Schlachtvieh. So wie aber, kraft der zunehmenden Bodenkultur, in einem Lande Reichthum und Luxus zunehmen, wird durch die stärkre Nachfrage nach Geflügel sein Preiß über den Preiß des gemeinen Fleisches emporgehoben, bis er so hoch zu stehen kommt, daß es der Mühe lohnt, eigends Nahrung für das Federvieh zu bauen, wie man in verschiednen Gegenden von Frank-

reich würklich Buchweizen und Mays zu solchem Gebrauch anbauet. Höher kann der Preiß nicht gehen; sonst würde mehr Land zur Geflügelzucht benutzt, und sonach der Preiß desselben wieder ins Gleichgewicht gebracht werden.

Auch Schweine werden ursprünglich fast bloß mit den Abgängen unterhalten, die sonst nicht zu nutzen sind. Und so lange die Anzahl dieser Thiere, die so mit wenig oder gar keinen Kosten ernährt werden, für die ganze Nachfrage zureicht, kommt diese Fleischsorte wohlfeiler, denn irgend eine andre, zu Markt. Verlangt aber die Nachfrage mehr, als auf solche Weise geliefert werden kann, und wird es nöthig, zur Ernährung und Mastung der Schweine grade so wie des andern Viehes Futter eigends zu bauen, oder gebaute Früchte zu verwenden; so steigt nothwendig der Preiß; und stellt sich verhältnißmäßig entweder höher oder niedriger, als der Preiß von andern Fleischsorten, je nachdem die Natur des Landes (das z. B. Fehmung hat oder nicht) und der Zustand seines Ackerbaues die Schweinezucht mehr oder minder kostbar macht, als die Zucht andrer Arten von Vieh; und je nachdem die Nation, was ihre Gewohnheit in Ansehung

des Küchenwesens betrift, unter den verschiednen Fleischsorten die eine oder die andre vorzieht.

Die Milchwirthschaft treibt man ursprünglich, gleich der Federvieh- und Schweinezucht, bloß als Nebenwerk, um nichts umkommen zu lassen. Da das für ein Landgut unentbehrliche Vieh mehr Milch, als man für das Haus braucht, und in der warmen Jahreszeit, wenn sie sich am wenigsten hält, grade am meisten giebt; so macht man daraus Butter und Käse, die sich länger halten und wovon der Ueberschuß über den Selbstbedarf zu Markt geht. Je niedriger dann der Preiß dieser Artikel ist, desto weniger wird das Molkenwesen mit Sorgfalt und Reinlichkeit betrieben. Dieselben Ursachen, welche den Fleischpreiß nach und nach erhöhen, die wachsende Nachfrage nehmlich und die mit zunehmender Bodenkultur immer weiter gehende Verminderung der Quantität solches Viehes, das mit wenig oder keinen Kosten gehalten werden kann, erhöhen auch den Preiß der Milchwaaren, und nach Maaßgabe, wie dieser höhere Preiß die Kosten und Auslagen einer bessern Einrichtung und sorgfältigern Behandlung des Molkenwesens vergilt, wird man solche Ko-

sten und Auslagen anwenden, und sonach Butter und Käse von immer größerer Güte liefern. Der Preiß geht zuletzt so hoch, daß es der Mühe lohnet, einige der fruchtbarsten und kultivirtesten Grundstücke bloß der Pflege des Milchviehes zu widmen. Höher steigen kann er nicht wohl, weil sonst bald mehr Land dem Milchvieh eingeräumt werden würde.

Diesen höchsten Stand scheint er in den besten Gegenden von England erreicht zu haben; denn es wird da mit gutem Boden gemeiniglich auf diese Weise benutzt, und das Molkenwesen dennoch für eine nicht minder einträgliche Ackernutzung gehalten, als Getreidebau oder Viehmast, die zwei Hauptgegenstände der Landwirthschaft. Auch hat er ihn in der Lombardei wohl erreicht, zumal in der Gegend um Lodi, wo man sich mit Bereitung der sogenannten Parmesankäse viel abgiebt, und wo dieser Wirthschaftszweig, alles wohl berechnet, nunmehr auch nicht einträglicher als jeder andre seyn muß, weil man ihn nicht erweitert, da doch seiner Erweiterung nichts im Wege steht. In Preußen dagegen ist, scheint es, bis jetzt nur in der Nachbarschaft beträchtlicher Städte der Preiß der Milchwaaren hoch genug,

um den Wirth, der seinen guten Acker zum Futterbau bloß um jener Waaren willen anwenden wollte, gehörig zu belohnen.

Keines Landes Boden kann eher vollständig angebaut und verbessert werden, bis einmal der Preiß von jedem Produkt, welches durch menschlichen Fleiß darauf erzeugt wird, so hoch steigt, daß er die Kosten eines vollständigen Anbaues und einer vollständigen Verbesserung vergilt. Dieß wird er nur thun, wenn er hoch genug ist, erstens, die Rente von gutem Kornbaue zu bezahlen, da diese es ist, welche die Renten der meisten andern kultivirten Grundstücke regulirt, und zweitens, des Pächters oder Landwirths Arbeit und Kostenaufwand eben so gut zu bezahlen, als beides gemeiniglich auf gutem Kornlande bezahlt wird; oder mit andern Worten, den von ihm auf Erzeugung eines solchen Produkts angewandten Verlag sammt dem üblichen Profit wieder zu erstatten. Diese Preißerhöhung jedes Produkts muß offenbar von der Verbesserung und dem Anbau des Bodens, auf welchem dasselbe erzeugt werden soll, vorangehen. Denn Gewinn ist das Ziel aller Verbesserung, und wer um eines Produkts willen, dessen Preiß die Kosten nicht wiedergäbe, Land verbessern

wollte, zöge sich Verlust zu. Ist nun vollständige Verbesserung und vollständiger Anbau des Landes der größte von allen Nationalvortheilen, und das bezweifelt Niemand; so sollte man das Steigen des Preißes aller jener verschiednen Produkte, statt daß man es als eine Landplage zu betrachten pflegt, vielmehr als den nothwendigen Vorläufer und Begleiter des größten aller Nationalvortheile betrachten.

Die dritte Klasse von Produkten, deren Preiß im Kulturfortgange zu steigen strebt, befaßt diejenigen, in deren Vermehrung die menschliche Betriebsamkeit wegen besondrer ihnen eigenthümlicher Umstände beschränkt ist.

Es giebt Produkte, welche die Natur als ein Zugehör von andern hervorbringt; so daß die Quantität der einen nothwendig beschränkt ist durch die Quantität der andern. Von solcher Art sind z. B. Wolle und Häute; nicht zu gedenken einer Menge geringerer Artikel, wie Federn, Haare, Borsten, Hörner und dergleichen.

Die Quantität von Wolle und rohen Häuten, die ein Land liefern kann, ist beschränkt durch die Anzahl des in dem Lande gehaltnen Groß- und Kleinviehes. Der Zu-

stand der Bodenkultur und die Betriebart des Ackerbaues in dem Lande bestimmen wiederum jene Anzahl.

Dieselben Ursachen, die den Fleischpreiß im Kulturfortgange steigern, möchte man denken, müßten auch den Preiß der Wolle und rohen Häute in fast gleichem Verhältniß emporheben; oder vielmehr in noch größerem, weil nach diesen Materialien von so mannigfaltigem Gebrauch die Nachfrage stärker, als die nach Fleisch, zunehmen sollte. Aber der Markt für diese Materialien übertrift an Umfang den Markt für Fleisch sehr weit; und das macht einen großen Unterschied.

Fleisch ist außer Irland und Nordamerika kaum noch irgend wo sonst ein beträchtlicher Gegenstand des Ausfuhrhandels; sondern sein Markt ist fast überall beschränkt auf das Land, wo das Vieh geschlachtet wird. Wolle dagegen und Häute sind, selbst beim rohen Anfange der Kultur, selten auf das Land beschränkt, das sie hervorbringt. Sie ertragen leicht einen weiten Transport; und als Materialien vieler Manufakturen finden sie in jedem gebildeten Lande einen bereiten Markt, wenn ihnen auch das Land, daß sie erzeugt, keinen darböte.

Daher kommt es, daß der Preiß der

Wolle und der Haut zum Preiße des ganzen Thieres allemal ein weit höheres Verhältniß in schlecht angebauten und dünn bewohnten Ländern hat, als in solchen, wo Kultur und Bevölkerung weiter vorgerückt sind. So galt in England zur Zeit der Angelsachsen das Vlies zwei Fünftheile vom Werth des Schaafes; in mancher Gegend von Spanien soll das Verhältniß noch höher seyn, und in Brasilien und Paraguay werden Rinder fast bloß um der Haut und des Talgs willen geschlachtet.

Steigt also gleich, im Kulturfortgange, der Preiß des ganzen Thieres; so steigt von diesem Preiße der Theil, der sich auf die Haut und Wolle bezieht, doch weit weniger, als der andere auf das Fleisch sich beziehende Theil. Denn die Nachfrage nach Häuten und Wolle nimmt nicht so stark zu, wie die Nachfrage nach Fleisch, weil jene Materialien schon im unkultivirten Zustande des Landes starken Absatz im Auslande finden. Gleichwohl steigen auch sie bei zunehmender Kultur, so fern dann im Lande selbst Manufakturen aufblühen, durch welche dasjenige dem Preiße zuwächst, was sonst davon an Frachtkosten abging.

Unnatürlich ist es also dennoch, daß die

Wolle in England seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, bei der so weit vorgeschrittenen Kultur, nicht nur gar nicht gestiegen, sondern, vergleicht man ihren damaligen Preiß mit dem jetzigen, beide nach dem Kornwerth gerechnet, auf die Hälfte gefallen ist: eine Anomalie, die sich übrigens aus dem Totalverbot der Ausfuhr aller einheimischen Wolle sammt der zollfreien Einfuhr der spanischen und der erzwungnen Einfuhr der irländischen, als welche nirgend anderswohin, als nach England gehen darf, hinlänglich erklärt.

Die Häute steigen, wenn ihre Verarbeitung im Lande selbst, mit dessen zunehmender Kultur sich erweitert, noch aus dem besondern Grunde, weil sie frisch von höherem Werth sind, als gesalzen und getrocknet, und weil sie frisch nur daheim verarbeitet, aber nicht in entfernte Länder verführt werden können.

Jede Maaßregel, die den Preiß der Häute und Wolle unter seinen natürlichen Satz herabdrückt, hat in einem wohl kultivirten Lande die Würkung, den Fleischpreiß zu erhöhen. Denn sollte der Landmann sich das nicht am Fleische zu gut rechnen, was er an der Wolle und den Häuten einbüßt; so könn-

te er die Viehzucht nicht einmal auf dem Fuße, wie er sie sonst trieb, fortsetzen, geschweige verbessern. Pächter und Grundherrn haben daher, wenn bloß nach ihrer Einnahme an Profit und Rente gefragt wird, von solcher Maaßregel keinen Schaden; obgleich sie durch die daraus entstehende Vertheurung der Lebensmittel als Consumenten allerdings leiden.

In einem unkultivirten Lande dagegen würde solche Maaßregel eine ganz andre Würkung haben, weil dadurch der Fleischpreiß, sofern für die geringe Nachfrage daselbst Fleisch überflüßig vorhanden wäre, eben nicht steigen und die Einbuße an Häuten und Wolle sonach unersetzt bleiben würde.

Menschliche Betriebsamkeit ist in ihrer Bemühung, einheimische Wolle und Häute zu vermehren, beschränkt durch des Landes Viehzucht. In ihrer Bemühung diese Materialien durch Zufuhr aus der Fremde zu vermehren, ist ihr Erfolg ungewiß. Denn er hängt ab nicht nur davon, wieviel das Ausland an solchen Materialien erzeugt; sondern auch davon, wie viel es unverarbeitet läßt, und wie fern es die Ausfuhr entweder unter mehr oder weniger Erschwernissen erlaubt, oder gar verbietet. Unter

diesen von der einheimischen Betriebsamkeit eines Landes ganz anabhängigen Umständen ist es allerdings möglich, daß der Sachpreiß jener Materialien manchmal bei demselben Grade von Bodenkultur mehr oder weniger steige, oder wohl gar sinke, und bei verschiednen Graden von ihr unverändert bleibe.

In Vermehrung eines andern sehr wichtigen Produkts, nehmlich der Fische, ist menschliche Betriebsamkeit ebenfalls durch besondre Umstände beschränkt. Der Erfolg ihrer Bemühungen, den inländischen Markt reichlicher mit Fischen zu versorgen, hängt davon ab, wie das Land in Hinsicht auf die See gelegen ist; ob es viele Binnenseen und Ströme hat; wiefern alle diese Gewässer mehr oder weniger fischreich sind; und ob sich mehr oder weniger Gelegenheit zur Teichwirthschaft findet.

Der Sachpreiß der Fische steigt im Kulturfortgange natürlich immer höher. Denn, indem mit der Kultur des Landes, die Bevölkerung und der jährliche Ertrag seines Bodens und seiner Arbeit sich vermehren, wird sowohl die Menge derer, welche Fische kaufen wollen, als ihr Vermögen zu bezahlen, größer. Einen doppelt oder dreimal

so großen Markt aber mit Fischen zu versorgen, erfordert mehr als einen doppelt oder dreimal so großen Aufwand von Verlag und von Arbeit; zumal bei der Fischerei auf dem Meere; weil diese dann in weit größere Entfernungen gehen, und dazu stärkere Fahrzeuge sowohl, als kostbarere Werkzeuge gebraucht werden müssen.

Zwischen der Bodenkultur und dem Fischereibetriebe giebt es daher, im Allgemeinen betrachtet, keine nothwendige Verknüpfung. Eben darum, weil er mehr von eines Landes Lokallage, als von dessen Wohlstand und Betriebsamkeit abhängt, kann er in verschiednen Ländern, obschon sie ungleich an Kultur sind, der nehmliche, und obschon sie ungleich an Kultur einander gleich sind, sehr verschieden seyn. Ungewiß ist daher, im Allgemeinen betrachtet, auch das Verhältniß zwischen den gegenseitigen Sachpreißen der Fische und der andern Arten von Produkten.

Die letzte Klasse von Produkten, deren Preiß im Kulturfortgange zu steigen strebt, befaßt diejenigen, welche zwar nicht durch Kunst erzeugbar sind, aber wegen ihrer Dauerhaftigkeit sich einsammeln lassen; und welche, man weiß nicht wo, und in wie gro-

ßen

ßen oder kleinen Quantitäten verborgen in der Erde liegen, so daß der Erfolg der menschlichen Betriebsamkeit sie häufiger zu gewinnen, abhängig von zufälligen Entdekkungen und sonach ganz ungewiß ist. Dahin gehören alle Mineralien und Metalle, von welchen besonders die edeln hier eine genauere Betrachtung verdienen; theils weil, was von ihnen gilt, sich auf diese ganze Produktenklasse leicht anwenden läßt; theils weil, in Absicht des Verhältnisses zwischen ihrer Vermehrung und dem Fortgange der Kultur, Irrthümer obwalten, deren Widerlegung nicht gleichgültig ist.

Die Quantität der in einem Lande vorhandenen edeln Metalle ist nicht beschränkt durch irgend einen Lokalumstand desselben, wie etwa durch die Ergiebigkeit oder Unfruchtbarkeit seiner eignen Minen. Denn oft sind in einem Lande, das gar keine Minen hat, diese Metalle im Ueberfluß. Ihre Quantität in jedem besondern Lande hängt, scheint es, von zwei verschiednen Umständen ab: erstens von seinem Vermögen zu kaufen, von dem Umfange seiner Industrie, von dem jährlichen Ertrage seiner Ländereien und Arbeiten, kraft dessen es erschwingen kann, mehr oder weniger Unterhalt und Ar-

heit auf Anschaffung von Silber und Gold zu verwenden; und zweitens von der größern oder geringern Ergiebigkeit der Minen, welche die handelnde Welt jedesmal mit diesen Metallen versorgen.

So weit ihre Quantität in einem Lande von dem erstern jener zwei Umstände, nehmlich von dem Kaufvermögen abhängt, strebt ihr Sachpreiß, so gut wie der Sachpreiß jeder andern Luxuswaare, mit der zunehmenden Kultur und Begüterung des Landes zu steigen, und mit dessen Verfall und Verarmung herunter zu gehen. Ein Land, wenn es mehr Arbeit und Unterhalt über seinen unmittelbaren Selbstbedarf erübrigt, vermag auch mehr davon für eine gewisse Quantität jener Metalle zu geben, als wenn es weniger davon erübrigt.

Soweit ihre Quantität in einem Lande von dem letztern jener zwei Umstände abhängt, nehmlich von der größern oder geringern Ergiebigkeit der die Handelswelt jedesmal versorgenden Minen, strebt ihr Sachpreiß mehr oder weniger zu sinken nach Maaßgabe, wie die Ergiebigkeit jener Minen größer wird; und zu steigen, nach Maaßgabe, wie sie geringer ist.

Der Zustand der jedesmal die Handels-

welt mit Silber und Gold versorgenden Minen, und der Zustand der Kultur und Industrie eines einzelnen Landes oder auch der Welt überhaupt sind zwei Dinge, die gar nicht von einander abhängen.

Erstens, jener hängt nicht von diesem ab. Denn bei allen Fortschritten der Kultur und Industrie bleibt das Entdecken neuer Minen, indem die alten allmählig erschöpft werden, eine Sache von der größten Ungewißheit. Es ist möglich, daß man im Verlauf von ein Paar Jahrhunderten Minen entdecke, fruchtbarer als alle, die man jemals gekannt hat; aber es ist nicht minder möglich, daß die besten, die man dann haben wird, nicht ergiebiger seyn werden, als irgend eine von denen war, die vor der Entdeckung von Amerika gebauet wurden.

Zweitens, eben so wenig hängt das letztere jener beiden Dinge von dem erstern ab. Denn ob von den eben erwähnten möglichen Ereignissen das eine oder das andere eintrift, ist für das wahre Vermögen und Gedeihen der Welt, für den Sachwerth des Ertrages aller Ländereien und Arbeiten von sehr geringem Belange. Der Nominalwerth dieses Ertrages, die Quantität Silber und Gold, wodurch dieser ausgedrückt oder dar-

gestellt werden könnte, freilich würde sehr verschieden seyn; aber der Realwerth desselben, die Quantität Arbeit, die sich damit erkaufen oder befehlen ließe, bliebe genau dieselbe. Der einzige Vortheil, den die Welt von dem einen Ereigniß, und der einzige Nachtheil, den sie von dem andern hätte, bestände darin, daß der ziemlich entbehrliche Tand von Gold und Silberzeug wohlfeiler und häufiger in dem einen Fall, und in dem andern theurer und seltner wäre.

Dieser letztre Satz weicht gänzlich von der gemeinen Vorstellung und der darauf gegründeten Lehre verschiedner Schriftsteller ab. Nach jener gemeinen Vorstellung soll der Reichthum einer Nation in der Fülle von Silber und Gold, so wie die Nationalarmuth in der Knappheit dieser Metalle bestehen. Es soll also die Kultur und Betriebsamkeit der verschiednen Nationen oder des Menschengeschlechts überhaupt von dem Zustande der jedesmal die Handelswelt mit jenem Metall versorgenden Minen abhängig seyn, und sonach mit dem jedesmaligen Sachpreiße jenes Metalls, das heißt mit dem jedesmaligen Geldpreiße der Arbeit oder der gemeinen menschlichen Nahrungsmittel in einem bestimmten Verhältniß stehen. Ueber

jene Vorstellung und das darauf gegründete Merkantilsystem der Staatswirthschaft wird im vierten Buch eine vollständige Untersuchung angestellt werden. Hier aber ist der Ort die Meinung zu prüfen, nach welcher zwischen der Kultur und Industrie der Welt, und dem Sachwerth des Silbers und Goldes eine feste Proportion statt haben, und nach Maaßgabe, wie jene zunehmen, dieser immerfort sinken, oder der Geldpreiß der Arbeit und des Korns immerfort steigen soll. Und da man sich für diese Meinung mit auf historische Beweise beruft, so wird es der Mühe werth seyn, diese Beweise in ihrem wahren Lichte darzustellen.

Betrachtet man die vorher erklärten zwei ganz verschiednen Umstände, durch welche der Sachwerth des Metalls bestimmt wird, nach allen Veränderungen, die in ihrem Verhältnisse gegen einander vorgehen können; so sieht man, daß diese sich überhaupt auf folgende drei Fälle bringen lassen.

In der handelnden und civilisirten Welt, die der große Markt für edles Metall ist, könnte nehmlich:

Erstens, kraft eines allgemeinen Fortschritts der Bodenkultur und Gewerbsamkeit, die Nachfrage nach Metall auf diesem Markt

sich vermehren, während zu gleicher Zeit die Metallliefernng nicht in derselben Proportion zunähme. Dann würde der Sachpreiß des Metalls nach und nach steigen; ein Pfund Silber gölte dann einer größeren Quantität Korn im Durchschnitt gleich, oder der mittlere Geldpreiß des Korns sänke dann immer tiefer herab.

Zweitens könnte durch zufällige Entdeckung reicherer Minen die Metallliefernng viele Jahre hinter einander in einer größeren Proportion zunehmen, als die Nachfrage. Dann würde der Sachpreiß des Metalls immer niedriger oder das Korn, trotz aller Erweiterung und Verbesserung der Bodenkultur, seinem Geldpreiße nach, immer theurer werden.

Drittens, könnte die Liefernng des Metalls fast in derselben Proportion zunehmen, wie die Nachfrage. Dann würde das Metall fortwährend fast denselben Sachpreiß, oder das Korn im Durchschnitt würde dann, trotz alles Fortganges der Bodenkultur, fast denselben Geldpreiß behalten.

Jedes dieser drei möglichen Ereignisse hat, während der letzten fünf Jahrhunderte, sowohl in England als in Frankreich Statt gefunden, und sonach vermuthlich auf dem

ganzen europäischen Markt, so weit die Ursachen, welche dort würkten, auch in den andern Gegenden unsers Welttheiles würksam mögen gewesen seyn.

Im vierzehnten Jahrhundert war, scheint es, der Mittelpreiß des Weitzens in England und Frankreich wohl doppelt so hoch, als während der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts und einige Zeit nach dem Anfange des sechszehnten.

Aus einer englischen Parlamentsakte von 1350, welche festsetzt, daß die Lohnherrn die Wahl haben sollen, ihren Dienstleuten den Deputatweizen entweder in Natur zu geben, oder, wie es schon zehn Jahre vorher üblich gewesen sey, mit einer Summe, die zwanzig Schillingen jetzigen Geldes gleich ist, für den Quarter zu vergüten, geht klar hervor, daß zwanzig Schillinge jetzigen Geldes oder vier Unzen Silbers, Towergewicht, um das Jahr 1340 ein sehr mäßiger Preiß für einen Quarter Weizen gewesen ist; weil dem Dienstvolke durch ein Gesetz befohlen werden mußte, sich mit diesem Preiße zu begnügen. Dagegen läßt sich aus der Parlamentsakte von 1436, wodurch die Weizeneinfuhr verboten ward, so lange der Preiß nicht über $13\frac{1}{3}$ Schillige jetzigen Gel-

des für den Quarter ginge, wohl schließen, daß der gemeine Preiß damals nicht viel über zehn Schillinge jetzigen Geldes oder zwei Unzen Silber mag gewesen seyn; und die Akte von 1560, wodurch die Weizenausfuhr erlaubt ward, so lange der Preiß 10 Schillinge nicht überstiege, scheint anzuzeigen, daß man diesen Preiß selbst noch damals nicht für ungewöhnlich tief gehalten habe.

Vollständigere Angaben, als von den englischen Weizenpreißen aus jener entfernten Zeit, hat man von den französischen; welchen Angaben zufolge der Pariser Septier Weizen, nach einem dreißig- oder funfzigjährigen Durchschnitte gerechnet, von etwa neun oder acht Franken jetzigen Geldes, die er im vierzehnten Jahrhunderte gegolten hatte, seit der Mitte des funfzehnten bis auf fünftehalb, oder vier Franken herunter ging.

Von dem vierzehnten Jahrhunderte an bis über den Anfang des sechszehnten hinaus scheint also der Silberwerth auf das Doppelte gestiegen zu seyn.

Dieß Steigen des Silbers in seinem Werth gegen Korn konnte herrühren entweder bloß von der allmählig abnehmenden Silberlieferung aus den Minen, welche damals

die handelnde Welt mit diesem Metall versorgten, während die Nachfrage nach ihm sich immer gleich blieb; oder bloß von der zunehmenden Nachfrage nach Silber, als einer Folge der vermehrten Kultur und Industrie der europäischen Staaten, während die Metalllieferung gleichförmig anhielt; oder zum Theil an dem einen, zum Theil von dem andern dieser beiden Ereignisse: welches letzte wahrscheinlich der Fall war. Denn die damals den europäischen Markt mit Silber versorgenden Minen mochten um die Zeit wohl ziemlich erschöpft, und ihr Bau weit kostbarer geworden seyn; da manche schon von der Römer Zeiten her im Baue standen. Und um eben die Zeit, nehmlich um das Ende des funfzehnten und den Anfang des folgenden Jahrhunderts, näherte sich der größere Theil von Europa nach und nach einer festern und regelmäßigern Regierungsform. Mit der zunehmenden Sicherheit und Ordnung mochten Bodenkultur und Gewerbfleiß zunehmen; und so wie mit diesen das Vermögen der Nationen wuchs, mochte auch ihre Nachfrage nach Silber wachsen. Ein größerer jährlicher Wirthschaftsertrag mochte zu seinem Umsatze eine größere Menge von Münze erfordern, und eine vermehrte An-

zahl begüterter Leute mochte eine größere Quantität Schmuck und Geräthe von Silber verlangen.

Im sechszehnten Jahrhunderte stieg, und zwar früher und langsamer in Frankreich, später und schneller in England der Mittelpreiß des Weizens bis über das Drei- und Vierfache seines vorigen Betrages: auf welchem hohen Stande er sich bis um die Mitte des folgenden Jahrhunderts erhielt.

In England scheint, nach den freilich unvollständigen Angaben, die man von den dortigen Preißen aus dem sechszehnten Jahrhundert hat, das Steigen des Weizens erst etwa um das Jahr 1570 angefangen zu haben. Aber vollständigen Angaben zufolge war dort der Preiß eines Quarters Mittelweizen im Durchschnitt von den Jahren 1595 bis 1620 — $32\frac{20}{27}$ Schillinge, oder ohngefähr $6\frac{1}{3}$ Unzen Silber, und im Durchschnitt von 1621 bis 1636 war er $39\frac{1}{2}$ Schillinge oder etwa $7\frac{2}{3}$ Unzen Silber: statt daß er, gegen Ende der vorigen Periode, nur 10 Schillinge oder 2 Unzen Silber war.

In Frankreich findet man den Preiß des Pariser Septier Weizen nach einem Durchschnitt aus vierzig Jahren, von 1465 bis 1525, etwas über fünf Franken, von 1490

bis 1546 etwas über acht, von 1525 bis 1571 über dreizehn, von 1571 bis 1616, beinahe fünf und zwanzig und von 1626 bis 1666 sechs und zwanzig Franken und 63 Centimen.

Der Werth also des Silbers nach Korn geschätzt, sank auf den dritten und vierten Theil seines vorigen Betrages herab.

Die Entdeckung der überreichen amerikanischen Minen scheint die alleinige Ursache von dieser Verminderung des Silberwerths im Verhältniß zum Korn gewesen zu seyn. Denn der größere Theil von Europa nahm sich während dieses Zeitlaufs an Bodenkultur und Gewerbfleiß auf, und es muß folglich die Nachfrage nach Silber immerfort gewachsen seyn. Aber die Silberlieferung wuchs, scheint es, so stark, daß sie den Anwachs der Nachfrage überwog, und sonach den Werth des Metalls beträchtlich senkte. Der Umstand übrigens, daß der Einfluß der amerikanischen Minen auf die Preiße aller Dinge in England später sich merklich gezeigt hat, als in Frankreich, mag sich wohl zum Theil aus dem sehr ungleichen Handelsverkehr, worin mit diesen beiden Staaten damals Spanien stand, erklären lassen.

Schon vor der Mitte des siebzehnten

Jahrhunderts scheint in England, etwas später in Frankreich, der Weizenpreiß seinen höchsten, oder der Silberwerth seinen tiefsten Stand erreicht zu haben. Während der ersten zwei Drittheile des achtzehnten Jahrhunderts hat sich, scheint es, jener etwas gesenkt, oder dieser etwas erhoben; und vermuthlich hatte diese Veränderung schon einige Zeit vor Ablauf des siebzehnten Jahrhunderts angefangen.

Nach der Tafel der französischen Weizenpreiße findet sich der vierzig-funfzig-sechszigjährige Durchschnitt, vom Jahr 1626 an gerechnet, höher, als wenn man ihn von irgend einem der folgenden Jahre an gerechnet nimmt. Der sechszigjährige Durchschnitt von 1626 bis 1686 ist 24 Franken und 97 Centimen; der von 1646 bis 1706 ist nur 24 Franken 83 Centimen; der von 1706 bis 1766 nur 17 Franken und 73 Centimen.

Nach der Tafel der englischen Preiße findet sich der Durchschnitt aus sechzig Jahren von 1637 bis 1700 zwar um Einen Schilling höher, als der aus den sechszehn Jahren vor 1637. Aber darum läßt sich doch nicht wohl annehmen, daß der Silberwerth in jenen 60 Jahren noch immer zu

sinken fortgefahren habe, wenn man bedenkt: erstens, daß, in jenem Zeitraume, der Bürgerkrieg ausbrach, der durch Störung des Ackerbaues und Getreidehandels den Kornpreiß erhöhen mußte; zweitens, daß seit dem Jahre 1688 die Getreideausfuhrprämie eingeführt war, die, was man ihr auch für gute Würkungen auf den Getreidebau zuschreiben mag, zwischen 1688 und 1700 nicht Zeit hatte solche Würkungen hervorzubringen, sondern bloß die Folge haben konnte, kraft der begünstigten Ausfuhr den einheimischen Preiß zu erhöhen. Wozu noch, drittens, kam, daß die umlaufende Silbermünze, durch Abnutzen und Kippen, welches Uebel seit Karls II. Regierung bis 1695 immer wachsend fortging, dermaaßen verschlechtert worden war, daß sie zuletzt fast nur $\frac{3}{4}$ von ihrem münzfußmäßigen Silbergehalt enthielt; weshalb die Nominalsumme des Weizenpreißes natürlich höher gehen mußte, als wenn jenes Geld seinen vollen Gehalt gehabt hätte.

Man darf also wohl annehmen, daß in England schon vor Ende des siebzehnten Jahrhunderts der mittlere Weizenpreiß zu sinken, oder der Silberwerth zu steigen angefangen habe. Und diese Veränderung

scheint bis ans letzte Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts fortgegangen zu seyn. Denn der Durchschnittspreiß des Quarters von acht Buscheln Mittelweizen aus den ersten 64 Jahren des achtzehnten Jahrhunderts findet sich 32 Schillinge, der Durchschnittspreiß aus den 64 letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts hingegen 40 Schillinge und $3\frac{1}{2}$ Pence; jener also beträgt weniger, als vier Fünftheile von diesem oder ist um 25 Prozent tiefer. Der Silberwerth im Verhältniß zum Werthe des Weizens also scheint, nachdem er vermuthlich schon vor Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zu steigen begann, im Verlauf der ersten zwei Drittheile seines Jahrhunderts allmählig weiter gestiegen zu seyn.

Dieß Sinken des Kornpreißes in England ist zwar von einem nahmhaften Schriftsteller als eine bloße Folge des mittelst der Ausfuhrprämie beförderten Kornbaues vorgestellt worden. Aber auch in Frankreich hat, während desselben Zeitlaufs, und fast in demselben Verhältniß ein Sinken des Kornpreißes Statt gehabt; und doch war bis zum Jahre 1764 die Kornausfuhr in Frankreich gesetzlich untersagt. Es ist nicht wohl einzusehen, wie derselbe Preißabschlag, der in

dem einen Lande, trotz des Ausfuhrverbots, Statt fand, in dem andern eine Folge von der außerordentlichen Ausfuhrbegünstigung sollte gewesen seyn.

Ueberdem ist für entfernte Zeiträume Korn ein genaueres Werthmaaß als Silber. Als, nach Entdeckung der überreichen amerikanischen Minen, Korn dreimal und viermal theurer ward, erklärte man allgemein diese Veränderung für eine Folge nicht von irgend einem Steigen am Sachwerth des Korns, sondern von einem Fallen am Sachwerth des Silbers. Wenn also der Kornpreiß im Durchschnitt der 64 ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts etwas tiefer gewesen ist, als er im Durchschnitt der 64 letzten Jahre des siebzehnten Jahrhunderts gewesen war; so sollte man gleicherweise diese Veränderung nicht einem sinkenden Sachwerth des Korns, sondern einem steigenden Sachwerth des Silbers zuschreiben.

Vorausgesetzt die Richtigkeit dieser Thatsache selbst; so läßt sich wohl begreifen, wie der Silberwerth hat in seinem Sinken eine Gränze finden, und von da sich allmählig erheben können; wenn man bedenkt, theils wie sehr seit Entdeckung der amerikanischen Minen die Nachfrage nach Silber auf dem

Markt der handelnden Welt gewachsen ist; theils wie sehr die Bergbaukosten, wenn nicht immerfort ergiebigere Minen entdeckt wurden, haben zunehmen müssen: zwei Betrachtungen, die, selbst ohne Hinsicht auf die vorliegende Frage, an sich interessant sind.

Seit Entdeckung der neuen Welt hat die Nachfrage nach Silber im Ganzen sich immerfort vermehrt, oder der Markt für das Erzeugniß der amerikanischen Minen sich immer weiter ausgedehnt.

Erstens, der europäische Markt ist größer geworden. Seit dem funfzehnten Jahrhundert haben nicht nur England, die Niederlande, Frankreich und Deutschland, sondern auch Dänemark, Schweden und Rußland sich an Ackerbau sowohl als an Manufakturwaaren beträchtlich aufgenommen. Italien, das vor jenem Zeitpunkt in Verfall gerathen war, scheint seit dem sich wohl eher im Ganzen erhohlt, als verschlimmert zu haben. Und wenn Portugall und Spanien seitdem würklich zurückgegangen sind; so ist jenes ein kleines Land, und dieses, vergleicht man seinen neuern Zustand mit dem vor dreihundert Jahren, wohl weniger verfallen, als man sich einbildet. Der zunehmende

nehmende Boden- und Arbeitsertrag von Europa muß nothwendig eine zunehmende Quantität Silbermünze zu seinem Umsatz, und die größere Menge begüterter Personen muß gleicherweise eine größere Quantität Schmuck und Geräthe von Silber erfordert haben.

Zweitens. Amerika selbst wird für das Silber seiner Minen ein neuer Markt. Und da es sich schneller an Landbau, Gewerbfleiß und Bevölkerung aufnimmt, als die gedeihendsten Staaten unseres Welttheiles; so muß seine Nachfrage nach Silber ebenfalls schneller wachsen. Das gesammte brittische sowohl als republikanische Nordamerika und ganz Westindien sind ganz neue Märkte, wo theils zu Münze, theils zu anderm Gebrauch eine immer größere Zufuhr von Silber erfodert wird; statt daß dort ehedem keine Nachfrage darnach Statt fand. Ferner sind alle portugiesische sowohl, als auch, wenn man Peru und Mexiko ausnimmt, die spanischen Besitzungen, vormals von Wilden, jetzt von civilisirten Menschen bewohnt, neue Märkte für Silber geworden. Und selbst in Peru und Mexiko, obzwar man sie nicht als ganz neue Märkte für Silber betrachten kann, ist die Nachfrage nach diesem Metall gewiß über allen Ver-

gleich stärker, als sie je zuvor seyn mochte. Denn was auch immer erzählt werden mag von dem glänzenden Zustande jener Länder in alten Zeiten, so wird man das Fabelhafte in diesen Erzählungen bald gewahr, wenn man bedenkt, daß diese Länder kein Arbeitsvieh, fast kein Hausthier, kein Eisen und kein Geld kannten. Die spanischen Kolonien, obzwar unter einer Regierung, die der Kultur, Industrie und Bevölkerung minder günstig ist, nehmen sich bei ihrem fruchtbaren Boden, ihrem glücklichen Klima, und der großen Menge und Wohlfeilheit von Land, welche Vortheile jenen Nachtheil überwiegen, fortgehend immer mehr auf, wie der Anwachs der Städte beweiset. Lima z. B., das um 1713, nach Freziers Bericht, zwischen fünf und zwanzig und acht und zwanzig tausend Einwohner hatte, besaß, nach Ulloa's Bericht, etwa dreißig Jahre später, mehr als funfzig tausend. Und ein ähnlicher Unterschied findet sich zwischen den Abgaben dieser Schriftsteller von der Volksmenge verschiedner andrer Städte in Peru und Chili.

Drittens. Südasien, oder wie man es gewöhnlich nennt, Ostindien, ist für das amerikanische Silber ein Markt, der, seit

der ersten Entdeckung der amerikanischen Minen, bis auf die neue Herrschaft der Britten am Ganges, ein immer größeres und größeres Quantum dieses Metalls an sich gezogen hat. Von jener Zeit an wuchs der direkte Handel zwischen Ostindien und der neuen Welt, der mittelst der Acapulcoschiffe getrieben wird; und noch weit stärker wuchs der indirekte Verkehr, der über Europa geht. Statt daß im sechszehnten Jahrhundert die Portugiesen unter allen europäischen Nationen allein einen regelmäßigen Handel mit Ostindien trieben, drängten sich neben ihnen zuerst die Holländer ein, deren Handel viel stärker wuchs, als der portugiesische verfiel. Die Britten und Franzosen folgten nach, und späterhin die Dänen und Schweden. Selbst die Russen haben jetzt mit Chinesen über Kiachta, so wie mit Hindostanern über Astrachan einigen unmittelbaren Verkehr. Aller dieser Nationen ostindischer Handel hat fast beständig zugenommen. Der Verbrauch ostindischer Güter in Europa vermehrte sich so sehr, daß er ihnen allen einen Anwachs von Beschäftigung gewährte. Beträgt doch z. B. bloß der Thee, der jetzt in Großbritannien allein verbraucht wird, jährlich an 150,000 Centner; ein Artikel, der vor der

Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Europa wenig bekannt war.

Aber alle die zahllosen Güter, die Europa aus Ostindien zieht, kann es dort mit keiner andern Waare vortheilhafter eintauschen, als mit edelm Metall, und insonderheit mit Silber. In Ostindien, zumal in China und Hindostan, hatte zu der Zeit, als Portugal dahin zu handeln anfing, das edle Metall einen viel höhern Werth, nach Nahrung und Arbeit gerechnet, denn in Europa; und es hat ihn allda noch jetzt. Solche südliche Länder geben des Jahres zwei, manchmal drei Ernten an Reis, jede reichlicher als irgend eine gewöhnliche Kornernte. Sie müssen daher eine weit größere Fülle von Nahrung haben, und können mithin auch weit stärker bevölkert seyn, als irgend ein ihnen an Umfang gleich europäisches Land.

Selbst also, wenn die Minen, die den ostindischen Markt mit edelm Metall versorgten, eben so ergiebig gewesen wären, wie die, welche den europäischen Markt versorgten, hätte dieß Metall doch eine größere Quantität Nahrung in Ostindien eingetauscht, denn in Europa. Aber die Minen, welche den ostindischen Markt versorgten, waren,

scheint es, weniger ergiebig. Es galt also das edle Metall beim Eintausch von Nahrung in Ostindien mehr, oder der Geldpreiß der Nahrung war dort niedriger.

Nun ist der Sachlohn der Arbeit, das Quantum von Lebensbedürfnissen, das dem Arbeiter zu Theil wird, besonders in Hindostan und China, den zwei großen Märkten von Südasien, kleiner, als sonst überall in Europa. Der Geldlohn steht sonach dort aus einem doppelten Grunde viel tiefer: nehmlich erstens, wegen des niedrigern Geldpreißes der Nahrung; und zweitens, wegen der kleinern Quantität Nahrung, die dem Arbeiter zu Theil wird. In Ländern aber von gleicher Kunst und Industrie ist der Geldpreiß der meisten Manufakturen dem Geldpreiße der Arbeit proportional: und an Kunst und Industrie scheinen Hindostan und China den meisten europäischen Ländern nicht viel nachzugeben. Der Geldpreiß der meisten Manufakturen wird daher natürlich wohlfeiler in jenen großen Reichen, als irgendwo in Europa seyn. Und was von Kunstwaaren gesagt ist, gilt nicht weniger von Naturprodukten, soweit ihr Preiß von der zu ihrer Erzeugung angewandten Arbeit abhängt.

Aus allen diesen Ursachen ist edles Metall eine Waare, deren Versendung aus Europa nach Ostindien immer großen Vortheil gewährt hat, und noch gewährt. Kaum giebt es eine andre, die dort mehr gilt, d. h. die, nach Verhältniß der Quantität Arbeit und Güter, welche sie in Europa kostet, dort eine größere Quantität Arbeit und Güter befehlen und erkaufen kann.

Auch ist es vortheilhafter, Silber dorthin zu schicken, als Gold, weil auf den meisten ostindischen Märkten schon zehn, höchstens zwölf Unzen Silber eine Unze Gold erkaufen, während in Europa vierzehn bis funfzehn Unzen darzu nöthig sind. In der Ladung der meisten europäischen Schiffe, die nach Ostindien segeln, macht daher Silber gemeiniglich einen Hauptartikel aus; so wie es auch der Hauptartikel auf den nach Manille segelnden Acapulcoschiffen ist.

Zur Versorgung eines so weit ausgedehnten Markts gehört, daß die jährlich aus den Minen gezogene Quantität Silber hinreiche, nicht nur jenen beständigen Anwachs von Münze sowohl als von Silberzeug zu liefern, der in allen gedeihenden Ländern erfodert wird; sondern auch jenen beständigen Abgang und Verschleiß zu decken, der über-

all Statt findet, wo dieß Metall im Gebrauch ist.

Der beständige Verschleiß des edeln Metalls in Münzen durch das Scheuern, und in Geräthschaften durch das Abnutzen und Reinmachen, ist sehr merklich, und muß allein schon, bei Dingen von so ausgebreitetem Gebrauch, eine bedeutende alljährige Zulieferung erfordern. Noch auffallender und schneller, obzwar vielleicht nicht größer, ist der Verbrauch in manchen Fabrikaturen; bei Tressen, Stickereien, reichen Stoffen, vollends aber beim Versilbern, Vergolden und Platiren; wozu bloß in den Fabriken zu Birmingham jährlich eine Quantität von Silber und Gold verwendet wird, die man auf 50000 Pfund Sterling oder mehr als drei hundert tausend Thaler preußisch an Werth schätzt. Ueberdem geht auch jährlich eine beträchtliche Quantität verlohren, theils beim Transport, vornehmlich zur See, theils durch das in den nordafrikanischen, und in den meisten asiatischen Staaten fast allgemein übliche Vergraben von Schätzen, deren Geheimniß nicht selten mit dem Vergräber stirbt.

Die Quantität des jährlich nach Spanien und Portugal eingeführten Goldes und

Silbers, und zwar des registrirten sowohl als dessen, was man als eingeschlichen annehmen kann, belief sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, nach einem mehrjährigen Durchschnitt, den besten Nachrichten und Schätzungen zufolge, auf ohngefähr sechs Millionen Pfund Sterling, oder sechs und dreißig Millionen preußische Thaler. Wenn gleich das jährlich aus den amerikanischen Bergwerken gezogne Silber und Gold nicht alles nach Spanien und Portugal kommt, sondern ein Theil davon jährlich auf den Acapulcoschiffen nach Manilla geht; ein Theil zum Schleichhandel der spanischen und portugiesischen Kolonien mit andern europäischen Nationen und deren Kolonien gebraucht wird; und ein Theil im Lande bleibt; so kommt doch nach Spanien und Portugal unstreitig das Meiste. Und wenn gleich die Minen von Amerika keinesweges die einzigen Gold- und Silberminen in der Welt sind; so sind sie doch bei weitem die ergiebigsten. Aber von dieser ganzen nach Spanien und Portugal jährlich eingeführten Quantität, wenn man sie zu 36,000,000 Thaler anschlägt, macht dasjenige, was in den Birminghamschen Fabriken allein zum Versilbern, Vergolden und Platiren jährlich

verbraucht wird, wenn man es auf 300000 Thaler rechnet, schon den hundert und zwanzigsten Theil aus. Der gesammte jährliche Verbrauch an Gold und Silber in allen Ländern der Welt mag also dem ganzen jährlichen Ertrage der Minen in der letzten jener drei vorher angeführten Zeitperioden vielleicht ziemlich nahe gekommen seyn; so daß der Ueberrest die zunehmende Nachfrage aller gedeihenden Länder zu bestreiten, nur eben hinreichte, oder wohl gar gegen diese Nachfrage zu klein ausfiel, wodurch dann der Preiß jener Metalle auf dem europäischen Markt etwas stiege.

Ueberhaupt, wie groß oder klein auch immer die jährliche Einfuhr an Silber und Gold seyn mag, strebt allemal der jährliche Verbrauch dieser Metalle sich mit ihrer jährlichen Einfuhr in Gleichgewicht zu stellen. Denn ihr Verbrauch nimmt zu nicht nur wie ihre Masse, sondern wohl in einer noch viel größern Proportion; weil, wenn ihre Masse sich vermehrt, ihr Werth sich vermindert, und sie daher stärker gebraucht, und weniger geschont werden. Nach einer gewissen Periode muß sonach der jährliche Verbrauch jener Metalle mit ihrer jährlichen Einfuhr, falls diese nicht unaufhörlich wächst,

zur Gleichheit kommen. Ist das erfolgt, und nimmt dann die jährliche Einfuhr nach und nach ab, so kann wohl eine Zeit lang der jährliche Verbrauch die jährliche Einfuhr überschreiten: aber dann wird auch, so wie die Masse jener Metalle nach und nach abnimmt, ihr Werth allmählig steigen, bis nach wieder anhaltend gleichförmig gewordener Einfuhr der jährliche Verbrauch sich so einrichtet, wie ihn die jährliche Einfuhr unterhalten kann.

Selbst wenn die Nachfrage nach Silber auf dem Markt der handelnden Welt seit der Entdeckung von Amerika nicht zunahm, sondern bloß sich immer gleich blieb, mußte der Silberwerth in seinem Sinken doch mit der Zeit an eine Gränze kommen, unter die er nicht auf die Dauer hinabgehen konnte, ohne daß die Lieferung des Silbers stockte, und sonach sein Werth sich wieder hob. In den ersten Zeiten nach der Entdeckung von Amerika, so lange das Silber auf dem europäischen Markt noch den alten, oder einen nicht viel geringern Preiß galt, standen die Profite des amerikanischen Bergbaues weit über ihrem natürlichen Satz, und erzeugten daher einen außerordentlichen Eifer, amerikanisches Silber nach Europa zu bringen. Aber eben diese immer wachsende Zufuhr von

Silber, das seinen ursprünglichen Kosten nach so sehr viel wohlfeiler war, als es bei seinem Verkauf, d. i. bei seinem Umsatz gegen europäische Güter und Arbeiten, galt, machte, daß es nicht lange um diesen hohen Preiß sich absetzen ließ, sondern bald anfing weniger zu gelten. Sein Preiß sank nach und nach immer tiefer, bis er auf den Naturpreiß fiel, d. i. auf denjenigen, der eben nur hinreicht, den Lohn der Arbeit, den Profit des Verlages und die Rente des Bodens, die bezahlt werden müssen, wenn das Silber zu Markt kommen soll, nach den natürlichen Sätzen dieser drei Stücke zu bezahlen. Tiefer sinken konnte er nicht; es wäre denn, daß ihn die Entdekkung immer reicherer und noch reicherer Minen in seinem Sinken forterhielt. Aber seit 1545, dem Entdeckungsjahre der Minen von Potosi, sind reichere wohl nicht entdeckt. Und von 1545 bis etwa 1636, wo in England, oder, bis etwa 1666, wo in Frankreich das Silber seinen tiefsten Stand erreicht zu haben scheint, hatte dasselbe Zeit genug bis auf ihn herabzusinken. Dieser tiefste Stand war derjenige, bei welchem der Bergbau weiter nichts, als dem Unternehmer seinen Verlag mit dem üblichen Profit wiedergab, und ihm die Entrichtung der Re-

galabgabe, die seit 1504 auf ein Fünftheil des rohen Ertrages festgesetzt war, da sie früher ein Drittheil und Anfangs die Hälfte betrug, möglich machte.

Auf dieß Minimum mußte der Silberpreiß bei unveränderter Nachfrage heruntergehen, selbst wenn die Ergiebigkeit der Minen immer dieselbe blieb, d. h. wenn mit einer gleichen Quantität Arbeit und andrer Erfordernisse des Bergbaues und Hüttenbetriebs, immer eine gleiche Quantität Silber zu Markt gebracht werden konnte. Denn gesetzt, daß die zur Lieferung von hundert Pfund Silber nöthige Quantität Arbeit und andrer Erfoderniſſe sich Anfangs mit funfzig Pfund Silber bezahlen ließ, und daß also, nach Entrichtung von zwanzig Pfund an Regalabgabe, noch dreißig für den Unternehmer an Profit übrig blieben; so nahm, wenn der Silberwerth sank, und folglich jene Quantität Arbeit und anderer Erfoderniſſe, z. B. mit sechzig oder siebzig Pfund bezahlt werden mußte, der Profit um zehn oder zwanzig Pfund ab. Und so wird also bei unveränderter Nachfrage nach Silber, selbst wenn die reichsten Silberminen immer gleich ergiebig blieben, durch das bloße Sinken des Silberwerths der Bergbauprofit bis auf den

Richtstand der Profite bei den andern Verlagsanwendungen herabgezogen.

Sofern dadurch der Bau mancher andern minder reichen Minen, der bei einem höhern Silberwerth möglich war, unmöglich wird, und daher die Silberlieferung abnimmt, kann sodann der Silberwerth nicht nur schweben bleiben, sondern auch wohl etwas steigen.

Noch mehr muß das geschehen, wenn die Ergiebigkeit der Minen sich vermindert, oder zur Lieferung einer gleich großen Quantität Silber dieselbe Quantität Arbeit und Verlag nicht mehr hinreicht; sondern wegen der größern Tiefe, zu welcher die Werke getrieben werden müssen, und der kostspieligern Anstalten, die deshalb nöthig sind, eine größere erfodert wird. Soll der Bergbau bei den solchergestalt zunehmenden Realkosten, dennoch fortgehen; so müssen diese Kosten vergütet werden, entweder durch ein verhältnißmäßiges Steigen des Silberwerths, oder durch eine verhältnißmäßige Verminderung der Regalabgabe, oder zum Theil durch das eine, zum Theil durch das andere.

Das Steigen des Silberwerths, welches schon vor Ablaufe des siebzehnten Jahrhunderts eintrat, scheint jenen Anwachs der Bergbaukosten nicht genugsam gedeckt zu ha-

ben. Denn 1736 ward die Regalabgabe, die bis dahin immer ein Fünftheil betragen hatte, auf ein Zehntheil herabgesetzt; vermuthlich bloß darum, weil bei jener Abgabe mehrere Bergwerke in Stillstand geriethen; so wie, aus gleichem Grunde, die Abgabe vom Golde bis auf ein Zwanzigtheil im spanischen Amerika herabgesetzt ist.

Eine solche Verminderung der Regalabgabe muß, wenn eine zunehmende Nachfrage nach Silber den Werth desselben emporzuheben strebte, solchem Steigen entgegengewürkt haben. Denn was an der Regalabgabe erlassen ward, wuchs dem Profit zu, und machte sonach, daß manche Minen, deren Bearbeitung bei der alten Abgabe nicht möglich war, in Betrieb kamen, und daß also das jährlich zu Markt gebrachte Silberquantum etwas größer, und folglich der Werth z. B. eines Pfundes Silbers etwas geringer war, als er sonst würde gewesen seyn. Vermöge der 1736 erfolgten Herabsetzung der Regalabgabe stand auf dem europäischen Markt der Silberwerth, wenn er auch nach diesem Zeitpunkt nicht sank, oder gar höher ging, als vor 1736, vermuthlich dennoch zehn Prozent tiefer, als er

gestanden hätte, wenn die Regalabgabe unvermindert geblieben wäre.

Vorausgesetzt also die Richtigkeit der Thatsache, daß während der ersten zwei Drittheile des vorigen Jahrhunderts auf dem europäischen Markt der Silberwerth steigend gewesen, so ließe sich dieß Phänomen sowohl durch die zunehmende Nachfrage nach Silber, als durch die wachsenden Kosten des Baues der Silberminen befriedigend erklären.

Nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sich der Durchschnittspreiß des Korns Anfangs allmählig, dann aber in dem letzten Jahrzehend sehr schnell gehoben.

Der Durchschnittspreiß in Frankreich aus den 33 Jahren von 1756 bis 1788 war $22,^{5}$ Franken, statt daß der dreißigjährige von 1746 bis 1776 nur $21,^{33}$ Franken, der von 1736 bis 1766 nur $18,^{25}$ Franken, und der von 1726 bis 1756 nur $17,^{58}$ Franken gewesen war.

In England war der Durchschnittspreiß aus den Jahren 1775 bis 1803, beide mit eingeschlossen, $53\frac{2}{3}$ Schillinge, *) statt daß

*) Siehe J. Jepson Oddy's European Commerce. London 1805. p. 503.

der dreißigjährige Durchschnittspreiß von 1770 bis 1799 nur 48 Schillinge, der von 1760 bis 1789 nur $41\frac{5}{8}$, der von 1750 bis 1779 nur $38\frac{1}{12}$, der von 1740 bis 1769 nur $32\frac{3}{4}$, der von 1730 bis 1759, so wie der von 1720 bis 1749 nur $29\frac{5}{8}$, der von 1702 bis 1734 hingegen $33\frac{1}{4}$ und so weiter rückwärts wiederum höher gewesen war.

Jeder Versuch, dieß schnelle und hohe Steigen des Kornpreißes, zumal seit der letzten Decade des vorigen Jahrhunderts, aus seinen wahren Ursachen befriedigend zu erklären, bleibt wohl besser auf weitere Erfahrung ausgesetzt.

Statt der hier dargestellten Variationen des Silberwerths in den letzten fünf Jahrhunderten, soll, nach der Meinung mehrerer Schriftsteller, welche sich mit Untersuchungen über die Preiße der Dinge beschäftigt haben, nur eine einzige Variation vorgegangen seyn. Der Silberwerth, behaupten sie, sey von den ältesten Zeiten an oder wenigstens im Laufe dieses halben Jahrtausends immerfort gesunken. Sogar die Zahlverhältnisse, nach welchen dieß beständige Sinken des Silberwerths nach und nach erfolgt seyn soll, hat ein achtungswerther brittischer Mathematiker, Schukburgh Evelyne,

zu berechnen versucht, *) und das Resultat dieser Berechnung hat ein anderer nicht gemeiner Schriftsteller für eine der wichtigsten staatswirthschaftlichen Entdeckungen erklärt.

Was zu dieser Meinung Anlaß gegeben zu haben scheint, sind theils Fehlschlüsse betreffend alte Preiße von Korn sowohl als von manchen andern Produkten, theils das herrschende Vorurtheil, als müsse, weil in jedem Lande mit der Zunahme seines Vermögens die Quantität Silber zunimmt, in eben dem Maaße, wie die Silbermenge sich vermehrt, der Silberwerth sich vermindern. Beides verdient eine genauere Prüfung.

Was man von Kornpreißen aus dem Mittelalter bis ins vierzehnte Jahrhundert kennt, sind Preiße nicht von auf einander folgenden Jahren, sondern nur von diesem und jenem einzeln; und meist nur von solchen, die sich durch außerordentliche Theurung oder Wohlfeilheit ausgezeichnet hatten. Aus dergleichen Angaben ist nicht leicht abzunehmen, was in irgend einem Zeitraum der ordentliche oder Mittelpreiß mag gewesen seyn. Und doch haben Schriftsteller,

*) Philosophical Transactions. Year 1798. part. I. p. 176.

scheint es, durch den außerordentlich tiefen Preiß von manchem Jahre jener alten Zeiten sich zu dem Fehlschluß verführen lassen, als wäre, weil der damalige tiefste Preiß viel niedriger war, als irgend einer aus der späteren Zeit, auch der ordentliche Mittelpreiß viel niedriger als späterhin gewesen.

Aber sie hätten bald finden können, daß auch die damaligen höchsten Preiße alles übersteigen, was späterhin von höchsten Preißen vorkommt. So werden von Fleetwood zwei engländsche Preiße vom Jahre 1270 angeführt, deren einer 288, der andre 284 Schillinge jetzigen Geldes für den Quarter Weizen betragen; imgleichen ein Preiß vom Jahre 1317, der 240 beträgt: Preiße, die seitdem bis auf den heutigen Tag unerhört gewesen sind. Natürlich wechselt der Kornpreiß am meisten in jenen unruhigen und ungeordneten Gesellschaften, wo durch Unterbrechung alles Handels und Verkehrs die Fülle von einer Gegend gehindert wird, dem Mangel einer andern auszuhelfen; welches zu jenen sogenannten Faustrechtszeiten bekanntlich der Fall war.

Sicherer als es aus solchen losen Preißangaben geschehen kann, sind daher oben aus Parlamentsakten die Mittelpreiße des Wei-

zens in England von jenen ältern Zeiten bestimmt worden; wogegen für Frankreich aus den vollständigern Angaben, die man von den dortigen Preißen der einzelnen Jahre besitzt, die Mittelpreiße jener Zeiten sich schon ziemlich sicher entnehmen lassen.

Indessen scheinen es auch nicht sowohl die Kornpreiße zu seyn, woraus jene Schriftsteller das beständige Sinken des Silberwerths von jenen alten Zeiten an bis auf die jetzigen gefolgert haben; als vielmehr theils die Preiße verschiedner andrer Produkte, theils die Sätze des Arbeitslohns. So sind in Schukburgh Evelyne's Tafel die mittlern Weizenpreise bei den Jahren 1350, 1450, 1550, 1600, 1650, 1675, 1720, 1740, 1760, 1780 in folgenden Verhältnissen angegeben, 100, 75, 100, 215, 293, 246, 233, 197, 203, 216; wo jede Zahl der letztern Reihe sich auf jede der erstern nach derselben Ordnung, wie sie hier stehen, bezieht. Und offenbar stimmt dieß im Ganzen mit demjenigen, was oben über die Veränderungen des Silberwerths gesagt ist, ziemlich überein. Dagegen sind in eben der Tafel bei den Jahren 1350, 1450, 1550, 1675, 1740, 1760 die Verhältnisse der Durchschnittspreiße von Groß- und Klein-

vieh, Hausgeflügel, Butter, Käse und Bier (alle diese Artikel zusammengenommen) in den Zahlen 56, 90, 100, 239, 434, 492, und die Verhältnisse des ländlichen Tagelohnes in den Zahlen 75, 96, 100, 188, 250, 275 ausgedrückt; wo die Beziehung der Zahlen auf einander wieder so, wie vorher, zu verstehen ist. Und nach diesen Angaben den Silberwerth geschätzt, würde allerdings ein beständiges Sinken desselben statt gefunden haben.

Aber aus den Preißen des Groß- und Kleinviehes und Geflügels in verschiednen Perioden der Kultur läßt sich der Sachwerth, den das Silber damals gehabt hat, nicht erkennen. In einem von Natur fruchtbaren, aber noch großentheils unangebauten und dünn bewohnten Lande sind Vieh und Geflügel, so wie Wildpret, im Verhältniß zum Korn wohlfeil; nicht, weil das Silber allda von hohem Werth, sondern weil diese Waaren allda von geringerem Werth sind: sie kosten in den Zeiten der Rohheit und Armuth weniger Arbeit, und gelten deshalb dann auch weniger Arbeit, als in Zeiten größerer Kultur und Begüterung. Ist doch in Südamerika, wo das Silber gewiß einen geringern Werth hat, als in Europa,

weil es von dort, beladen mit Transportkosten, hieher kommt, das Rindvieh wohlfeiler, als in irgend einer europäischen Gegend; warum anders, als weil es dort weniger Arbeit kostet.

Mit dem Fortgange der Kultur geht der Viehpreiß in die Höhe; aber sein höherer Stand in Verhältniß zum Kornpreiße beweiset dann auch nicht, daß der Sachwerth des Silbers kleiner, sondern daß der Sachwerth des Viehes größer geworden ist; das Vieh wird dann mit mehr Arbeit gezogen und gepflegt, und muß daher auch eine größere Quantität Arbeit gelten. Wozu noch kommt, daß im Kulturfortgange das Vieh, seiner Beschaffenheit nach, verbessert wird. Das englische Pferd, das, nach Schukburgh's Tafel, im Jahr 1550 nur 42 Schillinge galt, kommt gegen das, welches 1760 mit 280 Schillingen bezahlt ward, in keinen Vergleich. Und eben so ist es mit den verschiednen Arten des Schlachtviehes und Geflügels, und selbst zum Theil mit Butter und Käse bewandt.

Indem also nach den verschiedenen Graden der Kultur einer Nation solche Artikel sehr verschiedne Quantitäten Arbeit darstel-

len und gelten, geben sie kein taugliches Maaß zur Messung des Silberwerths ab.

Aber bei jedem Grade der Kultur und jedem Zustande des Vermögens einer Nation ist Korn das Erzeugniß menschlicher Arbeit, und bei gleichem Boden und Klima erfodert im Durchschnitt die Gewinnung gleicher Quantitäten Korn so ziemlich gleichviel Arbeit; weil, wenn schon mit zunehmender Kultur die Wirksamkeit der Arbeit sich verstärkt, dieser Vortheil durch den steigenden Preiß des Viehes, als des Hauptinstruments der Kultur, mehr oder weniger aufgewogen wird. Keines Produkts Verhältniß gegen Arbeit ist daher bei allen verschiednen Graden der Kultur und Bereicherung minder veränderlich, von keinem Produkt sind die Quantitäten, die gleichviel Arbeit darstellen oder gelten, zu verschiednen Zeiten im Durchschnitt minder ungleich, als von Korn. Besser läßt sich sonach über den Silberwerth, das ist, über das einem Quantum Silber gleich geltende Quantum Arbeit, urtheilen, wenn man ihn mit Korn, als wenn man ihn mit irgend einem andern Produkte mißt.

Was den Geldlohn betrift; so ist nur in Zeiten und Ländern, wann und wo dem Arbeiter ein gleichgroßer Lebensgenuß für seine

Arbeit zu Theil wird, sein Geldlohn proportional dem Geldpreiße der Nahrung; und der dem Arbeiter zu Theil werdende Lebensgenuß, oder Sachlohn, ist höher oder niedriger, nicht nach Maaßgabe der Wohlhabenheit oder Armuth der Länder, sondern nach Maaßgabe ihres fortschreitenden oder rückgängigen Wirthschaftsganges.

Wenn also in England nach Schukburghs Tafel, während der Kornpreiß von 1350 bis 1450 um ein Viertheil sank, der Geldlohn fast um ein Drittel stieg; und während jener von 1675 bis 1740 um ein Fünftheil sank, dieser um ein Drittheil stieg: so beweiset dieser gestiegene Geldlohn nicht eine Verminderung des Silberwerths auf dem europäischen Markt; sondern eine Vermehrung der Nachfrage nach Arbeit auf dem Markt von England, als eine Folge des fortschreitenden Ganges der englischen Nationalwirthschaft. Denn in Frankreich, das nicht ganz so fortschritt, sank der Geldlohn übereinstimmend mit dem Kornpreiße während des letzterwähnten Zeitraums so, daß er ziemlich gleichförmig ein Zwanzigtheil von dem Durchschnittspreiße eines Pariser Septiers Weizen, oder etwa $2\frac{1}{16}$ Metzen Berliner Maaß betrug.

Aber was wohl mehr noch, als die eben geprüften Fehlschlüsse, mag beigetragen haben, jene Schriftsteller irre zu führen, ist der herrschende Gedanke, als müßte, wenn mit eines Landes anwachsender Begüterung in ihm die Silbermenge sich vermehrt, in eben dem Maaße, wie diese zunimmt, der Silberwerth abnehmen: eine Meinung, die durchaus auf Vorurtheil zu beruhen scheint.

Aus zwei verschiednen Ursachen kann, wie schon mehrmals erwähnt worden ist, die Quantität des Silbers in einem Lande sich vermehren: entweder kraft der größern Ergiebigkeit der das Silber liefernden Minen; oder kraft des größern Realvermögens der Nation. Unstreitig zieht die erste dieser Ursachen, für sich allein genommen, allemal eine Verminderung des Silberwerths nach sich. Aber die zweite thut das keineswegs.

Wenn, während der Zustand der das Silber liefernden Minen ganz derselbe bleibt, in einem Lande, kraft seines zunehmenden Realvermögens, die Silbermenge sich vermehrt; so wird darum der Silberwerth in diesem Lande nicht sinken: er wird vielmehr, kraft der mit dem Realvermögen natürlich wachsenden Nachfrage nach Silber steigen. Das Silber wird häufiger nach diesem Lande

gehen, nicht weil es da weniger, sondern weil es da mehr gilt: denn, gleich jeder andern Waare, sucht natürlich das Silber den Markt, wo es den besten Preiß findet; und den findet es da, wo man ihn zu geben, kraft der Fülle von Nahrung und Gütern aller Art, am besten im Stande ist. Natürlich also wird der Silberwerth, wenn ihn nicht die zufällige Entdeckung ergiebigerer Minen niederhält, in jedem Lande, mit dessen zunehmender Kultur und Begüterung steigen: oder es wird, unter diesen Voraussetzungen, der Mittelpreiß des Korns sinken.

Aber sonach müßte ja zu aller Zeit, wie auch immer die den Markt der Handelswelt mit edeln Metall versorgenden Bergwerke mögen beschaffen seyn, der mittlere Kornpreiß tiefer in wohlkultivirten und starkbegüterten Ländern stehen, als in schlecht angebauten und armen. Wie reimt sich nun dieß mit der Erfahrung, wenn man den Gang des Kornhandels zwischen den verschiednen Ländern betrachtet, und erwägt, daß allemal der Kornpreis tiefer in dem Lande stehen muß, welches ausführt, als in dem, welches die Zufuhr empfängt?

In überaus vielen Fällen findet würklich aus kultivirtern und reichern Gegenden nach

minder angebauten und ärmern eine mehr oder minder regelmäßige Kornausfuhr statt; wie z. B. aus England nach Schottland, aus Dänemark nach Norwegen, aus Schwaben nach der Schweitz, und überhaupt aus Niederungen nach anstoßenden Gebirgen: zum klaren Beweise, daß, in den erstgenannten Ländern der Kornpreiß tiefer, und sonach der Silberwerth höher ist: ganz dem obigen Satze gemäß.

In großen Städten ist allemal der Kornpreiß höher als in einem abgelegnen Landstrich; aber nicht, weil in ihnen das Silber weniger, sondern weil in ihnen das Korn mehr Sachwerth hat. Es kostet nicht viel weniger Arbeit, Silber nach ihnen zu bringen, als nach dem abgelegnen Landstrich: aber es kostet weit mehr Arbeit, ihnen Korn zuzuführen.

Aus gleicher Ursache ist in manchem sehr reichen Lande, wie z. B. in Holland und im Genuesischen, der Kornpreiß höher, als anderswo. Diese Länder sind reich an Fleiß und Geschicklichkeit ihrer Einwohner, an aller Art von Maschinerie zur Verkürzung und Erleichterung der Arbeit, an Schiffen und andern Mitteln des Transports und Handels; aber sie sind arm an Korn, wovon

ihr Boden, trotz der sorgfältigsten Kultur, nicht genug für den Bedarf der zahlreichen Einwohner hervorbringt. Das Korn also, da es aus entferntern Ländern zu ihnen kommt, muß die Fracht von daher sammt allen damit verknüpften Unkosten durch einen Aufschlag seines Preißes bezahlen. Es kostet nicht viel weniger Arbeit amerikanisches Silber nach Amsterdam, als nach Danzig zu bringen, aber mit weit mehr Arbeit wird südpreußisches Korn nach Amsterdam, als nach Danzig, gebracht.

Das Realvermögen in Holland und die damit als Würkung oder Ursache zusammenhängende Silbermenge ist es nicht, was den dortigen hohen Kornpreiß erzeugt. Denn man vermindere, während man die Anzahl der Einwohner dieselbe seyn läßt, jenes Vermögen sammt jener Silbermenge, und der Kornpreiß wird, statt zu sinken, bis zur Höhe einer Hungersnoth steigen können. Nach Maaßgabe des zunehmenden Mangels an Korn, wird man dafür jeden Preiß in dem Silber, das man noch hat, hingeben. Sobald es an einem Lebensbedürfnisse fehlt, opfert man Entbehrlichkeiten, wie Silber, auf, deren Werth in Nothzeit eben so sinkt, wie er in Zeiten des Wohlstandes

steigt: wogegen ein Lebensbedürfniß, wie Korn, seinem Sachpreiße d. i. dem damit erkaufbaren Arbeitsquantum nach, in Nothzeiten steigt, und in Zeiten der Begüterung und Wohlfahrt sinkt; welches allemal Zeiten des Ueberflusses sind, indem sie sonst nicht Zeiten der Begüterung und Wohlfahrt seyn könnten.

In fruchtbaren Ländern, die wenig angebaut und dünn bevölkert sind, wird, sofern sie einen Ueberfluß an Korn über ihren Selbstbedarf haben, der einheimische Preiß dieses Korns, durch den Preiß der Märkte regulirt, wohin es gehen soll. So ist es mit Nordamerika bewandt, das noch nicht Zeit gehabt hat, zur vollständigen Kultur zu gelangen; und so mit dem ehemaligen Polen, mit Ungarn und andern Ländern, wo das Feudalwesen die Bevölkerung niederhält und den Kunstfleiß erstickt, so daß in ihnen nicht 1000 Menschen auf die Quadratmeile kommen, und daß von der ganzen Volksmenge nicht der zehnte Theil sich von städtischen Gewerben allein ernährt.

Indem unter solchen Umständen, trotz der geringen Kultur, ein Ueberschuß über den Selbstbedarf an Korn erzeugt wird, der einen weiten Absatz zu suchen hat, kann dieß

Korn daheim nur einen solchen Preiß gelten, bei dem es die Fracht nach dem entfernten Markt ertragen kann. So geschieht es, daß der Kornpreiß am Bug und an der Wilia durch den in den preußischen Seestädten, und dieser durch den in Amsterdam und andern Plätzen, wohin das Korn zur Konsumtion hingehen soll, großentheils regulirt wird.

Dieselbe Quantität Arbeit, welche in diesen Ländern eine gewisse Quantität Korn im Durchschnitt erzeugt, könnte bei besserer Anwendung eine viel größere Quantität erzeugen. In diesem Betracht ist also der Sachwerth des Korns dort nicht geringer, als anderswo. Und so fern sein Geldpreiß tiefer ist, hat also würklich das Silber in diesen Ländern einen höhern Sachwerth. Aber es hat ihn vermöge einer Verfassung und örtlichen Lage, die diesen Ländern eigen sind.

Auch würde in ihnen, wenn sie einst eine bessere Verfassung erhielten, und dadurch an Kultur und Volksmenge sich schnell aufnähmen, der Kornpreiß Anfangs wohl eher steigen, als herunter gehen. Aber in weiterem Verfolge würde er, falls ihn nicht die zufällige Entdeckung ergiebigerer Silberminen emporhielte, so gut sinken, als er un-

ter ähnlichen Umständen, um das Ende des vierzehnten Jahrhunderts in England und Frankreich sank. Und ungeachtet dieses Sinkens würde in ihnen doch die Bodenrente so gut, wie es damals in England und Frankreich geschah, nicht nur an sich mit dem vergrößerten Ertrage wachsen; sondern auch den Grundeigner in den Stand setzen, mehr Lebensgenuß dafür einzutauschen, als vordem, da er eine Menge von Artikeln, aus der weiten Fremde geholt, theuer bezahlen mußte, die er dann, in der Nähe, von seinen Mitbürgern, kraft der unter ihnen verbreiteten städtischen Industrie, besseren Kaufs bekäme.

In den Ländern, welche den europäischen Markt mit Silber und Gold hauptsächlich versorgen, in Spanien und Portugal ist die Ausfuhr jener Metalle mit Abgaben belegt. Um den ganzen Betrag dieser Abgaben muß daher in ihnen der Werth jener Metalle tiefer, und sonach der mittlere Kornpreiß höher stehen, als anderswo. Und schon daraus wird es begreiflich, woher ihnen selbst aus den barbarischen Staaten von Nordafrika, denen sie gewiß an Kultur überlegen sind, Korn zugeführt werden kann.

Wiefern das brittische Gesetz, welches die

Korneinfuhr in Großbritannien verbietet, so lange der Preiß nicht über eine gewisse Gränze steigt, eine ähnliche Würkung habe, den Metallwerth niedriger und sonach den mittlern Kornpreiß höher zu stellen, als er sonst seyn könnte, wird an einem andern Ort untersucht werden.

So zeigt sich also der Gang des Kornhandels, wenn man die Eigenheiten der verschiednen Länder betrachtet, wohl vereinbar mit dem allgemeinen Satz, daß die zunehmende Kultur und Begüterung und Volksmenge der Länder, kraft der damit wachsenden Nachfrage nach Metall, den Werth des Metalls zu erhöhen strebt; und, falls ihn die zufällige Entdeckung reicherer Minen nicht niederhält, würklich erhöhet.

Wenn man daher auch annimmt, daß in Europa, während des letztverflossenen halben Jahrtausends, Bodenkultur, Begüterung und Volksmenge beständig zugenommen haben; so hat man doch keinen Grund daraus zu schließen, daß während dieses Zeitlaufs der Silberwerth immerfort müsse gesunken seyn; vielmehr lassen sich eben dadurch die im funfzehnten und achtzehnten Jahrhundert vorkommenden Erscheinungen seines Sinkens ganz natürlich erklären.

Die bisherige Untersuchung über das Verhältniß zwischen der Bodenkultur und dem Metallwerth führt zu folgenden Resultaten.

Der niedrige Geldpreiß von Korn und Feilschaften überhaupt, oder anders gesagt, der hohe Tauschwerth des Metalls, welchen manche Schriftsteller als ein Merkmal von der Armuth und Unkultur des Landes, um die Zeit, als er daselbst Statt fand, zu betrachten scheinen, ist davon kein Merkmal. Er beweiset weiter nichts, als die Unergiebigkeit der Minen, welche zu jener Zeit die Handelswelt mit Metall versorgten; Armuth aber und Unkultur beweiset er nicht. Denn eine arme Nation, so wie sie nicht vermag mehr Metall zu kaufen, als eine reiche; so vermag sie auch nicht dafür mehr zu geben; und der Werth des Metalls kann daher nicht wohl höher in einem Lande seyn, wenn es schlecht angebauet und arm, als wenn es wohlkultivirt und reich ist.

Der im Verhältniß zum Geldpreiße des Korns niedrige Geldpreiß von einigen besondern Artikeln hingegen, wie von Schlachtvieh, Geflügel, Wildpret und dergleichen, ist ein entscheidendes Merkmal von der Unkultur und Armuth des Landes, in welchem

er

er statt findet. Er beweiset klar, erstens, den großen Ueberfluß dieser Dinge in Verhältniß zum Korn; folglich den großen Umfang von Land, das ihnen überlassen ist, in Verhältniß zu dem, welches Korn trägt: und zweitens, daß jener Boden, der einen so werthlosen Ertrag liefert, einen sehr geringen Werth in Verhältniß zum Kornboden, oder daß dieser einen sehr hohen Werth in Verhältniß zu jenem hat; daß folglich nur ein sehr kleiner Theil des Landes angebauet, Verlag und Bevölkerung schwach, und die Nation noch in der Kindheit ist.

Die zunehmende Ergiebigkeit der Gold- und Silberminen, oder das Sinken des Metallwerths, ist an sich betrachtet kein Beförderungsmittel der Bodenkultur und Begüterung; so wie die zunehmende Unfruchtbarkeit jener Minen, oder das Steigen des Metallwerths, an sich kein Hinderniß der Kultur und Begüterung ist.

Seit der Entdeckung der amerikanischen Minen zwar hat Europens Anbau und Wohlstand sich ungemein vermehrt, und zugleich hat der Metallwerth sich nach und nach vermindert. Aber diese beiden Ereignisse rühren jedes von einer ganz verschiede-

nen Ursache her, und stehen an sich mit einander kaum in irgend einem natürlichen Zusammenhange. Das Letztere ist eine Folge von reinem Zufall, der Gold- und Silberminen entdecken ließ, reicher, als alle, die man je zuvor gekannt hatte. Das Erstere ist eine Folge davon, daß in einem großen Theil Europens das Feudalsystem aufgelöset, und eine solche Staatsverwaltung eingeführt ward, welche der Industrie die einzige Aufmunterung, deren sie bedarf, eine leidliche Sicherheit in Hinsicht auf den Genuß der Früchte ihres Fleißes, gewährte. Wo diese Sicherheit nicht eintrat, sey es, weil das Feudalwesen blieb, oder weil kein besseres System an dessen Stelle kam, da hoben sich auch Industrie, Kultur und Begüterung nicht empor.

Hat doch in allen Ländern, kraft der Ergiebigkeit der amerikanischen Bergwerke, der mittlere Kornpreiß steigen, oder der Metallwerth sinken, und die Metallmenge sich vermehren müssen, und zwar ziemlich nach einerlei Proportion zu dem jährlichen Boden- und Arbeitsertrage jedes Landes. Aber haben darum auch Industrie, Kultur und Begüterung überall zugenommen? In dem vor-

maligen Polen und den östlichen Donauländern bis auf die neueste Zeit sehr wenig; noch weniger, oder vielmehr gar nicht, in der europäischen Türkei, und der ganzen Levante; welche Länder jetzt so dünnbevölkert, schlecht kultivirt und unbegütert sind, wie sie es vor der Entdeckung von Amerika nur immer seyn konnten. In Spanien und Portugal scheint vollends der jährliche Boden- und Arbeitsertrag abgenommen, und die Nationalbegüterung sich vermindert zu haben: obgleich grade dort der Metallzufluß am anhaltendsten und stärksten gewesen ist; und folglich, wenn er an sich Industrie, Kultur und Wohlstand bewürken könnte, grade dort diese Würkung am auffallendsten hätte zeigen müssen. Auch muß in diesen Ländern nach Verhältniß ihres dinglichen Vermögens mehr Gold und Silber vorhanden seyn, als in irgend einem andern; weil in ihnen die Ausfuhr dieser Metalle durch Verbot oder Impost gehemmt wird. Und doch gehören sie zu den ärmsten Ländern in Europa.

Das anhaltende Sinken des Silberwerths oder Steigen des mittlern Kornpreißes kann dem Landmann auf einem doppelten Wege Vortheil bringen.

Erstens, sofern dann von einer gleichen Summe Geldes der Werth immer kleiner wird, und sonach Zahlungen, die sich auf bestimmte Summen belaufen, mit einem geringern Realwerth bestritten werden können; so gewinnt der Landmann, wenn er als Schuldner alte Darlehne abbezahlt, oder als langzeitiger Pächter die Rente von den späteren Jahren entrichtet, oder als Unterthan seine von langer Zeit her in einer festen Summe bestehende Landsteuer an den Staat abträgt.

Zweitens, sofern mit dem Sinken des Silberwerths nicht alle käuflichen Dinge auf einmal und gleich stark im Preiße steigen, sondern eines später, das andere früher, eins mehr, das andere weniger in die Höhe geht, hat er vielleicht den Vortheil, manche seiner Bedürfnisse verhältnißmäßig wohlfeiler einzukaufen.

Indessen so viel er als Schuldner, als Pächter, als Unterthan in solchen Fällen gewinnt; so viel verliehrt sein Gläubiger, sein Verpächter, seine Landesregierung, die bald genöthigt ist den Minderwerth ihrer Einnahme durch Erhöhung alter, oder Einführung neuer Abgaben von ihm oder andern sich er-

setzen zu lassen. Die Ungleichmäßigkeit aber des Steigens der käuflichen Dinge im Preiße, soweit sie vom sinkenden Silberwerth herrührt, hält nicht lange vor; und und sofern sie lange vorhält, rührt sie von Ursachen her, die unabhängig von der Veränderung des Silberwerths statt haben.

Aus allem diesem läßt sich leicht abnehmen, was umgekehrt das Steigen des Silberwerths oder das Sinken des mittlern Kornpreißes dem Landmann für Nachtheil bringen kann.

Jene Vortheile sowohl als diese Nachtheile sind, wie man sieht, meist von seltnen Bedingungen abhängig, und hören von selbst auf, sobald die Veränderung des Silberwerths nachläßt.

Eben so bedingt und unbeständig ist mithin auch alles, was sich von jenen Vortheilen Gutes für die Bodenkultur erwarten, oder Böses von diesen Nachtheilen besorgen läßt. Und sonach bleibt zur dauernden und sichern Beförderung der Kultur nichts übrig, als die gerechte Verfassung; die, indem sie dem Fleiße die gewisse Aussicht auf den Genuß seiner Früchte gewährt, ihm eben dadurch zu jeder Anstrengung ermuntert.

Das vom Sinken des Metallwerths allein herrührende Steigen der Geldpreiße trifft alle Feilschaften gleichmäßig; so daß, nachdem das Silber z. B. ein Drittheil oder Viertheil seines vorigen Werths verliehrt, alles Erkäufliche mit der Zeit um ein Drittheil oder Viertheil theurer seyn wird, als es sonst wäre. Findet man daher, daß im Verlauf eines halben oder ganzen Jahrhunderts die verschiednen Produkte nicht alle gleich stark mit dem Korn im Preiße gestiegen sind, sondern einige weit höher; so muß man nicht dem verminderten Sachwerth des Silbers, sondern dem vergrößerten Sachwerth solcher Produkte ihren höhern Preißaufschlag zuschreiben.

Diese Unterscheidung der Ursachen des Theurerwerdens mancher Produkte ist keine müßige Grübelei, sondern kann in manchem Betracht nützlich seyn.

Sie kann nützlich seyn, sofern sie ein leicht erkennbares Merkmal von dem Flor des Landes abgiebt. Ist der steigende Preiß mancher Produktarten lediglich eine Wirkung von dem sinkenden Metallwerth; so folgt daraus weiter nichts, als daß die Minen, welche den Markt mit Metall versor-

gen, ergiebiger sind: wobei das Realvermögen der Nation, ihr jährlicher Boden- und Arbeitsertrag entweder, wie es z. B. in Portugal geschah, nach und nach abnehmen, oder, wie es in den meisten andern Ländern Europens der Fall war, allmählig zunehmen kann. Ist aber jener steigende Preiß mancher Produkte eine Folge davon, daß der Boden, von dem sie sonst kommen, einen höhern Sachwerth gewonnen hat, nämlich durch Urbarmachung und Verbesserung zum Kornbau geschickt gemacht worden ist: so zeigt dieser Umstand aufs klärste den fortschreitenden Gang der Nationalwirthschaft an; und es ist wohl nicht unnütz, von dem zunehmenden Werth des Bodens, der in jedem beträchtlichen Lande das größte, wichtigste und dauerhafteste Stück des Nationalreichthums ausmacht, einen so entscheidenden Beweis zu kennen.

Auch kann jene Unterscheidung nützlich seyn, wenn es zur Frage kommt, wie bei steigenden Preißen die Geldgehalte der untern Staatsdiener regulirt werden sollen. Ist der steigende Preß mancher Lebensmittel eine Folge von dem sinkenden Silberwerth: so sollte man jedes Geldgehalt, wofern es

nicht vorher schon allzustark war, nach Verhältniß des gesunknen Silberwerths erhöhe; sonst wird des Dienstmanns Sachlohn, oder sein reelles Amtseinkommen, um soviel geschmälert seyn. Rührt dieser steigende Preiß aber davon her, daß der Sachwerth solcher Lebensmittel, kraft der höhern Kultur des sie hervorbringenden Bodens, größer geworden ist; so wird es eine verwickelte Frage, ob überhaupt, oder in welchem Verhältnisse man die Geldgehalte erhöhen soll. Denn nach Maaßgabe der sich erweiternden und verbessernden Bodenkultur werden zwar (aus Ursachen, die vorher angegeben worden) alle animalischen Eßwaaren im Verhältniß zum Korn theurer, aber dagegen auch die vegetabilischen wohlfeiler; indem durch die zunehmende Fruchtbarkeit des Bodens die Fülle dieser letztern vermehrt, überdem im Fortgange der Landwirthschaft, manches Gewächs, das man sonst nur in Gärten zog, auf dem Felde im Großen wohlfeiler gebauet, und manches vorher unbekannte und wohlfeilere neu kultivirt wird.

Hier ist es nun nicht leicht auszumitteln, wiefern das Steigen der einen Art Lebensmittel durch das Sinken der andern ersetzt

werde. Hat der Sachpreiß des Schlachtviehes einmal seinen höchsten Stand erreicht; so kann das nachherige Steigen der andern animalischen Eßwaaren, wie des Federviehes, der Fische, des wilden Geflügels und andern Wildprets, welche Dinge später als das Schlachtvieh, ihren höchsten Preiß erreichen, auf den Zustand der untern Volksklassen wenig Einfluß haben. Gewiß finden sie sich durch die Theurung dieser Artikel weniger bedrückt, als durch die Wohlfeilheit der Kartoffeln erleichtert. Was ihnen härter fällt, ist die Theurung der Brennmaterialien.

Die zunehmende Landeskultur strebt den Sachpreiß der Fabrikate einerseits zu erniedrigen, andrerseits aber zu erhöhen; und nach der verschiednen Natur der Fabrikate gewinnt entweder eine Würkung, oder die andere das Uebergewicht.

Sie strebt ihn zu erniedrigen, denn bessere Maschinerie, würksamere Verfahrungsarten, größere Geschicklichkeit und zweckmäßigeres Trennen und Vertheilen der Geschäfte sind die natürlichen Folgen von der zunehmenden Kultur. Dieß alles aber trägt dazu bei, daß mit einer viel kleinern Quan-

tität Arbeit eine gleiche Quantität Waare verfertigt werden kann. Und dieses Ersparniß an dem Quantum der Arbeit kann so beträchtlich seyn, daß es der Vermehrung des Arbeitslohnes, der allerdings mit dem Flor des Landes wächst, nicht nur das Gegengewicht hält, sondern in vielen Fällen sie weit aufwiegt.

Dagegen strebt die zunehmende Landeskultur den Sachpreiß von Fabrikaten zu erhöhen, sofern sie macht, daß der Sachpreiß vieler rohen Materialien steigt, deren Vertheurung natürlich auf den Preiß der daraus verfertigten Fabrikate würkt.

Bei den gröbern Arten von Waaren, deren Preiß mehr durch das Material, als durch die Fabrikaturarbeit bestimmt wird, wie z. B. bei Zimmermanns- oder Böttcher- oder gemeiner Tischler- und Drechsler-waare, kann der mit zunehmender Bodenkultur nothwendig steigende Sachpreiß des Holzes allen Vortheil aufwiegen, den die beste Maschinerie, die größte Geschicklichkeit, und die passendste Arbeitstheilung gewähren mag.

In allen Fällen aber, wo das rohe Material seinem Sachpreiße nach gar nicht oder

wenig steigt, imgleichen wo solches minder, als die Fabrikaturarbeit, den Preiß der Waare bestimmt, sinkt dieser allemal verhältnißmäßig herab.

Am auffallendsten hat sich an den Fabrikaten, deren Material die gemeinen Metalle sind, dieß Sinken des Preißes im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte gezeigt. Ein besseres Gehwerk einer Uhr, als ehedem mit hundert Thalern bezahlt ward, bekommt man jetzt vielleicht für zehn; und manche englische sogenannte Birminghamer und Sheffielder Waare setzt durch ihre Wohlfeilheit in Erstaunen. Dafür lassen sich aber auch wohl bei keiner Art von Fabrikaten Arbeitstheilung und Maschinengebrauch soweit treiben, als bei der, deren Material die gemeinen Metalle sind.

Tuchwaaren sind in derselben Zeit nicht so merklich gesunken. Eine Vergleichung ihres jetzigen Sachpreißes mit dem, welchen sie in einer entfernteren Zeit, z. B. um das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, hatten, zeigt indessen doch, daß damals feines Tuch sehr viel und grobes zwar soviel nicht, aber doch auch beträchtlich theurer war. Daß beiderlei Tuch seitdem wohlfeiler geworden ist,

erklärt sich aus drei wesentlichen Verbesserungen, welche seitdem in der Tuchmanufaktur aufgekommen sind; indem man die Spindel gegen das mit gleicher Arbeit wohl zweimal soviel schaffende Spinnrad vertauscht, zum Scheeren und Aufbäumen der Kette bequeme Maschinen ausgedacht, und Walkmühlen statt des vormaligen Walkens mit den Füßen eingeführt hat. Daß aber der Unterschied zwischen dem damaligen und jetzigen Preiße geringer bei dem groben Tuch ist, als bei dem feinen, erklärt sich wohl daraus, daß die Verfertigung des groben Tuchs in jener alten Zeit, wie eine Hausmanufaktur, fast von jeder Familie neben ihrem anderweitigen Beruf getrieben ward. Es mußte daher diese Waare wohlfeiler seyn, und konnte freilich auch beim Fortgange der Kultur nicht so sehr, wie die feine, sinken.

Seidenwaaren sind ebenfalls, ihrem Sachpreiße nach, wohlfeiler jetzt, als vor hundert und mehr Jahren: vielleicht nicht bloß darum, weil die Fabrikatur derselben sich vereinfacht hat: sondern auch, weil das Material, seinem Sachpreiße nach, durch vermehrte Kultur etwas wohlfeiler gestellt werden kann.

Unter allen Webewaaren aber sind die baumwollenen, ihrem Sachpreiße nach, gegen vorige Zeiten, wohl am tiefsten gesunken. Und das ist unfehlbar die Folge nicht so wohl von dem gesunkenen Werth des Materials, wie von der durch die bewundernswürdigste Maschinerie verkürzten, und durch chemische Erfindungen vervollkommneter Fabrikaturarbeit.

VI.

Wie würkt der verschiedne Gang der Nationalwirthschaft auf die Bodenrente?

Jede Verbesserung in den Umständen einer Nation strebt entweder direkter oder indirekter Weise die reelle Bodenrente, das Sachvermögen des Grundherrn, seine Macht über Arbeit oder Erzeugnisse der Arbeit andrer Leute zu vergrößern.

Erweiterung und Verbesserung der Bodenkultur bewirken direkter Weise einen Rentezuwachs. Von dem größern Ertrage ist auch der dem Grundherrn an Rente zufallende Theil größer; obschon im Kulturfortgange das Verhältniß dieses Theiles zum ganzen Ertrage kleiner wird. Gesetzt, es er-

weitre sich durch Urbarmachung die Aussaat eines Guts von 300 Scheffeln auf 400; und es steige durch bessere Kultur, der Einschnitt von fünf Körnern auf sechs, und sonach der Ertrag von 1500 Scheffeln auf 2400. Wenn nun auch die Rente sich auf eine volle Hälfte des vormaligen Ertrages belief, und dagegen etwa nur ein Drittheil des neuen ausmachen kann; so ist doch dieses Drittheil von 2400 größer, als die Hälfte von 1500.

Auch bewürkt direkter Weise, und in noch höhrer Proportion, einen Rentezuwachs der steigende Sachpreiß solcher Produkte, welche, wie es z. B. mit dem Vieh der Fall ist, erst zufolge der sich ausdehnenden Bodenkultur an Werth steigen, und hernach durch ihren gestiegnen Werth eine weiter zunehmende Bodenkultur veranlassen. Nicht genug, daß mit dem steigenden Sachwerth solches Produkts, die dem Grundherrn zukommende Portion vom ganzen Ertrage gleichfalls an Sachwerth steigt; sondern auch das Verhältniß von seiner Portion zum ganzen Ertrage wird größer. Denn sofern es nicht mehr Arbeit kostet diesen Ertrag zu gewinnen, nachdem er seinem Sachpreiße nach höher gestiegen ist, als

zuvor; so reicht eine kleinere Portion davon hin, den jene Arbeit beschäftigenden Verlag mit dem üblichen Profit zu erstatten. Eine größere fällt also dem Grundherrn anheim. Zog z. B. ein Gut in dem schottischen Hochlande vor der Union auf seinen wüsten Weiden zum jährlichen Verkauf 20 Stücke Rindvieh, die damals 150 Scheffeln Roggen gleich galten, und hob sich ihr Preiß in der Folge so, daß nachher diese Stücke Vieh 300 Scheffeln Roggen an Werth gleich wurden; während die Arbeit der Zucht und Wartung des Viehes dieselbe blieb, wie zuvor; so reichte von diesem theurern Vieh eine kleinere Portion zur Deckung der Kosten jener Arbeit hin, und eine größere blieb also für die Rente des Grundherrn übrig.

Jede Verbesserung, wodurch Arbeit an Wirksamkeit verstärkt wird, so wie sie direkter Weise den Sachpreiß der Fabrikate zu vermindern strebt, so strebt sie indirekter Weise den Sachwerth der Bodenrente zu vermehren. Der Grundeigner setzt den Theil seiner rohen Produkte, der ihm entbehrlich ist, oder was auf eins hinaus kommt, den dafür gelösten Preiß in Fabrikate um. Was

den Sachpreiß von diesen senkt, erhöhet den Sachpreiß von jenen. Eine gleiche Quantität von Produkten also wird das Aequivalent einer größern Quantität von Fabrikaten; und setzt den Grundeigner in den Stand, sich von den Bequemlichkeiten, Zierden und Genüssen, die er begehren mag, eine größere Quantität zu verschaffen.

Jede Vermehrung des Realvermögens der Nation, jeder Zuwachs zur Quantität nützlicher Arbeit, die in ihr verrichtet wird, strebt indirekter Weise die reelle Bodenrente empor zu heben. Denn von diesem Vermögen und dieser Arbeit geht natürlich ein Theil auf das Land; mit der Zunahme des Verlages und der Arbeit auf dem Lande wächst der Ertrag, und mit dem Ertrage die Rente.

Die entgegengesetzten Umstände streben eine entgegengesetzte Würkung hervorzubringen. Die Vernachlässigung der Bodenkultur, der sinkende Sachpreiß irgend einer Gattung von Produkten, der mit dem Verfall von Kunst und Industrie steigende Sachpreiß von Fabrikaten, das Einschwinden des Realvermögens der Nation, dieß alles strebt die reelle Bodenrente zu erniedrigen, das Sachvermögen des Grundeigners zu schmälern.

lern, seine Macht über Arbeit oder Erzeugnisse der Arbeit anderer Leute zu vermindern.

Fünfte Abtheilung.

In welchem Verhältnisse steht das Interesse einer jeden der drei Menschenklassen, die von Lohn, von Profit und von Rente leben, zu dem allgemeinen Interesse der ganzen Staatswirthschaft?

In welcher Art der gesammte jährliche Boden- und Arbeitsertrag jeder Nation sich in drei Stücke theilt, und drei verschiedenen Klassen von Leuten, denen, die von Rente, die von Lohn, und die von Profit leben, ein Einkommen giebt, ist an einem andern Orte gezeigt, und zugleich bemerkt worden, daß diese drei Klassen die wesentlichen und ursprünglichen Bestandtheile jeder civilisirten Staatsgesellschaft sind.

Das Interesse der ersten von diesen drei großen Klassen ist, wie wir am Ende des vorigen Kapitels gesehen haben, mit dem Interesse der ganzen Staatsgesellschaft innig und

unzertrennlich verknüpft. Was dem einen angemessen oder entgegen ist, ist es auch dem andern. Wann daher öffentliche Berathungen gehalten werden, betreffend irgend ein staatswirthschaftliches Regulativ; so können die Landeigenthümer mit dem Vorsatz, das Interesse ihrer eigenen besondern Klasse zu befördern, das Publikum nicht mißleiten; vorausgesetzt, daß sie von diesem Interesse eine leidliche Kenntniß haben, und allein durch dasselbe, und kein andres, sich in ihrem Urtheil bestimmen lassen.

Diese doppelte Voraussetzung findet zumal bei dem vornehmeren Theile von ihnen nicht immer und überall statt. Es fehlt ihnen nur zu oft an vollständiger Einsicht in ihr wahres Interesse. Gebohren zu einem Einkommen, das ihnen weder Arbeit noch Sorge kostet, sondern gleichsam von selbst und ohne daß sie sich deshalb mit irgend einem Entwurf oder Plan befassen dürfen, zufließt, werden sie durch die Gemächlichkeit und Sicherheit ihrer Lage leicht zu einer Indolenz verführt, die sie öfters nicht nur unwissend macht, sondern auch unfähig zu jener Geistesanstrengung, welche nothwendig ist, wenn man die Folgen irgend einer öffentlichen Maaßregel voraussehen und beurtheilen

will. Besitzen sie vollends, wie es in vielen Ländern der Fall ist, erbliche Vorrechte in Hinsicht auf ihre Grundeinsassen sowohl, als auf die übrigen Staatsgenossen; so werden sie, durch Rücksichten auf solche besondere Vorrechte, nur zu oft an der unbefangenen Beherzigung des reinen Landeigner-Interesse gehindert, und, selbst bei richtiger Einsicht in dasselbe, zu Beschlüssen bestimmt werden können, die jenem sowohl als dem gesammten Nationalinteresse widerstreiten. Auch hat man sie oft genug jeden Antrag zurückweisen oder vereiteln sehen, der darauf ausging, Einrichtungen zu ändern, durch welche das wahre Lebensprinzip der Staatswirthschaft entkräftet wird, nehmlich die Unfreiheit des Landvolks aufzuheben, und die Käuflichkeit des Bodens für jeden, der ihn bezahlen kann, und dem der Eigner ihn überlassen will, einzuführen: sogar wenn ein solcher Antrag von einem gerechten und weisen Regenten an sie als seine Vasallen kam. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß, vermöge eines Erbfehlers, der Mensch einen gegenwärtigen geringern Vortheil dem eingeständlich größern aber entfernten vorzuziehen pflegt; daß vermöge eines zweiten Erbfehlers der Mensch lieber gnädig als gerecht ist, und lieber Andre von seiner

Willkühr abhangen sehen, als sie durch einen freien Vertrag sich verpflichten will; wobei sein Stolz selbst über seinen Eigennutz obsiegt, und einen Gewinn ausschlägt, der mit einer Beschränkung der Eigenmacht verknüpft seyn würde. Nichts vom Neide zu sagen, der das sich entzogen glaubt, was Andre für sich erwerben, und wäre es selbst mit eignem Vortheil für ihn verknüpft.

Bei den brittischen Landeignern im Ober- und Unterhause, wo solche Rücksichten nicht statt finden, ist es freilich nur Mangel an Kenntniß, was sie verführen kann, irgend ein staatswirthschaftliches Regulativ, das dem reinen Landeignerinteresse, und mithin auch dem Interesse der gesammten Nation widerstreitet, vorzuschlagen; oder, wenn es, wie gewöhnlich, von Kaufleuten und Fabrikanten vorgeschlagen wird, zu genehmigen.

Das Interesse der zweiten Klasse, die von Lohn lebt, ist eben so innig, als das der ersten, mit dem Interesse der ganzen Staatsgesellschaft verknüpft. Der Arbeitslohn ist nie höher, als wenn die Nachfrage nach Arbeit anhaltend zunimmt, oder wenn jedes Jahr beträchtlich mehr als das vorhergehende Jahr gearbeitet wird. Bleibt die Nationalwirthschaft eine Zeitlang, ohne fortzuschreiten, im

Beharrungsstande; so sinkt der Lohn bald so weit herab, bis er nur eben noch hinreicht, das Aussterben der Arbeiterklasse zu verhindern. Geht die Nation in ihrem Wohlstande zurück; so fällt der Lohn selbst unter diesen Satz. Vielleicht gewinnt, beim Flor der Nation, die Landeignerklasse mehr, als die Klasse der Arbeiter; gewiß aber leidet keine Klasse so schrecklich, wie diese, wenn die Nation in Verfall geräth.

Allein, obgleich des Arbeiters Interesse mit dem Interesse der Staatsgesellschaft innig verknüpft ist, vermag er doch weder zu begreifen, worin dieses besteht, noch einzusehen, wie es mit seinem eignen zusammenhängt. Sein Beruf läßt ihm keine Zeit, sich von der Lage der Dinge gehörig zu unterrichten, und seine Erziehung, Lebensweise und Gewöhnungen machen ihn insgemein ungeschickt, richtig zu urtheilen, wenn er auch von allem völlig unterrichtet wäre. Bei den öffentlichen Berathschlagungen wird daher auf seine Stimme wenig gehört, und noch weniger geachtet, außer wann sie sich bisweilen zum Geschrei erhebt, das aber dann gewöhnlich zum Vortheil seiner Lohnherren, die ihn dazu angestiftet hatten, und nicht zu seinem eignen ausschlägt.

Diese Lohnherren gehören zu der dritten

Klasse, zu der nämlich, die von Profit lebt. Der Verlag zu Profit angewandt ist es, was den größten Theil der nützlichen Arbeit, die in jeder Staatsgesellschaft verrichtet wird, in Gang setzt. Nach den Planen und Anschlägen der Verlagseigner werden alle die wichtigsten Arbeiten angeordnet und geleitet, und Profit ist der erklärte Zweck aller jener Anschläge und Plane. Aber mit dem Profit ist es nicht, wie mit der Rente und dem Lohn. Der Profitsatz steigt nicht mit dem Wohlergehn der ganzen Gesellschaft, und sinkt nicht mit ihrem Verfall, wie die Rente und der Lohn: vielmehr ist er in reichen Ländern niedrig, und in armen hoch, und niemals höher, als wenn das Land am schnellsten seinem Untergange zueilt.

Fabrikunternehmer und Kaufleute sind in dieser Klasse gemeiniglich diejenigen, welche die stärksten Kapitalien in Umtrieb setzen, und durch ihren Wohlstand sich das meiste Ansehen zu verschaffen wissen. Während ihres ganzen Lebens immer mit Anschlägen und Planen beschäftigt, pflegen sie den meisten Landeignern an Scharfsinn überlegen zu seyn. Da ihre Gedanken aber sich mehr um das Interesse ihres eignen Berufs drehen, als auf das Interesse der ganzen Staatsgesellschaft gerichtet

sind; so ist ihrem Urtheil, selbst wenn sie es aufrichtig äußern (was nicht immer geschieht), weniger zu trauen, wenn von letzterm als wenn von erstern die Rede ist. Sie übertreffen den Landeigner nicht sowohl darin, daß sie sich auf das Nationalinteresse, als darin, daß sie sich auf ihr eignes Interesse besser verstehen, als er auf das seinige.

Mittelst dieser höhern Kenntniß ihres eignen Interesse haben sie des Landeigners Edelmüthigkeit in der brittischen Gesetzgebung oft getäuscht, und ihn beredet, sein eignes sowohl, als das Nationalinteresse aufzugeben, aus der sehr einfältigen aber ehrlichen Ueberzeugung, ihr Interesse und nicht das seine wäre das Nationalinteresse. Und doch ist das Interesse der Fabrikanten und Handelsleute allemal in gewissem Betracht abweichend vom Interesse des Publikums, und sogar ihm entgegengesetzt.

Immer ist es ihr Interesse den Markt zu erweitern, und die Konkurrenz zu verengern. Die Erweiterung des Markts kann öfters auch dem Publikum nützlich seyn, aber die Beschränkung der Konkurrenz ist seinem Interesse nothwendig allemal zuwider, und dient zu nichts, als die Kaufleute und Fabrikanten in den Stand zu setzen, durch Steigerung ihres Profits über den Satz, auf welchem er sonst natür-

lich stehen würde, eine ungereimte Steuer, zu ihrem Privatvortheil, von ihren übrigen Mitbürgern zu erheben.

Jeder Vorschlag zu einem neuen Gesetz oder Regulativ, der von dieser Klasse kommt, sollte daher allemal mit großer Behutsamkeit angehört und nicht eher genehmigt werden, bis, nachdem er lange und sorgfältig mit der pünktlichsten nicht nur, sondern selbst mit der argwöhnischsten Aufmerksamkeit geprüft worden. Er kommt von einer Menschenklasse, deren Interesse nie ganz einerlei mit dem Interesse des Publikums ist, die gemeiniglich ein Interesse hat, das Publikum zu täuschen und sogar zu drücken, und die bei vielen Gelegenheiten es auch würklich getäuscht und gedrückt hat.

88249 Ec.H
Author Kraus, Christian Jacob K91s
Title Staatswirthschaft. Vol.1-2

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET